U. C.

Dieses Buch ist dem Schutze des Publicums empfohlen.

New York Freie Leihbibliothek.

Ottendorfer Branch, 135 Second Ave.

JEDER Bewohner der Stadt New York, über zwölf Jahre alt, der genügende Referenzen bringt, kann ein Buch erhalten.

Man kann auf ein Mal nur einen Band aus der Bibliothek entnehmen, und dieser Band muss mit der Bibliothekkarte des Ap[...]ten, in der, durch die Regeln festgesetze[...] rückerstattet werden.

Kein Buch darf länger als zwei Wo[...] halten werden. Für jeden weiteren Ta[...] Cent Strafe zu zahlen. Nicht zurückge[...] Bücher werden abgeholt auf Unkosten [...] Entlehnenden, welcher kein anderes Buch [...]ben kann, bis alle Gebühren bezahlt sind.

Jedes Buch kann einmal auf zwei weiter[e] Wochen erneuert werden, wenn zur Zeit, oder vor Ablauf des Datums der Rückgabe, Applikation dafür gemacht wird.

Die Zeit für die Auslieferung und die Rückgabe der Bücher ist von 9. A. M. bis 9. P. M. an Werktagen. Sonntags von 4. P. M. bis 9. P. M.

Die Entlehner welche dieses Buch mi[t] Bleistift oder Tinte beschrieben, zerris[sen] oder sonst beschädigt finden, sollen b[eim] Bibliothekar Anzeige davon machen.

EAW

J. G. Kohl's

Reisen in Deutschland.

Erste Abtheilung:

Reisen im südöstlichen Deutschland.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1852.

Reisen

im

südöstlichen Deutschland

von

J. G. Kohl.

Zwei Bände.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1852.

Inhalt.

V. Die Isonzo-Landschaften.

VI. Triest.

VII. Inner-Krain und Rückkehr.

V.

Die Isonzo-Landschaften.

1. Südseite des Passes Predill.

Wie die meisten Engpaßwege von Deutschland nach Italien hinüber, so ist auch der Predill-Paß auf der südlichen Seite steiler, als auf der nördlichen. Von Tarvis her, das nur etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, steigt die Straße und die ganze Höhenmasse in ziemlich gerader Linie gemach aufwärts. Auf der Höhe angelangt, blickt man aber auf einmal in weite, wilde und tiefe Gebirgskessel, in welche sich der Weg in wiederholten Zickzacklinien hinabschlängelt.

Darf ich mich hier nach englischer Weise ausdrücken, so würde ich behaupten, daß ich „niemals in meinem ganzen Leben" furchtbarere Gebirgs-Scenen und kolossalere Bergwände gesehen, nirgends ein größeres Steinblock- und Trümmer-Gepolter geschaut, kurz nirgends eine herzerschütterndere Felsen-Wildniß gefunden hätte, als in diesem oberen Quellenbecken des Isonzo. — Es sind hier die südlichen Piedestale und Wurzeln — Tatzen und Klauen möchte ich sagen — jenes Bergriesen, dessen nördlichen Sockel ich vorher „in der Lahn" gesehen hatte, des Mangert nämlich, den die Italiener „Mangerta", die Deutschen Manhardt oder Manhardts-Berg nennen. — Aehnliche Schründe,

trockene Felsenlabyrinthe und mit Millionen von Zacken und Blöcken erfüllte Kessel und Klüfte giebt es aber, wie gesagt, überall auf der südlichen Seite der Alpen. Alle Wände und Höhen in unseren Isonzo-Kesseln waren ganz kahl, baum- und trostlos; auch gab es nirgends sprudelnde Quellen, Cascaden und Flüsse. Vielmehr waren alle Thäler nur mit trockenem Fels oder Schoter erfüllt. Diese italienischen Quellenthäler haben nur Wasserfülle, wenn es regnet.

Die Geschichtschreiber pflegen anzunehmen, daß die alten Barbaren, immer von den lieblichen Reizen des „Paradieses Italien" angezogen, über die Alpen zum Süden gepilgert seien. Allein, wenn man diese entsetzlich trostlosen, Nichts weniger, als anlockenden Kessel- und Felsenabsätze betrachtet, mit denen jenes Paradies rings umher, wie mit einer schauerlichen Kette von Löchern, umgeben ist: so sollte man denken, daß Italien wenigstens an seinem äußersten Rande gerade recht viel Abschreckendes für die Barbaren gehabt haben müßte, und man begreift wol, daß der König Alboin mit seinen Longobarden in der Nähe des Predill auf dem Königsberge Halt machte, und sich überlegte, ob er in diese italienischen Felsen-Labyrinthe hinabsteigen solle, oder nicht. Es ist ein Wunder, daß diese Barbaren am Rande von Italien nicht alle wieder umgekehrt sind, wie es allerdings Heinrich der Löwe that, der mitten in einem dieser Gränzkessel bei Chiavenna den Muth verlor, und, seinen Kaiser verlassend, wieder dem Norden sich zuwandte.

Italien ist eine süße, aber auswärts mit Stacheln besetzte Kastanie. Das von den Italienern gescholtene Deutschland ist aber wenigstens am Rande überall mit Honig bestrichen. Da giebt es sofort nützliche Wälder, schöne Wiesen, fruchtbare und erdreiche Thäler. Und sowie man

die italienischen Mauern mühselig erklommen hat, gelangt man gleich zu anderen, von Natur bequemeren und leichter zu bereisenden Wegen. So ist es bei dem St. Gotthard, so bei den graubündner Pässen, so hier bei Kärnthen. — Es ist ein Wunder, daß die Italiener, von ewiger Sehnsucht nach dem Honigrande Deutschlands, nach seinen Wiesen und Wäldern gereizt, nicht immer aus ihren trockenen Felslöchern herausgedrängt und nach dem Besitze jenes Landes getrachtet haben.

Ich hatte als Kutscher einen kleinen Burschen, aus dem kärnthner Gail-Thale gebürtig, bei mir. Er hatte diesen Weg noch nicht gemacht, und war, obwol selbst ein Bergbewohner, bei dem Anblick dieses wilden Anfangs des italienischen Paradieses ganz außer sich vor verwunderndem Entsetzen. „Ja, Herr", sagte er mir seufzend, „da haben die Leute ein Leben!" — „Habt Ihr es denn, Du kleiner Narr, in Eurem Gail-Thale, wo es doch auch nicht an Bergen fehlt, viel besser?" — „Das wollt' ich meinen, unsere Bäche fließen immer, unsere Wiesen trocknen nie aus, und überall ist das Thal fruchtbar, beackert und bewaldet." — Siehe da, ein kleiner nordischer Barbar mit seiner Sehnsucht nach Italien.

Ich bin den ganzen Isonzo herunter gereist von seinen Quellen, die an den Südwestabhängen des Mangert und des Terglou liegen, bis zu seiner Mündung bei Aquileja, von seinen trostlosen öden Felsen-Bergkesseln bis zu seinem reichen, weinbekränzten Delta. Es ist interessant, die allmählige Entwickelung eines solchen Flusses und aller der durch ihn bedingten und geförderten Verhältnisse in dem kurzen Zeitraume weniger Tagereisen zu überblicken. Es ist ein Fortschritt von der Armuth zu großem Reichthume, zu immer Besserem, dessen Schattirungen, Grade und Abschnitte Schritt vor Schritt mehr oder minder deutlich ins Auge

fallen. Es ist, wie eine Tonleiter von tiefen, ernsten zu immer höheren und helleren Tönen. Es ist, wie der Lebenslauf eines armen, mit Mühseligkeiten ringenden Mannes zu immer größerer Wohlhabenheit und zu immer erfreulicherem Leben. Es ist, wie der siegreiche Kampf eines Genies, das endlich die Palme und Krone erreicht. — Wir haben ein hübsches Gedicht von Hebel auf das Schwarzwald-Flüßchen, die Wiese, in welchem er den Lebenslauf eines Mädchens mit dem Flusse parallelisirt. Dieß Gedicht ist gerade so schön, so lieblich und idyllisch, wie es seiner Anlage nach sein sollte. Wenn aber ein Dichter das reiche Helden-Epos, das in den Felsen-Hieroglyphen und in dem Natur-Phaenomene des Isonzo-Thales verzaubert und verkörpert dasteht, in schönen deutschen Worten ablesen könnte, so würden wir ein noch viel großartigeres Gedicht daraus gewinnen. — Ich will im Verlaufe meiner Reiseschilderung die Verse und Strophen dieses versteinerten Gedichtes, so weit ich sie erkannt habe, näher zu bezeichnen suchen.

In den hinteren Thälern des Isonzo bemerkte ich, wie gesagt, nicht eine Spur von Wasser, und es scheint mir fast, als wenn die Quellen dieses Flusses im Sommer gänzlich versiegten. Jedoch täuscht man sich hier zuweilen, und glaubt gar kein Wasser annehmen zu dürfen, wo in der That doch solches vorhanden ist. Oft rinnt nämlich das Naß in diesen Thälern auf sehr langen Strecken, gewissermaßen halb unterirdisch, unter den ungeheuren Massen von Felsenschoter weg, ohne daß man es sieht. Kommt man weiter hinab, so entdeckt man zwischen den grauen und wüsten Gesteinen hie und da ein Auge grünbläulich blinckenden Wassers, das einen Tümpel bildet, aber noch einige Male wieder verschwindet. Zuletzt wird aber ein fortlaufender Faden daraus, man weiß selbst nicht recht, wie.

Das obere, wasserarme, aber an Felsen und grauen-

vollen Naturscenen reiche Becken des Isonzo, in dessen Mitte das Dörfchen Preth, wie ein Vogelnest zwischen den Ruinen eines römischen Coliseums, liegt, endigt sich mit einer merkwürdigen Zusammenschnürung des Thales, mit einer Abstufung und einem Engpasse, der den Namen „Chiusa“ (die Klause) führt. Die Ruinen des in der Geschichte dieser Länder berühmten Schlosses Pleß oder Chiusa di Pless nehmen die engste Stelle dieser Passage ein. Die Isonzo-Gewässer, zusammengepreßt durch die Wurzelknorren des Bergkolosses Rombon, haben mächtig in die Tiefe gewühlt, und hier einen gigantischen, wenige Ellen breiten, aber mehrere Kirchthürme tiefen Einschnitt in die Felsen gemacht, der dem Einschnitte des Rheins auf der Via Mala in Graubünden sehr ähnlich ist. In diese Kluft sind 1809 Hunderte mit einander ringender Franzosen und Oestreicher hinabgestürzt. An den Felswänden, in der Nähe der alten Festungsruine, steht eine Inschrift folgenden Inhalts: „Der Wohlgeporen Herr Georg Philipp, Herr von G e r a s, hat diese Festung Dals paut und renovirt unt die B a s s e r erfunden im 1613. Jar.“ Ich gebe hier diese Inschrift, ohne etwas Genaueres zu ihrer Erklärung beifügen zu können. Was das Wort Dals bedeuten soll, weiß ich nicht. Mir schien zwar nichts Anderes, als Dals, in den alten, etwas verwischten Schriften erkennbar zu sein. Es ist aber möglich, daß Klaus oder Plas hätte gelesen werden sollen. Jetzt heißt, wo nicht die Festung, doch die ganze Position bloß „Chiusa“ oder Klause; es ist gleichsam die südlichste Enge und Bastion des Predill-Passes. — „Basser“ soll wol „Wasser“ bedeuten und auf einen Quellbrunnen hinzielen, den jener Georg Philipp hier entdeckte nnd ausgraben ließ.

Aus der Chiusa di Pless heraus tritt man in einen zweiten Abschnitt des Isonzo-Thales, den man nach dem

Hauptorte in der Mitte den Flitscher Thalkessel nennen kann. Er ist schon minder wild, wenn gleich noch nicht sehr wesentlich von dem vorigen verschieden. Der Fluß ist nun bereits wasserreich, und verschwindet nicht mehr. Auch mischt sich einiges Grün von Bergwiesen und wenigen Wäldern in die Landschaft ein. Im Ganzen aber ist die Umgegend noch sehr felsig und eines nur dürftigen Anbaues fähig, daher auch das Völklein, das sich in diesem Kessel angesammelt hat, die Flitscher, nicht auf Ackerbau und Viehzucht allein seine Lebens-Existenz bauen kann. Wie die Bewohner so vieler italienischen und deutschen Hochgebirgs-Thäler, müssen sie in die Fremde wandern und in dieser die Mittel suchen, die es ihnen möglich machen, in ihrem rauhen Thalkessel später sorgenfreier ihren Lebensfaden zu Ende zu spinnen.

2. Flitsch.

Der Ort Flitsch, in den ich nun hinabwanderte, ist groß und volkreich, eben zu volkreich für die pittoreske, aber productenlose Felsen-Gegend, die ihn umgiebt. Flitsch ist sein deutscher Name, „Pless" oder „Plez" sein italienischer, „Waus" (so sprachen wenigstens die Bewohner des Landes, die ihn mir nannten) sein slavischer. Dieß sind lauter Umwandlungen des alten römischen Namens Ampletium.

Ehemals, als noch ein lebhafter Handel auf der Predill-Straße im Isonzo-Thale hinabging, war der Ort blühender. Jetzt sahen wir viele verfallene Häuser. Eine große Feuersbrunst hat hier, ich weiß nicht, vor wie viel Jahren, gewüthet. Aus Mangel an Kräften hat man aber nicht alle Häuser wieder aufbauen können. Eine eigene

Industrie haben die Flitscher nicht. Sie verkaufen keine selbsterzeugten Waaren; sie sind ächte Hausirer, welche die Industrie-Producte anderer fleißigen Leute, z. B. die Manufactur-Waaren der Böhmen, aufkaufen, und sie, mit einem mäßigen Gewinne sich begnügend, in alle Theile der Monarchie verschleppen und verhandeln. Man begegnet ihnen zu Zeiten in ganz Oestreich. „Was unser Majestät Kaiser Erde hat", sagte mir ein Flitscher, „da ist kein Flecken daran, wo nicht schon wir Flitscher darauf gewesen sein." — Man kennt die Flitscher in Ungarn sowol, als in Böhmen, in Dalmatien so gut, wie in Galizien. Das Hausiren und der wandernde Kleinhandel ist überhaupt eine Leidenschaft aller Slaven. Man könnte in Oestreich allein eine Menge slavischer Ort- und Thalschaften bezeichnen, deren Leute mit den Flitschern in eine Classe gehören. Die Flitscher haben ihren Hausirhandel ganz ebenso organisirt, wie z. B. die berühmten Rasnoschtschiks in Rußland. Wie diese, haben sie in den Hauptstädten des Landes einen Residenten oder Hauptmann, der den Chef einer Art Compagnie spielt, für die ganze Compagnie aufkauft und für eine große Waarenniederlage sorgt, so daß dann die eigentlichen herumwandernden Hausirer bei ihm ihre Waaren abholen können.

Die Flitscher, sagte ich, seien Slaven, und so sind es auch alle Anwohner des Isonzo bis nach Görz hinab. Diese Behauptung scheint erstlich nicht zu stimmen mit Dem, was ich oben sagte, daß mit dem Isonzo-Thale Italien beginne, und zweitens mit den in unsern geographischen Werken noch vielfach verbreiteten Angaben, wonach die hiesigen Leute für Furlaner ausgegeben werden*). Wenn ich oben annahm, daß mit dem Isonzo-Thale Ita-

*) Natürlich giebt es manche Leute und Bücher, die sehr wohl und besser als ich wissen, welche Bewandtniß es mit der hiesigen Be-

lien anfange, so dachte ich dabei an die physikalische Beschaffenheit des Landes und die Physiognomie seines Klimas, seiner Producte und seiner Vegetation. In dieser Beziehung ist zwischen dem Isonzo-Thale und den benachbarten Thälern des Tagliamento, der Piave, der Brenta &c. wenig oder gar kein Unterschied. An ihnen zeigt sich derselbe hydrographische Zustand in den oberen Gebieten, dieselbe landschaftliche Physiognomie, dasselbe stufenweise Auftreten der Wallnüsse, der Kastanien, der Cypressen, der Feigen, der Oliven, dieselbe Art des Weinbaus und der Seidenzucht in den unteren Gebieten, am Isonzo, wie an den übrigen norditalienischen Flüssen. — Mit dem Nachbarflusse im Osten, mit der Save, bildet dagegen der Isonzo in allen diesen Punkten den größten Contrast; denn jener hat ganz nordischen Charakter, und es ist zwischen ihm und dem Isonzo in vegetativer, klimatischer und überhaupt physikalischer Hinsicht ein außerordentlicher Unterschied.

Das Gesagte gilt nicht blos von dem Haupt-Canale des Isonzo allein, sondern auch von allen seinen Nebenflüssen und Nebenthälern; so namentlich auch von dem größten Nebenflusse, dem Vipbach oder Vipaco, der, obwol er noch ziemlich weit nach Osten in das Land Krain hineingreift, doch ebenfalls schon ganz italienischen Charakter hat, und auch italienische Früchte, wie nirgends das benachbarte Save-Land, erzeugt. Also das ganze, dem Süden und Westen zugewandte Isonzo-System gehört in physikalischer, hydrographischer, klimatischer, vegetativer und national-ökonomischer Hinsicht zu Italien. Nun aber die Bewohner? — Da es das östlichste und äußerste, sehr tief

völkerung hat. Allein im Ganzen sind ziemlich undeutliche Ansichten über die Geographie dieser Gegenden verbreitet, und es lohnt sich wol der Mühe, sie etwas näher, so weit dieß ein Reisender kann, zu beleuchten.

in die illyrischen Gebirge hineinragende Flußsystem der norditalienischen Ebene, also ein Gränzland ist, so wird man, was das Politische und Ethnographische betrifft, von vornherein ein Mischgebiet erwarten, und so findet es sich auch. Der Zusammenstoß der italienischen, slavischen und deutschen Nationalität, der, wie ich oben sagte, in Tarvis, am Predill und bei Malborget seinen eigentlichen Centralpunkt hat, setzt sich hier noch am Isonzo fort, und es sind daraus im ganzen Thale bis nach Görz hinab sehr interessante slavisch-italienisch-deutsche Misch- und Zwillingszustände der Race, der Sprache und der Sitte entstanden, die eines näheren Studiums wol werth wären. Als Grundfarbe und Grundton geht aber entschieden das slavische Element durch alle diese Mischungen hindurch.

Daß die Römer auch das ganze Isonzo-Land zu ihrem Italia rechneten, darüber ist kein Zweifel. Dasselbe ging bis an den Mangert und Terglou, überhaupt überall bis an den höchsten Rand der julischen Alpen, von wo die Isonzo-Gewässer nach Südwesten herabströmten, und wo Italia mit dem „oberen Pannonien“ abgränzte. Ob schon vor den Römer-Zeiten eine Ausbreitung slavischer Völker von Osten her nach diesen Gegenden Statt gehabt habe, bleibt ungewiß. Einige slavische Gelehrte, welche die alten Veneder (die nachherigen Venetianer) für „Wenden“ halten, glauben dieß. Sie nehmen daher auch bei den Venetianern, sowie bei allen Bewohnern dieses östlichsten Italiens, eine slavische Grundlage an. Sie halten deßhalb auch die sogenannten Furlaner für ein Gemisch aus Italienern und Slaven. Allein jene slavische Grundlage, wenn sie überhaupt existirt hat, ist im Laufe der Zeiten außerhalb des Isonzo-Thales in so hohem Grade verwischt worden, daß wir sie fast als gar nicht mehr vorhanden annehmen und unberücksichtigt lassen können.

Zu den Römer-Zeiten blühte in der Mitte des besagten Ostwinkels von Italien eine Stadt auf, die zu Ehren des Julius Cäsar Forum Julii genannt wurde. Diese Stadt, an einem Nebenflusse des Isonzo gelegen — das heutige Cividale — wurde die Hauptstadt einer italienischen Provinz, die von ihr den Namen Forum Julii erhielt, ein Name, der später in Friuli und Friaul umgewandelt wurde, und den am Ende auch die Bewohner dieser Provinz als einen Eigennamen für sich adoptirten, indem sie sich Forojuliani, später Friulani nannten, woraus wir Deutschen dann „Furlaner" gemacht haben.

Als der gewöhnlichen Annahme zufolge die illyrischen Slaven, und zwar derjenige Stamm derselben, welchen wir die Winden, die Slaven selbst aber Slovenen nennen, ins Save-Land einbrach, strömte ein Theil von ihnen auch über die julischen Alpen hinüber, und besetzte das ganze Isonzo-Thal, indem er dort, wie überall, den Bergen, Flüssen und zum Theil auch den Ortschaften slavische Namen gab. Selbst die Isonzo-Hauptstadt Görz ist ein Name ächt slavischen Ursprungs. — Bis auf den heutigen Tag herab sind die Isonzo-Anwohner der Hauptsache nach ganz und gar Slovenen oder Krainer. Sie nennen sich selbst auch „Kranzi" (Krainer) und ihre Sprache „Krainisch." Auch haben sie in den Jahren 1848 und 1849, als alle Länder- und Völkertheile von gleichartiger Nationalität zu einem Ganzen zusammenzuwachsen wünschten, lebhafte Sympathien für Illyrien und Krain an den Tag gelegt, und dafür „agitirt", daß das Isonzo-Land von dem sogenannten Triestiner Küstenlande, zu dem es jetzt gehört, getrennt und mit Krain zu einem Ganzen verbunden würde.

Die Slaven des Isonzo-Thales sind, wie ich sagte, über die natürlichen Gränzen des Save-Landes, über die

julischen Alpen, nach Italien gleichsam hinüber geschäumt und gesprudelt. Sie sind daher auch häufig von ihren Brüdern an der Save politisch getrennt worden, und haben ihre besonderen Schicksale erlitten. Zur Zeit der Blüthe der Longobarden in Ober-Italien waren sie diesen unterworfen, und gehörten zu der östlichen Abtheilung des Longobarden-Reiches, der sogenannten Provinz Austria. Als Karl der Große die windische Mark und den Ducatus Carinthiae auf der Ostseite der julischen Alpen, aber die Markgrafschaft Friuli und den Ducatus Friuli auf der Westseite dieser Alpen stiftete, fielen sie, wieder mit den Furlanern und anderen Italienern vereinigt, dieser westlichen Abtheilung anheim. Das verblieb auch so, so lange die Grafschaft Friuli Bestand hatte. Später, zur Zeit der Hohenstaufen, hatten die mächtigen Patriarchen von Aquileja dieses ganze Herzogthum nebst mehreren anderen benachbarten Landstrichen für sich in Beschlag genommen. Und unter ihnen fingen allmählig mehrere ihrer kleinen Vasallen an, sich unabhängig zu machen und eigene Grafschaften für sich zu bilden. Im oberen Isonzo-Thale entstand die Grafschaft Tolmein, im unteren die Grafschaft Görz oder Gorizia. Als die Patriarchen von Aquileja am Ende ganz schwach und auf ein kleines Gebiet im Delta des Isonzo beschränkt wurden, dagegen im Westen die Venetianer sich ein weites Ländergebiet eroberten, die östreichischen Herzoge von Kärnthen und Krain aber von Osten her um sich griffen: da war das ganze Friaul lange ein Zankapfel zwischen Oestreich und der Republik Venedig. Doch fielen die slavischen Theile, das alte Friaul, die genannten Isonzo-Grafschaften Görz und Tolmein frühzeitig nach Osten hinüber, und standen dann, da die Grafen von Görz auch häufig Herzoge von Krain und Kärnthen waren, mit ihren slavischen Brüdern an der Save unter einem Landesfürsten. Das slavische

Isonzo-Land ist das Stück von Italien, welches Oestreich am längsten besessen hat. Venedig, das der Hauptsache nach der Nachfolger der alten Herzöge von Friaul und der Patriarchen von Aquileja wurde, hat seine Herrschaft nie auf die Dauer bis hierher ausdehnen können. Die Grafen von Görz, die zuletzt meistens östreichische Prinzen waren, erlangten am Ende auch das obere Isonzo-Land, die Grafschaft Tolmein. Im 15., 16. und 17. Jahrhundert ist die Grafschaft Görz fast ganz und gar identisch mit dem slavischen Isonzo-Gebiet, und geht beinahe gerade so weit, aber auch nicht weiter, als dieses. Oestreich hat diesen slavischen Abschnitt Italiens immer zu seinen illyrischen Provinzen gezählt, wie es denn auch von den Franzosen unter die Provinces illyriennes gerechnet wurde, obwol es allerdings als ein eigenthümliches, illyrisch-italienisches Gränzgebiet auch stets einen gewissen Grad provincieller Individualität für sich behielt. In neuester Zeit ist es mit Istrien und einigen anderen Landstrichen zu der Provinz des sogenannten Triestiner Küstenlandes vereinigt worden, das aber doch wieder einen Theil der illyrischen Provinzen Oestreichs ausmacht.

Der andere westliche und größere Theil der alten Provinz Forum Julii, der alten Markgrafschaft Friaul, welche immer mit italienischen Staaten-Complexen vereinigt blieb, zuerst lange Jahrhunderte hindurch mit Venedig, dann vorübergehend mit dem von Napoleon gestifteten Königreiche Italien, endlich mit dem von Oestreich gegründeten lombardisch-venetianischen Königreiche, das Land des Tagliamento und der oberen Piave, wird nicht von Slaven, auch nicht von eigentlichen Italienern, sondern von den vorzugsweise sogenannten Friulanern oder Furlanern bewohnt. Diese Furlaner, die westlichen Nachbarn unserer Isonzo-Anwohner, haben einen ganz eigenthümlichen romanischen Dialekt, dem,

wie gesagt, nach der Meinung Einiger das Slavische zum Grunde liegen soll, oder der, wie Andere sich ausdrücken, „unter dem Einflusse slavischer Mundarten sich ausgebildet hat.“ Daß die benachbarten Slaven auf die Furlaner nicht ganz ohne Einfluß bleiben konnten, ist wol natürlich, und gewissermaßen kann man die Furlaner als eine Uebergangs-Nuance zwischen Slaven und Italienern ansehen. Soll man sich aber für das Eine oder Andere entscheiden, so trifft man das Wesen und die Hauptsache wol, wenn man sie ganz zu den Italienern rechnet. Ihr Körperbau, wie ihr Temperament, ist ganz italienisch, und ihre Sprache, die viel Verwandtschaft mit dem Romanischen in der Türkei haben soll, hält man auch, wie dieß Romanische und wie das sogenannte Ladinische oder Rhätische in Tyrol und Graubünden, besser für einen uralten lateinischen Dialekt, der von den übrigen italienischen Dialekten in fast eben so hohem Grade abweicht, wie das Wallonische in Belgien von den französischen Dialekten. Man kann annehmen, daß die Furlaner sich zu den benachbarten Slaven und reinen Italienern ungefähr eben so verhalten, wie die Wallonen zu den benachbarten Germanen und Franzosen.

Im Verlaufe meiner Reise hatte ich Gelegenheit, noch manche kleine, speciellere Bemerkung über die Verhältnisse und Stellungen der Nationalitäten dieser Gegenden zu einander zu machen.

3. Bei Bolzano.

Fichten und Tannen erinnere ich mich im Isonzo-Thale nur wenig gesehen zu haben. Es kommt, wie in den meisten nach Süden gerichteten Alpenthälern, gleich Laubholz. Auf den kolossalen, der Hauptsache nach kahlen Wänden und Terrassen des Berges Rombon bei Flitsch erscheinen hie und da Buchen-Gehölze. Abwärts von Flitsch folgen dann alsbald Wallnüsse und nachher Kastanien. Doch ist es von Flitsch aus noch immer ziemlich weit bis dahin, wo Alles im frischen, grünen Kleide prangt; die alten, knorrigen, kahlen Felsenkessel kehren noch oft wieder. Wenn es da oben in den Schründen unseres zerklüfteten Trabanten, des Mondes, Leute giebt, dann müssen sie ungefähr so wohnen, wie diese Slaven am oberen Isonzo.

Es ist merkwürdig genug, daß die slavische Benennung des Isonzo dem alten römischen Flußnamen am nächsten kommt. Sie nennen diesen Fluß nämlich „Sotscha" (oder Sontscha); die Römer nannten ihn „Sontius". Man kann bemerken, daß die Slaven überhaupt in ganz Illyrien und auch in Dalmatien bis nach Albanien hin mit ihren heutigen Benennungen der Berge und Localitäten denjenigen Namen, welche uns die römischen und griechischen Geographen überliefert haben, näher kommen, als die Deutschen und Italiener. Hieraus könnte man folgern, daß die Slaven hier den Römern und Griechen auf dem Fuße nachfolgten, und von ihnen die alten Namen gleich frisch und ohne Vermittlung überkamen, oder auch, daß die Slaven schon vor den Römern und Griechen hier waren, und daß diese nur alte slavische Namen romanisirten und gräcisirten. Die Italiener haben das „Sotscha" oder „Sontius" in Isonzo verändert. Zuweilen sprechen sie auch „Lisonzo",

oder gar, wie ich es mehrere Male gehört habe, „Ilisonzo". „Lisonzo" ist selbst bei alten italienischen Schriftstellern sehr gebräuchlich. Das „L" ist natürlich nur ein vom Artikel „il" (il Isonzo) übrig gebliebener Buchstabe. Es giebt am adriatischen Meere eine zahllose Menge geographischer Namen, welche die Italiener durch das „Artikel-L" umgeändert haben: z. B. den Fluß und Busen „Lodrin" in Dalmatien, der eigentlich nur „Drin" oder „Drino" heißt, und dem man das „lo" einverleibte; ferner die Insel „Lagosta" in Dalmatien, die eigentlich nur „Agosta" oder „Augusta" heißt, die aber von den Italienern „la Augusta", und endlich Lagosta genannt wurde.

Die Deutschen haben für den Isonzo, an dem sie so oft mit den Slaven gegen die Italiener kämpften, auch ihren eigenen Namen erfunden. Sie nannten ihn den „Isen" oder die „Isnitz", Namen, die man noch in vielen alten Büchern findet, wie denn ehemals auch alle Ortschaften im Isonzo-Thale bis nach Aquileja hinab, welches „Agley" oder „Aglar" hieß, sowol ihren deutschen, als auch ihren slavischen und italienischen Namen hatten. Die alten deutschen Kaiser und auch später noch die östreichischen Herzöge sprechen in ihren Urkunden immer von „Agley". Jetzt weiß in Deutschland Niemand mehr, was „Agley" für eine Stadt ist. Jeder von uns kennt aber Aquileja. In diesem Verfalle des Gebrauchs alter deutscher Namen für italienische Ortschaften spiegelt sich wieder der Verfall des alten deutschen Reichs und der deutschen Herrschaft ab.

Diligencen, Stellwagen und Extraposten giebt es im Isonzo-Lande nicht. Ich mußte mir daher von Ort zu Ort kleine, einspännige Wägelchen miethen, die man hier aber sehr billig erhält, und mit denen Jemand, der das Land kennen zu lernen wünscht, sehr bequem weiter kommt. Die Leute fahren recht rasch, und lassen ihre Pferdchen nach

slavischer Weise sich munter tummeln. Die Kutscher sind sehr fügsam, und der im Wagen Reisende ist noch freier, als der Fußgänger, fährt rechts oder links zur Seite, läßt anhalten, wo es ihm beliebt, und kann jeden Gegenstand, den er zu untersuchen wünscht, sehr bald erreichen.

So stieg ich gleich hinter Flitsch an einem merkwürdigen Punkte aus, wo ich eine ungeheure Kluft zur Seite des Thals in den Felsenwänden gewahrte. „Bocca" (Maul) nannten mir die Leute diese Kluft. Ein mächtiges Berggewässer stürzte in einer höchst pittoresken Cascade in ihr herab. Eine unsägliche Masse von Blöcken war aus der Kluft hervorgepoltert. Ich hatte von der Chaussee aus, obgleich es mir nur ein Büchsenschuß weit zu sein schien, länger, als eine halbe Stunde, über dieses Geröll hinzuklettern, bis ich zu einer nahen Ansicht der Cascade gelangen konnte. Auf dieser schroffen Südseite der Alpen schienen mir überall die Geröllmassen noch viel größer und die Abbröckelung der Felsen noch viel stärker, als auf der Nordseite, zu sein. Man findet in allen italienischen Alpenthälern noch weit mehr Trümmer und Ruinen, als in den deutschen. Es ist natürlich, weil schroffere Bergseiten immer mehr absplittern müssen, als die, welche gemacher abgedacht sind. Es ist natürlich, sage ich; aber ich habe diese für die Charakteristik aller italienischen Thäler folgenreiche Bemerkung noch nirgends ausgesprochen gefunden. Selbst hier noch, schon ziemlich weit unterhalb Flitsch, ist der Streif der ausgeebneten, 30 Schuh breiten Chaussee der einzige Culturfaden, die einzige fortlaufende Spur der Menschenhand in dem übermächtigen Naturlabyrinthe. Vermuthlich wird der schwache Mensch auch nie in einem besonders hohen Grade die barbarisch rauhen Züge dieser Steinlabyrinthe verändern und poliren.

Einer der Blockbewohner des Landes, ein Hirt, hatte

mich zu jener Bocca begleitet. Er erzählte mir, daß an dieser Stelle hoch oben auf dem Grat des Gebirges ein sehr merkwürdiger und dicker, eiserner Ring in die Felsen eingelassen, daß dieser Ring sehr alt sei, und daß er die Gränze bezeichne zwischen den Slaven im Isonzo-Thale und den „Lachi“ jenseits der Berge. „Lachi“, so nennen die hiesigen und, wie ich zuweilen bemerkt habe, auch die Slaven in Oberkrain ihre Nachbarn, die Furlaner. Es ist wol der weit und breit bei den Slaven für die Romanen gebräuchlich Name „Wlachi“ (Walachen, Wälische). Sie deuten damit zunächst nur immer auf die Furlaner, ihre Nachbarn. Doch dehnen sie die Benennung auch wol auf alle Italiener aus. — Ich achtete leider anfangs nicht viel auf die Erzählung meines Hirten von jenem eisernen Ringe, bin aber nachher auf die Sache aufmerksam geworden, da ich später auch in Istrien und in Dalmatien von alten, eisernen Ringen hörte, die hoch oben in den Felsen an gewissen Passagen der Gränzgebirge vorhanden sein sollen.

Natürlich erkundigte ich mich auch vielfach nach den interessanten Thieren der karnischen und julischen Alpen, namentlich nach den Gemsen und Bären, um zu erfahren, wie weit sie hier am Isonzo noch eine Rolle spielten. Die Bären kommen, so scheint es mir, nach den Nachrichten, die man mir gab, allerdings noch zuweilen vom Terglou und Mangert ins Isonzo-Thal hinab. Doch können sie hier nicht so lange wirthschaften, wie auf der andern Seite. „Hier im Küstenlande,“ so äußerten sich gegen mich die Leute, „sind sie besser auf die Bären erpicht. Wenn einmal einer herabläuft, so macht das ganze Dorf sich auf, und er kommt nicht mit dem Leben davon. In Kärnthen und Krain haben die Leute nicht so viel Erbitterung auf die Bären.“ Voriges Jahr ist noch bei Raibl ein Bär ge-

schossen worden. Und jetzt war schon wieder einer da, der noch kürzlich viel Vieh niedergeworfen hatte. — Gemsen erscheinen auch, aber selten, auf der Südseite der julischen Alpen, die dem warmen „Jauch“ mehr ausgesetzt und grasloser ist. Auf der kühleren und grasreicheren Nordseite sind sie häufiger.

Ein Thier oder Thierchen, das hier im Isonzo-Thale einen merkwürdigen Verkehr zwischen den benachbarten Provinzen veranlaßt, ist die Biene. Das Drau-Thal oder das Land Kärnthen ist sehr einförmig von Westen nach Osten gestreckt, und hat daher nur einen Frühling, nur eine Blüthezeit, und damit ist es aus. Es hat auch wenig Abwechselung des Anbaus und der Vegetation. Im Isonzo-Thale dagegen, das perpendicular auf dem Drau-Thale steht, und von Norden nach Süden, von den kalten Höhen der Alpen zu den tiefen, warmen Gefilden Italiens hinaufgeht, blüht zu allen Zeiten Etwas. Es hat sehr mannigfaltige Cultur. Die Bienenzüchter von Kärnthen schicken daher ihre Bienen über die Gebirge ins Isonzo-Thal hinüber auf die Weide, insbesondere die aus dem Italien benachbarten Gail-Thale; dann aber auch aus dem oberen Thale des Isonzo und aus der Gegend von Flitsch selbst. Namentlich blüht der „Haiden“ (Buchweizen), den die Bienen so gern haben, in diesen hochgelegenen Strichen oft 4 bis 6 Wochen später, als bei Görz. Ja zuweilen blüht er so spät, daß er gar nicht reif wird, und daß sie ihn als Viehfutter abmähen müssen. Da sie nun im Lande Görz auch viel „Haiden“ bauen, aber es nicht der Mühe werth halten, Bienen zu züchten, so benutzen dieß die Gebirgsbewohner. Sie bringen im Frühlinge ihre Bienen, oder, wie die Kärnthner sagen, ihre „Baien“ auf eigens dazu eingerichteten Wagen, auf deren jeden sie 40 bis 50 Körbe packen, über die Berge. Mancher reiche

Bauer aus dem Gail-Thale schafft wol 200 Stöcke und 5 Wagen voll hinüber. Wenn er später mit vollen Körben zurückkommt, so wird diese kleine Bienencaravane noch größer, da er dann nur 20 bis 30 Körbe auf die kleinen, meistens einspännigen Wagen packen kann. Man hat mir erzählt, daß die Bienenzüchter oft mehrere Stationen oder Weideplätze machen. Zuerst gehen sie ganz nach Süden bis Görz, und wenn da Alles abgeweidet ist, begeben sie sich wieder hinauf nach einem anderen höheren Punkte des Isonzo-Thales, z. B. nach Volzano oder Canale, wo dann vielleicht die „Kästen" (Kastanien) blühen, die auch eine sehr schöne Bienenweide abgeben. Sie zahlen den Landeigenthümern in Görz für jeden Stock einen Groschen Weidegeld, und belohnen außerdem den Hirten, der die Bienen hütet. Zur bestimmten Zeit kommen sie mit Wagen, berichtigen ihre Rechnung, und holen die „Baien" ab. Einige Bienenbesitzer giebt es indeß doch auch bei Görz, bei Canale, bei Volzano und den andern Isonzo-Punkten. Und diese sehen dann natürlich die fremden, kärnthner Bienen gar nicht gern, theils weil sie den einheimischen die Weide schmälern, theils aber auch, weil diese von ihnen nicht selten beraubt, gestört und sogar gemordet werden. Die Kärnthner nämlich warten in ihren Thälern, bevor sie ins Isonzo-Land reisen, gewöhnlich erst die Blüthe der Linden und anderer frühzeitig blühender Bäume ab, um durch diese aromatische Nahrung ihre „Baien" zur Reise über die Alpen vorzubereiten. Die Lindenblüthe macht die Bienen sehr stark und schlimm. Und kommen sie dann, nun noch dazu hungrig, bei Volzano, Görz rc. an, so sind sie sehr „rauflustig", und fallen leicht über die einheimischen Bienen her. Doch hindert dieß nicht, daß sie immer einige Görzer finden, die den Kärnthnern die Bienenweide verpachten. — Mir begegneten selbst im Verlaufe meiner Reise

am Isonzo hinunter mehrere hochbeladene Bienenwagen, die ins Drau-Land zurückkehrten. — Ich weiß es nicht gewiß, aber ich vermuthe, daß wie am Isonzo, so auch am Tagliamento, an der Piave und an vielen anderen italienischen Flüssen solche Bienenwanderungen von den Ländern im Norden der Alpen nach dem Süden hin Statt finden.

Wie die nördlichen Bienen herab, so gehen die südlichen Früchte im Isonzo-Thale hinauf. Ganz Kärnthen und Oberkrain, diese rauhen Bergländer, werden aus dem Isonzo-Thale mit frühzeitigen Südfrüchten, mit Trauben, Feigen, Kastanien 2c. versehen. Ganze kleine Caravanen von Görzern, zu 12 bis 20 Männern und Weibern, begegneten mir, die schwere Körbe voll frischen Obstes auf den Köpfen trugen, und so mit bloßen Füßen auf einer mühseligen Reise von 5 bis 6 Tagen längs der Ufer des Isonzo hinaufliefen, um ihre anmuthigen Ladungen nach Villach, Klagenfurt 2c. zu bringen. Auch diese kleinen Caravanen von fruchttragenden Fußgängern sind Jedem bekannt, der einmal zur Zeit der Obsternte von irgend einem beliebigen Punkte auf der Nordseite der Alpen zur Südseite hinübergegangen ist. Sie laufen in allen von der Natur im Alpenrücken ausgearbeiteten Canälen hinauf, und erklimmen alle eisigen Pässe, den Norden mit der lieblichen Ausbeute des Südens erfreuend. Zuweilen bedienen sie sich dazu auch der Esel, und wir begegneten mehreren kleinen Compagnien solcher mit Trauben beladener Esel.

Nicht weit von jener Gebirgskluft, welche mir die Leute, wie gesagt, „das Maul" nannten, sah ich an der Chaussee einen senkrecht aufstehenden und polirten Felsen von etwa 15 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite. Es war eine jener Abschleifungsflächen, welche die Gebirgs-

schichten, übereinander hinstreichend und sich gegenseitig reibend, im Innern der Erde erzeugt haben, und auf welche die Geologen erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden sind. Die östreichischen Wegebauer hatten, das Interesse der Sache erkennend, sehr vorsichtig die äußere oder obere Felslage hinweggenommen, und nun die untere unversehrt als ein sehr hübsches Natur-Monument zur Freude des Reisenden am Wege stehen gelassen. In unserer Zeit muß die Geologie doch tief in die Masse des Publicums eingedrungen sein, da man selbst in solchen einsamen Thälern und, so zu sagen, auf offener Straße geologische Belehrung ausbietet. Der Fels war so glatt polirt, daß er das Steinpflaster und die Wagenspuren des Weges abspiegelte, wenn ich aus einiger Entfernung unter einem sehr schrägen Sehwinkel auf ihn hinblickte. Dicht vor ihm verschwand freilich diese Spiegelung.

Ich passirte „Carporetto" (deutsch: Corfreit), und kam dann nach „Volzano" (deutsch: Wulzen oder auch Woltschach, slavisch: Utscha), wo ich wieder übernachtete. In dem Wirthshause sprach man slavisch und italienisch (furlanisch) durcheinander. Einige Höflichkeitsphrasen scheinen die hiesigen Slaven, auch wenn sie ihre eigene krainische Sprache reden, immer italienisch auszudrücken. Wenn Einer bei dem Anderen z. B. eine Prise Taback nimmt, so unterbricht er immer seine slavische Conversation mit dem italienischen: „Compermescho!" i. e. con permesso, was bei ihnen sehr artig sein soll, einem classisch toskanisch Redenden aber gewiß sehr plump klingt. Ueberhaupt kommt Einem das Italienische, das in Florenz wie Musik dahin fließt, hier so grob vor, wie lauter Felsgeröll. Wie voll Geräusch macht den Mund nicht z. B. der furlanische Ausdruck für das Slavische, das die Italiener zierlich „Schiavo" (sprich: skiavo) nennen, das aber hier wie „Schtschawo"

oder „Schtschau“ *) klingt. Das Deutsche, das ich in diesen Gegenden vernahm, schien mir oft eben so häßlich und beinahe unverständlich. Wie lange dauerte es nicht, bis ich herausgebracht hatte, daß das oben citirte Wort „Baien“ Bienen bedeuten sollte, und daß „die Baien wadn hier auf d’Hadn“ so viel heißen sollte, als: „die Bienen weiden hier auf dem Haiden oder Heiden, d. h. Buchweizen.“

Bei Volzano — 20 Miglien von den Gränzpässen am Predill — ist nun Alles schon belaubt, begrast und beflurt, und ein fast schon halbitalienisches Thal hergestellt. Es ist hier jedenfalls ein Hauptabschnitt des Isonzo-Thales. Der Fluß und das Thal machen hier in der Nähe einen scharfen Winkel, in dessen Scheitelspitze der Fluß einfällt, der aus dem berühmten Quecksilber-Thale von Idria herabkommt, und die Idritz heißt. Sie ist bis dahin der größte Fluß, den der Isonzo aufnimmt.

In der Nähe dieses Punktes liegt außer Volzano die alte Grafenburg und Ortschaft Tolmino oder Tolmein, die Residenz der ehemaligen Grafen von Tolmein, der einstigen Beherrscher des ganzen oberen Isonzo-Thales. Die Sage des Volks stellt diese alten Grafen von Tolmein als gräuliche Tyrannen und Gewaltmenschen dar. — Jetzt lacht das Land, wie ein Garten. Im Mittelalter muß hier dichte Waldung gewesen sein; denn die Gegend wird immer mit „silva nigra“ (Schwarzwald) bezeichnet. „Tolminum in silva nigra“ (Tolmein im Schwarzwalde). Auch für die erste Entwickelung des Christenthums in den benachbarten Ländern muß hier ein Hauptpunkt gewesen sein. Ich besah zwischen Tolmein und Volzano eine uralte, dem heiligen Daniel gewidmete Kirche. Auch sie wird St. Daniel in silva nigra genannt. Sie soll nebst der Kirche zu Aquileja

*) Freilich ist es eben mit diesem Worte in Mailand nicht viel besser.

das älteste Gotteshaus im ganzen Isonzo-Lande sein. Ein Geistlicher, der mich herumführte, behauptete gar, sie stamme aus dem vierten Jahrhundert nach Christo. Derselbe erzählte mir auch, die ersten Christen in Kärnthen und Krain hätten, als dort die meisten Leute noch Heiden waren, ihre Todten hierhergebracht, um sie in geweihter Erde zu begraben. Jetzt öffnet das Kirchlein seine Pforte zum Gottesdienst nur einmal im Jahre, ich weiß nicht mehr, an welchem Festtage.

Ich wohnte in Volzano beim alten Cafó, der mit seinen beiden Söhnen, zwei blühenden, emsigen Jünglingen, der Wirthschaft vorstand. Diese beiden jungen Leute verrichteten mit großer Artigkeit und Gefälligkeit alle Dienste, welche bei uns sonst die Kellnerinnen und Mägde zu verrichten pflegen. Obgleich sie schon 20 bis 25 Jahre alt sein mochten, so brauchte ihr Vater, der alte Cafó, nur mit den Augen zu winken, um sie hierin oder dorthin springen zu lassen. Sie sprachen italienisch, slavisch und deutsch, welches letztere sie in Kärnthen gelernt hatten. Einem von ihnen bot ich eine Cigarre an; aber er schlug sie aus. Der Vater, sagten sie, rauche nicht, und da wäre es für sie schicklich, sich auch des Rauchens zu enthalten. Als ich mich wegen meines Weiterkommens für den andern Morgen besorgt zeigte, sagten sie, ich dürfte deßwegen ganz außer Sorge sein; der alte Cafó habe schon Alles angeordnet. Pferd und Wagen würden zur bestimmten Zeit pünktlich erscheinen; der jüngere Bruder, habe der Vater gesagt, würde mich fahren, und auf Den könnte ich mich verlassen. — Ich hätte es mir gern deutlich gemacht, ob das hübsche Verhältniß zwischen Vater und erwachsenen Söhnen, das mir hier durchzuschimmern schien, etwas blos Zufälliges oder schon ein Anfang und eine Probe jener patriarchalischen Familien-Verhältnisse war, die man bei den südlichen Slaven in so überraschend hohem Grade ausgeprägt findet. Ich glaube das Letztere. Wenigstens

identificirten sich in meinen Gedanken immer die Söhne des alten Cafó von Volzano mit den Söhnen des alten Perwan Narzewizka in einem morlachischen Romane einer Schriftstellerin des vorigen Jahrhunderts (der Gräfin Ursini-Rosenberg), in welchem die slavischen Familien-Verhältnisse sehr rührend geschildert sind.

Ich hatte den Abend in Volzano Gelegenheit, auch einen sehr hübschen slavischen Gesang zu hören. Es waren acht junge Bursche, die vier zu vier langsamen Schritts im Dorfe herumgingen, und dabei eine sehr reizende, aber sehr melancholische Melodie absangen, die sie, ohne sich durch Gespräche zu unterbrechen, beständig wiederholten.

---

4. Bei Canale.

Am andern Tage fuhr ich also mit dem jungen Cafó weiter am Isonzo abwärts nach Canale. Hier oder, genau genommen, noch ein Paar Miglien zuvor, bei dem Dorfe Ronzino oder „Rontschein", beginnt der Weinbau. Obwol Slaven, pflegen sie hier doch den Wein schon ganz nach italienischer (lombardisch-venetianischer) Weise, und lassen ihn von Baum zu Baum ranken. Die Bäume mit den Weinranken stehen in einem Meere von Buchweizen. Eben diese Bäume, an denen sie hier den Wein ranken lassen, sind wilde Kirschbäume und Eschen; sie werden als Träger oder Geländer des Weines eigens gezogen, zubereitet und alle Jahre fleißig ausgeschnitten und gelichtet, damit der Wein hinreichend Luft und Licht empfange. — Auch die Feigenbäume beginnen bei Canale. Maulbeeren giebt es freilich bereits schon weiter hinauf; aber sie werden doch erst hier recht häufig und groß. Die Berge sind hier schon

überall ganz schön und dicht belaubt, insbesondere mit herrlichen Kastanien-Bäumen. Es ist ein reizender Punkt in einem mächtigen Thalwinkel, ähnlich dem Punkte Chiavenna oberhalb des Comer-Sees. In der Nähe hat einer der edelsten französischen Aristokraten, der Herzog von Blacas, ein prachtvolles Schloß, das die sehenswürdigsten Kunstschätze enthalten soll, das ich aber leider nicht zu sehen bekam. — Hier sind schon fast alle lombardisch-venetianischen Culturen im Gange. Dicht hinter Canale schließt sich das Thal wieder in einer Felsenenge. Das ganze Isonzo-Thal besteht, wie allerdings die meisten Bergthäler, aus lauter Kesseln, die von Engpässen abgesondert werden, und die der Fluß durchbrochen hat. Die hohen Berge zur Seite haben sich einander überall Seitenäste zugesandt, mit denen sie sich, wie mit Armen, untereinander verbinden, und mit denen sie ein maschenreiches Netz von Gebirgen ausspannen. Erst das durchbrechende und diese Zweigverschränkungen durchsägende Wasser hat die hydrographische Thal-Einheit hergestellt. Der Paß unterhalb Canale heißt der „Engpaß von Plava" oder Piava, oder der „Plavaier", auch „Unter-Plavaier-Paß". Nicht weit unterhalb dieses Engpasses liegt das herrliche Dorf Cuisco oder Guisco, das in einer ganzen Wolke von Fruchtbäumen steckt. Die Bauern dieses Dorfes sollen in einem Jahre wol für 50,000 Gulden Obst nach Kärnthen ausführen. Aber in dem letzten strengen Winter hatten ihre Obstbäume sehr gelitten. Viele Feigenbäume waren erfroren, und mußten erst aus der Wurzel wieder ausschlagen. „In früheren Jahren haben wir wol fünf bis sechs Körbe voll schöner, reifer Feigen unter einem einzigen Baume aufgelesen. Aber dieß Jahr giebt es Nichts". Auch hier in dem Plavaier Engpasse wurde mir wieder von einem eisernen Ringe hoch oben im Gebirge erzählt. Bis an diesen Ring, sagte man mir, ginge das Besitzthum des Her-

zogs von Blacas. Und gleich hinter dem Ringe, da hörten die Slaven auf, und da finge die „Furlanei“ an.

Aus dem Plavaier Engpasse warfen wir die ersten Blicke auf das offene Land von Görz. Dicke Nebel hingen über der Ebene. Es sah aus, als wäre es ein schweres Gewittter, und ich äußerte gegen meinen Kutscher die Besorgniß, es möchte dort recht schlechtes Wetter geben. „Es ist nix, ’s ist nix,“ erwiederte dieser, ich kenne das. Das sind keine Gewitter und keine Wolken; es sind nur die täglichen Dünste, die aus dem adriatischen Meere aufsteigen, aus den Lagunen bei Aquileja und Venedig. Sie spielen hin und her, gestalten sich so und so, und machen allerlei drohende Figuren, bis gegen den Mittag; dann verschwinden sie, und es bleibt doch das beste Wetter von der Welt“. — So geschah es denn auch wirklich.

Von Canale an wird die Isonzo-Straße etwas belebter, die, wie ich schon gesagt habe, im Ganzen seit der Herstellung des Pontafler Weges wenig mehr für große Handelszwecke benutzt wird. Nur im Jahr 1848, „als in Italien die Republik erklärt war“, und als die östreichischen Truppen sehr weit nach Osten hinauf verdrängt wurden, war diese Straße eine Zeit lang sehr lebhaft. Da ging alles kärnthner und sogar auch alles tyroler und salzburger Fuhrwerk, das für Triest bestimmt war, und das seine gewöhnlichen Wege über Malborget und längs des Tagliamento, der Brenta und der Adige durch das in den Ebenen tobende Kriegsfeuer versperrt fand, über den Predill und am Isonzo herunter. Da war hier einmal wieder so viel Leben und ein so großer Verdienst, wie in alten Zeiten, als noch eine der vornehmsten „Wiener Straßen“ vom adriatischen Meere her hier durchging. In Görz wird diese Straße aus sehr naheliegenden Gründen vorzugsweise die kärnthner Straße genannt.

Ich durchflog noch manche hübsche Landschafts-Scene, und kam endlich aus der merkwürdigen, beinahe 40 italienische Meilen langen Bergkluft, dem Isonzo-Thale, ins Freie, in das Isonzo-Delta, d. h. in den östlichen Busen der großen lombardisch-venetianischen Ebene hinaus. Dieser Ausgang ist merkwürdig. Das Thal, das schon vorher so manchen herrlichen, breiten und bequemen Busen zeigte, verengt sich hier schließlich noch einmal. Die Bergwände treten abermals näher an einander heran, und werden auch wieder etwas rauher, unlieblicher und baumloser. Dann trittst du in die weite, herrliche Pflanzenebene von Görz hinaus. Blickst du dich nach einiger Zeit wieder um, so findest du kaum den Eingang ins Isonzo-Thal. Er ist alsbald von vortretenden Höhen bedeckt, und nur als ein fast ganz unbedeutender Einschnitt in der Gebirgsreihe, welche die Ebenen begränzt, markirt. Diese Gebirgsreihe stellt sich wie ein undulirter Damm mit ziemlich jacher Böschung dar, und wenn du nun an alle die wildromantischen Gebirgs-Scenen, an die merkwürdigen Busen und Kessel, in die man dort im Innern geblickt hat, zurückdenkst, so kommt dir dieß wie Zauberei vor, und du kannst dich kaum überreden, daß das Alles hinter dem Damme stecke. Aber die bläuliche Welle des Isonzo ist dir doch hinaus gefolgt. Sie bildet den Faden, an dem du deine Phantasie zurückschwingen läßt. Sie ist auch der Faden, den die vom Gebirge herabdringenden Slaven festgehalten, und an dem sie sich ebenfalls in die italienischen Ebenen hinausgeschwungen haben; denn auch die Ebene von Görz ist noch ringsumher slavisch, wie ich gleich unten etwas genauer nachweisen werde.

An der ganzen lombardisch-venetianischen Ebene hin sind sehr häufig die Austrittspunkte der Flüsse aus dem Gebirge in die Ebene vom Volke gewissermaßen als heilig

bezeichnet. Bei vielen dieser Bergthore sind auf den Spitzen der beiden Bergpfeiler zu den Seiten Capellen, Kirchen und Wallfahrtsorte errichtet. Dasselbe ist auch hier beim Austritte des Isonzo der Fall. Auf dem Gipfel des einen, die Gränze und das Thor bezeichnenden Bergpfeilers steht eine in den Nachbarlanden berühmte Capelle, und der Gipfel selbst heißt „Monte Santo“ (der heilige Berg). Es ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Slowenen und Furlaner, der Isonzo-Leute, der Krainer und sogar auch der Kärnthner und Triestiner. Die Croaten auf der einen Seite und die eigentlichen Lombardo-Venetianer auf der andern, so sagte man mir, kämen nicht mehr dahin. Auch die Görzer Slaven nennen dieß, wie die in Krain, einen „Boshia pot“ („Gottes Weg“, Wallfahrt). Die Furlaner sagen, wenn sie vom bösen Gewissen gequält auf den Monte Santo wallfahrten wollen, in ihrer Sprache: „Azing al pardon“, d. h. italienisch: „Andiamo al pardon“, deutsch: „Gehen wir zur Sündenvergebung“.

Es war mir auf meiner Fahrt am Isonzo hinab wieder recht auffallend, wie die Natur bei ihren Umwandlungen der Verhältnisse, bei ihren Uebergängen von einem Typus oder Zustande zum anderen, so leise und allmählig zugleich, und doch dann wieder so plötzlich verfährt. — Jeder Fortschritt von einer Stufe zur anderen ist immer schon lange vorbereitet. Der neue Zustand streckt sich mit vielen Vorläufern schon weit in den alten hinein, und nachdem diese Vorläufer dich eine Zeit lang unterhalten und deine Erwartung gespannt haben, kommt plötzlich eine Stufe, ein Abschnitt. Das lange Vorbereitete ist gereift, und die ganze Neuigkeit ist auf einmal fix und fertig da. So sind z. B. im ganzen Isonzo-Thale hinab von einer Vegetationsstufe zur anderen die leisesten und zartesten Uebergänge. Eine südlichere Baumgattung schiebt sich in

die nördlichere mit einer Menge zarter Linien, die eine, so zu sagen, in die andere hinein. Erst tritt sie in einzelnen Exemplaren auf; dann wird die Individuen-Anzahl größer; endlich kommt aber ein Punkt, wo alle günstigen Verhältnisse zusammentreffen, und wo nun auf einmal die ganze Gattung in überschwänglicher Fülle da ist. Da findet sich dann doch ein Sprung. So sind z. B. schon längst vor Bolzano einzelne Kastanien erschienen; aber hier bei Bolzano ist auf einmal das ganze Thal voll, und hier muß der Pflanzengeograph die eigentliche Gränze annehmen. So giebt es auch schon einzelne Weinreben und Weinberge vor Canale; aber hier bei Canale hat plötzlich alle Welt Weinberge, und es bietet sich ein ganzes Meer von Weinlaub dar. So mag auch schon der Herzog von Blacas einzelne Cypressen in seinem Garten bei Canale stehen haben; aber erst vor dem Ausgangsthore des Isonzo-Thales beim Dörfchen Solcano steht ein ganzer Haufen von Cypressen, wie Wächter am Eingange zur Ebene, und man muß hier das Cypressen-Land beginnen lassen.

Man findet solche allmählige Vorbereitungen und dann doch plötzliche Abschnitte, solche verschwimmende Uebergänge und dann doch wieder solche scharfe Stufen, solche Plänkler und dann doch auf einmal die ganze Armee, solche weit hinausgreifende Vorbereitungen und dann doch wieder Revolutionen und Umwälzungen überall in dem Entwickelungsgange der Natur. Auch in dieser Hinsicht ist sie ein Spiegelbild der Entwickelung des Menschen. Bei den Individuen, wie bei ganzen Völkern reifen die Entschlüsse langsam und allmählig, bis dann nach allen vorläufigen Impulsen plötzlich die That ins Leben tritt. Die Völker reformiren sich nach und nach; man glaubt schon, es könne sich das Anziehen eines neuen Menschen ganz ohne Erschütterun-

gen machen. Aber unvermuthet kommt doch noch ein Erdbeben, eine Explosion, und die Reform krönt sich mit einer Revolution.

5. In Görz.

Wenn nur alle Revolutionen so lieblich endeten, wie die, welche der Reisende, wenn er aus dem Isonzo-Thale hervortritt, in der ihn umgebenden Landschaft erlebt. Die alte Grafschaft Görz, die nun vor ihm liegt, in ihrer Mitte die Schlösser und Thürme der alten Hauptstadt gleiches Namens, gewährt einen äußerst reizenden Anblick. Es ist ein fruchtbares und mit einem Walde von Culturpflanzen erfülltes Gefilde. Die geographische Lage der Stadt Görz — Gorizia nennen sie die Italiener, Goriza (d. h. etwa so viel als „Bergen") die Slaven, „Guriza" endlich die Furlaner, die von allen Nichtslaven am reinsten die ächte slavische Wortform conservirt haben — ist mitten in dieser weiten Flur sehr in die Augen fallend. Wie von Norden her das Isonzo-Thal sich hier öffnet, so kommt aus Osten mit weiter Oeffnung das schöne, große Thal des Vippach, des Hauptnebenflusses des Isonzo, hinzu. Auf einem Hügel mitten zwischen dem Isonzo und dem Vippach, im Centralpunkte des Zusammentreffens der Thäler, wurde Görz erbaut, dessen Straßenzüge sowol am Isonzo hinauf und herab, als auch an dem Vippach hinaufgehen, und zum Theil noch längs der Berge nach Westen in die großen italienischen Ebenen hinauslaufen.

Wie Görz selbst ein slavischer Name und ursprünglich eine slavische Colonie ist, so sind auch die Dörfer ringsumher noch von Slaven bewohnt. Eine Linie, die man

von dem Austritt des Isonzo aus den Gebirgen in Westen vor Görz vorbei bis an die äußersten Spitzen des Karsts, dieses kahlen, auf einmal aus der italienischen Ebene aufspringenden Felsgebirges, und bis ans adriatische Meer ziehen kann, bezeichnet die Gränze zwischen den Italienern und Slaven in diesem Länderstrich. Man kann daher eigentlich nicht sagen, daß die Slaven noch in die italienische Ebene hinein vorgedrungen seien. Sie endigen vielmehr gerade mit der Ebene, in welcher durchaus das italienische Element herrscht. Das flache Isonzo-Delta ist ganz italienisch. Die kleine Festung Gradisca am äußersten Ostfuße des Karsts ist wol die letzte südöstliche Colonie, die noch jetzt in ihrem Namen slavischen Ursprung verräth. Gradisca, offenbar vom slavischen „Gorod" oder „Grad", ist so viel als „Stadt", „Ortschaft". Will man die slavische Volksverbreitung als im Zusammenhange mit der Natur und mit den Naturgränzen stehend erkennen, so fasse man folgende Facta ins Auge. Das ganze Isonzo-Thal bewohnen Slaven bis an den Austritt desselben aus dem Gebirge. Ebenso wird auch das ganze Vippach-Thal von Slaven bis dahin bewohnt, wo es bei Görz in den Isonzo und in die italienische Ebene ausmündet. Den ganzen Karst haben auch die Slaven bis an seinen äußersten Abfall in die Ebene bei Gradisca für sich in Beschlag genommen. In der weiten Görzer Schlucht zwischen dem Karst und den oberen Isonzo-Bergen sind sie stecken geblieben, und das Isonzo-Delta, schon ein wesentlicher Theil der lombardisch-venetianischen Ebene, ist ganz italienisch.

Meine artigen Wirthssöhne in Volzano hatten mir erzählt, daß die Slaven von Solcano und bei Görz das „**a**" gewöhnlich nicht recht rein aussprächen, und dafür einen dumpfen Ton setzten, der dem „**u**" am meisten ähnlich wäre. In Volzano und Canale hätten sie daher eine Phrase com-

ponirt, in welcher viele Wörter mit einem **a** vorkämen, und die sie den Leuten von Solcano, wenn sie zu ihnen kämen, zum Scherze vorlegten, um sich an ihrer wunderlichen Aussprache des **a** zu ergötzen. Diese Phrase, die ich hier so genau, wie ich sie nur habe auffassen können, als eine Probe der hiesigen slavischen Aussprache und zugleich der hiesigen Dialekt-Unterschiede hersetzen will, lautete: „M**a**tti! m**a**tschka je snietla is arm**a**rio m**a**slo“, d. h. „Mutter! die Katze hat die Butter aus dem Wandschrank gefressen.“ Ein Solcaner und Görzer Slave spricht dieß so: „m**u**tti! m**u**tschka je snietla is arm**u**rio m**u**slo.“ Und ein Canaleser oder Vulzaner, wenn er dem Görzer nachahmen will, macht dann gewaltige Pantomimen und Anstrengungen, um das „u“ gerade so herauszubringen, wie es Jener thut. Armario oder Armurio (Wandschrank) ist eine italienische Beimischung; die andern Worte sind alle ächt slavisch.

In wie hohem Grade bei Görz das Klima und alle Culturverhältnisse von denen in dem eben abgeschlossenen Isonzo-Thale verschieden, wie sie ganz italienisch sind, kann der Reisende auch aus dem Aufhören einer mit dem Ackerbau zusammenhängenden Erscheinung oder Anstalt abnehmen, die ihn bisher überall auf seinen Wegen durch Krain, Kärnthen und das Isonzo-Thal begleitet hat, an dem Aufhören der sogenannten „Harpfen“ nämlich, einer Art von Bauwerken zum Trocknen des Getreides, welche die Slaven „Stogi“ nennen. Dieselben sind in allen diesen, so wie auch noch in anderen östreichischen Alpenländern ganz allgemein. Es sind der Hauptsache nach hohe, aus Stangen zusammengesetzte und von einem kleinen Dache geschützte Gitter; daher auch der deutsche Name „Harpfen“ oder „Harfen“. Sie sehen wirklich aus, wie kolossale, in der Landschaft aufgestellte Harfen. Weil die Atmosphäre und der Boden von den beständig an

die Berge schlagenden Wolken und Nebeln so feucht ist, hängt man die ganze Getreideernte und andere Körnerfrüchte, Erbsen, Bohnen ꝛc., um sie schneller zu trocknen, erst einige Zeit — zuweilen müssen es zwei bis drei Wochen sein — an den Stangen dieser Harpfen auf, damit der Wind sie austrockene. Wo es angeht, sind die Harpfen daher auch auf erhöhten, dem Winde besonders zugänglichen Punkten errichtet.

Bei großen, reichen Bauern in Kärnthen und Krain und bei Gutsbesitzern wachsen die Harpfen zu ganz stattlichen Bauwerken an, die oft beinahe so lange Linien bilden, wie die Strauchwälle bei unseren Salz-Gradirwerken. Man sieht an ihnen zuweilen eine ganze, bunte Ernte, wie verschieden gefärbte Wäsche, aufgehängt; eine Abtheilung mit Buchweizen, eine mit Erbsen, eine mit Roggen, eine mit Bohnen ꝛc. — Bei den großen Landeigenthümern sind dann noch große, gemauerte Schuppen zum Unterfahren und Abladen des Getreides mit den Harfen-Gittern verbunden. Die armen, kleinen Bauern haben oft nur ein Gitterchen von wenigen Klafter Länge. Man könnte gleich die Elle nehmen, die Länge der verschiedenen Harpfen in der Landschaft ausmessen, und darnach den Reichthum jedes Bauers bestimmen.

Im ganzen Isonzo-Thale hinab, wie gesagt, sah ich nun noch solche Harpfen. Wo aber die Berge sich mit dem Monte Santo schlossen, da hörten auch die Harpfen auf. In der Ebene bei Görz giebt es gar keine mehr. Der Boden und die Luft sind dort schon so trocken, daß man das Getreide in Haufen auf dem Boden einige Zeit liegen lassen und schon nach drei Tagen dreschen kann. Allein zuweilen könnten die Harpfen auch in den italienischen Ebenen noch sehr dienlich sein. Jedenfalls hat das auf Harpfen getrocknete Getreide immer einige Vorzüge vor dem, welches dem

Luftzuge nicht ausgesetzt wird. Man kann es nach dem Dreschen sogleich in die Kiste thun, oder auch so hoch aufschütten, wie man will. Das Getreide der italienischen Ebenen dagegen muß viel vorsichtiger behandelt werden. Es darf, damit es sich nicht erhitze, nur in dünnen Lagen auf den Boden aufgeschüttet werden, und man muß es viel öfterer, als das Harpfen-Getreide, umarbeiten.

In Görz bestieg ich das auf einer nicht sehr hohen Bodenanschwellung gelegene alte Castell der ehemaligen Grafen von Görz, und genoß hier die schöne Aussicht auf die ganze Grafschaft gleiches Namens, dieses reizenden „Vorhofs von Italien", der aber, wie manche Vorhöfe und Propyläen, hübscher ist, als das Heiligthum selber, wenigstens als die lombardische Ebene. Es ist ein in die Gebirge hineingeschobener Busen dieser Ebene, in welchem alle Reize derselben, die sich weiterhin wie ein flaches Meer ausgeebnet hat, gleichsam branden und schäumen. Ich begreife, wie eine unglückliche französische Königsfamilie gerade diesen Busen erwählen konnte, um hier in Frieden zu leben und auszuruhen. Das Grab Karls X., der 1836 in Görz starb, befindet sich im Franziscanerkloster Castagnavizza. Sonst schien mir die Stadt selbst ziemlich alterthümlich gebaut, und hatte auch nicht den Anstrich frischen Lebensfortschritts, wie z. B. Laibach. Auch hat sie nur 7000 Einwohner, eine Zahl, auf der sie sich schon ziemlich lange erhalten haben mag.

Von allen Bauern und geringen Leuten, die in den Straßen des Orts des Wochenmarktes wegen auf- und abwogten, vernahm ich blos das „Schtschavo" (Slavische). Die kleinen Bürger der Stadt aber sprachen unter sich meistens furlanisch. Dasselbe sollen auch in ihren Familien die Patricier oder der Adel thun; aber das Italienische ist natürlich die Sprache der höhern Conversation und des Handels-Verkehrs.

Viele eingeborene Görzer verstehen aber auch das Deutsche, und fast Alle lernen deutsch in den dortigen Schulen, obgleich es allerdings die Meisten wieder vergessen. Natürlich sind auch manche eigentliche, eingeborene Deutsche in der Stadt ansäßig. Früher, bemerkte man mir, habe das Deutsche viel mehr vorgewaltet, und diese Bemerkung stimmt sehr gut mit ähnlichen Bemerkungen über die Schwächung des deutschen Elements in allen diesen Gegenden am adriatischen Meere überein.

Ich besuchte hier einen Gelehrten, der viele vortreffliche Antiquitäten von Gorizia und Aquileja besaß, und der mir auch eine kleine Sammlung von Büchern zeigte, die in furlanischer Sprache publicirt waren. Dieser bei uns wenig bekannte Dialekt hat sich, wie es scheint, in neuerer Zeit einer ebenso großen Beachtung und Bearbeitung von Seiten der Gelehrten und Volksschriftsteller zu erfreuen gehabt, wie alle anderen Dialekte der Welt. Ein recht populaires Buch für die Furlaner soll ein in der Furlanei hochangesehener Dichter, ein gewisser Cavalieri, geschrieben haben. Es handelt über die Ehe. „Und der Cavalieri hat da sehr schöne Punkten hineingesetzt," sagte mir ein ungebildeter, deutsch redender Furlaner, der auch jenes Werk kannte. Ebenso hat auch ein gewisser Zorutt Poesien geschrieben, die in diesem Erdwinkel geschätzt werden: „Poesiis di Pieri Zorutt 1847," Das Volk der Furlaner soll sehr viel Sinn für Satire und Komik haben, daher auch Travestien bei ihnen großes Glück machen, z. B. eine Travestie des Virgil: „L'Eneide di Virgilio, travistude di Zuan Busiz ridote a lezion pure Friulane da Zuan Batist, Nob. da la Sicarte." Die meisten dieser Werke waren in Udine herausgekommen, welches das literarische Centrum für die Furlaner, so wie überhaupt die vornehmste Stadt der „Furlanei" ist.

6. In das Delta des Isonzo.

In Görz nahm ich am anderen Tage wieder einen kleinen Einspänner, und fuhr damit über Gradisca zu den Ruinen, oder besser gesagt, zu der Baustelle des alten Aquileja. Der Weg führt ganz hart um die nordwestlichste Ecke des Karst-Gebirges herum, dessen öder, trostloser Felsenrücken von hier längs des adriatischen Meeres, bei Triest vorüber, nach Fiume geht.

Es ist merkwürdig, daß dieses Gebirge gleich von vornherein ebenso rauh und unwirthbar beginnt, wie es sich in seiner ganzen Länge darstellt. Die Hügel- oder Felsenrückenkette, mit der es hier bei Gradisca und Görz mitten in der lachenden Ebene, in dem Vorhofe Italiens, anhebt, ist zwar nur ganz niedrig, aber, so zu sagen, gleich von dem letzten Weinberge, der äußersten Wiese oder Ackerflur an ihrem Fuße an so vollkommen kahl, so wild zerklüftet und zerrissen oder vielmehr zerfetzt, so unzugänglich und ungangbar, wie es die Berge bis Triest und Fiume hin, oder vielmehr bis nach Montenegro und Albanien bleiben; denn die dalmatischen, montenegrinischen und albanischen Berge sind nur eine Fortsetzung des Karsts, und haben in allen Punkten ganz dieselbe Physiognomie, wie er. Man kann die äußersten Wurzeln und Ausläufer, so zu sagen, der ganzen griechisch-slavischen Halbinsel hier bei Görz und Gradisca haarscharf bezeichnen. Die Berge gegenüber auf der anderen Seite des Görzer Flachbusens, die den oberen Isonzo umgeben und abschließen, haben eine ganz verschiedene Beschaffenheit. Alle Wunder und Schrecken Dalmatiens, Höhlen, tiefe Felslöcher, vom Boden verschlungene Gewässer, Grottenflüsse, Quellenlosigkeit, kalte Boras, verkrüppelte Vegetation, auch viele Thiere und Pflanzen

(Steinhühner, wilde Tauben ꝛc.), fangen hier gleich bei Gradisca an, und gehen — natürlich mit einigen Hinzufügungen und Variationen — bis Griechenland fort.

Die Slaven bei Görz und Gradisca nennen den Karst „Krs“ oder „Kras“ („na Krasso“, auf dem Karst). Bei den Furlanern hat er den Namen „Tjarsch“ oder „Tscharsch“. „Schui Tscharsch“ sagen sie: „auf dem Karst!“ Die slavischen Bewohner des Karsts heißen hier, in Triest und überall bei den Italienern: „Carsolini“ (die Karsoliner).

„Gradisca“ ist eine kleine, mittelalterliche Festung, viereckig, wie ein verschanztes römisches Lager, gebaut. In den Zeiten, als man noch eiserne Panzer trug und Steine schleuderte, mögen ihre hohen, altersgrauen Mauern eine recht dankenswerthe Schutzwehr abgegeben haben. Fragt man, warum sie in unserer Kanonenkugel-Epoche noch so lange fort existirt hat, so kann man dieß sich wol nur daraus erklären, daß sie nie ernstlich angegriffen worden ist.

Wenn man um Gradisca herum gekommen ist, behält man die Karst-Ausläufer im Rücken, und tritt nun in das merkwürdige Isonzo-Delta ein, das größtentheils einer der fruchtbarsten Landstriche ist, die man sehen kann. Es ist ein ganz flaches Land, beinahe au niveau mit dem Meere, und von den Flüssen in dieses hinausgeschoben. Es wird von einer Menge von Flußarmen und Canälen durchschnitten, und hat stellenweise Sümpfe, kleine Wassertümpel und Seen. Jeder der in den Nordwinkel des adriatischen Meeres ausmündenden Flüsse hat ein solches Delta gebildet, oder doch zu bilden versucht. Und man kann die ganze Meeresküste vom Karst bis Ravenna als eine Kette untereinander verwachsener und verwebter Flußdeltas betrachten. Keiner aber von allen jenen Flüssen, weder der Tagliamento, noch die Piave, noch die Brenta, hat ein so markirtes und so weit ins Meer über die alte, ursprüng-

liche Küstenlinie hinaus vorgeschobenes Delta gebildet, wie der Isonzo. Dasselbe rivalisirt allein mit dem freilich noch bedeutenderen Po-Delta. Diese Erscheinung ist deßhalb merkwürdig, weil einige jener Flüsse länger sind und eine bedeutendere Wassermasse führen, als der Isonzo. Es ist möglich, daß die julischen Alpen, deren Geröll der Isonzo aufnimmt, von jeher mehr, als die Gebirge, von denen die Piave und die anderen Flüsse herabkommen, abgebröckelt und ihm daher mehr Material zum Deltabau geliefert haben.

Vielleicht aber haben auch die Strömungen des adriatischen Meeres zum Theil mit beigetragen zu der größeren Entwickelung des Isonzo-Delta. Diese Strömungen kommen nämlich aus Südosten längs der Küste Dalmatiens und Istriens herauf, und werden gegen die Mündungen des Tagliamento und der Piave getrieben, wo sie sich nach Venedig und nach den Mündungen der Brenta und des Po umwenden. Sie mögen hier, den Sand und Schlamm mit sich fortführend, die Entwickelung der Delta's immer gehindert haben. Das Isonzo-Delta aber störten sie nicht, da dieses ganz ruhig in dem stillen Golfe von Triest fortwuchs, in den jene adriatischen Strömungen nicht gelangten.

Die Furlaner haben mir gesagt, daß sie in ihrer Sprache dieß Niederland am Isonzo „la bascha Furlania" nennten. Gewöhnlich aber sagt das Volk vom Isonzo-Delta ganz kurz: „a li baschisch" *), d. h. in den Niederungen.

Das Erste, was uns „a li baschisch" begegnete, war der Fluß Torre, den wir in einer Furth durchsetzten. Sein Bett war fast ganz ausgetrocknet. Er ist ein Nebenfluß des

*) Ich habe diesen Namen nie gedruckt oder geschrieben gesehen, schreibe aber accurat so, wie die Leute sprechen.

Isonzo, der mitten in Friaul entspringt, von den Hochgebirgen keine Quellengewässer empfängt, und von Anfang bis zu Ende einen sehr sandigen Lauf hat. Darnach fuhren wir meilenweit durch ein Meer von Weintrauben. Der Sommer war sehr trocken gewesen, und einen solchen wünscht man sich hier in den Niederungen der „bascha Furlania". Bei einem nassen Sommer verdirbt ihnen Alles, da sie ohnedieß genug Wasser haben. Dann hat es das obere Friaul besser. Alles ist hier ringsum „Campagna di vino" (Weingefilde). Die Fürstin Bacciocha, die gräfliche Familie Casseo und viele andere große Landeigenthümer, die ich mir nennen ließ, besitzen hier im Isonzo-Delta ganze, große Striche von Weinland. Ihre Cantinen — große Wein-Gewölbe — liegen, wie die langen Viehstallungen der holsteinischen Gutsbesitzer, mitten im Felde, und machen die vornehmsten Abtheilungen ihrer Hofgebäude aus. Es sind meistens Häuser mit kolossalen Räumen, die oben „graniero" (Getreideboden), unten „cantina" (Weinkeller) sind. Ich besah die interessanten Gebäulichkeiten der Villa Vicentina und später die von Fiumicella (oder wie die Leute hier sprechen: Visentina und Fiumisela), die jenen beiden genannten Herrschaften gehören. Die überschwängliche Fülle von Trauben, welche hier auf den Rebengewinden lastete, setzte mich nicht wenig in Erstaunen, und ich zeichnete mir genau einige Rebstöcke mit allen daran hängenden Trauben ab, damit ich später meiner eigenen Erinnerung nicht mißtrauen möchte. Fast überall waren mehr blaue Trauben, als Blätter. Zuweilen hört man wol im Frühling die Leute bei uns lobpreisen, die Wiese sei ganz blau von Veilchen, oder der Garten ganz roth von Rosen. Aber hier konnte man sagen, das ganze Isonzo-Delta sei violett von Trauben. Der reiche Anblick war in der That erfreulich; weniger aber die Idee, daß aus diesen schönen Trauben

ein so wenig erquicklicher Wein hervorgeht, wie es der schwere, trübe vino nero ist, den der gemeine Mann in diesen Gegenden trinkt, und daß bei der Production die Rücksicht auf Quantität und nicht auf Qualität vorwaltet. Selbst mein letzter Reisebegleiter im Isonzo-Thale hatte aus Furcht vor dem schweren, trüben, würzlosen Wein, den wir in der „bascha Furlania" bekommen würden, „einen Seidel Hamischen" (Heimischen, d. h. seines heimathlichen Gebirgsweines) mitgenommen.

Mais ist das zweite Hauptproduct dieses Landes, und allerdings gedeihen hier die Maiskolben zu einer kolossalen Größe und Fülle. Auch das wilde Schilf, welches in den Niederungen und sumpfigen Strichen des Isonzo steht, wächst unglaublich üppig und groß. In einem Jahre schießen die Schilfstämme zu der Dicke von jungen Fichtenstämmen auf, und in diesen Schilfwaldungen des Isonzo hätte sich Herkules ohne Weiteres seine Keule schneiden können. Wenigstens wäre er, was Dicke und Länge anlangt, sicherlich ganz damit zufrieden gewesen. Freilich hätte er sie noch mit Blei füllen müssen.

Das ganze Delta ist von einer Menge von Vicinal-Wegen, und zum Theil ganz gut chaussirten Straßen durchkreuzt, die von Villa zu Villa in geradlinigen Richtungen sich durchschneiden. Nebenher laufen Gräben und abgeleitete Flußarme, in denen aber fast nur stehendes Wasser zu finden ist. In einem so flachen Lande, wo man immer, wie eine Wachtel unter dem grünen Gezweige, fortstreicht, wo die Luft dick und schwül ist, wo das nicht mehr fließende Wasser stinkt, wird Einem ganz drückend und ängstlich zu Muthe, wie auf dem Meere bei einer Windstille. Auch leiden die dieses Delta bewohnenden Menschen nicht wenig durch jene Stagnation der Flüssigkeiten. Die Hälfte von ihnen hat fast immer das Fieber, wie die Anwohner gewisser

Lagunen-Striche bei Venedig, Ravenna ꝛc. Wir begegneten einer Menge magerer, bleicher und schleichender Gestalten. Ihre stagnirenden Gräben sehen sie als die Hauptquelle des Fiebers an, und sie glauben sogar, daß die Fische aus diesen stagnirenden Süßwassern das Fieber zu verursachen im Stande sind. „I pesci delle fosse", sagen sie: „danno il febbre". Die Fische aus dem Salzwasser kann man dagegen ohne Scheu genießen.

Alles, was ich hier von Ackergeräthschaften sah, kam mir unglaublich plump und unbeholfen vor; besonders wenn ich z. B. an die zweckmäßigen Constructionen von Instrumenten dachte, welche die Schotten, Engländer und Amerikaner erfunden und in Schwung gebracht haben.

Ich glaubte ehemals großes Recht dazu zu haben, mich über die plumpen Ackerinstrumente der Letten, Esthen und anderer nördlicher Völker aufzuhalten; allein hier am Isonzo fand ich zu meiner Verwunderung unter Anderem eine eben so plumpe Dreschmaschine, wie sie bei den Letten im hohen Norden üblich ist. Sie bestand nämlich, wie bei jenen, aus einem dicken und der Länge nach mehrfach eingekerbten Holzklotze, der sich, wie bei jenem Volke, in einem Gestelle drehte und über das Getreide hinwälzte, indem er dabei von Ochsen gezogen wurde. Es ist unbegreiflich, daß man in einem so lange cultivirten Lande noch so urvorweltliche Wagen-, Pflug-, Sichel- und Messerfiguren findet. Ich glaubte hier schon einen Uebergang zu den allerdings noch plumpern Gebilden Dalmatiens zu gewahren. Die Ackerwagen, mit niedrigen Rädern versehen, aus dicken Baumstämmen zusammengesetzt und mit Ochsen bespannt, schleppen sich äußerst langsam über den fetten Boden des Delta hin. Sie haben in ihrer Construction etwas Aehnliches mit den sogenannten „Schlachtwagen", wie sie z. B. in Bremen zum Transportiren der Waaren vom

Hafen in die Magazine üblich sind. Doch sind einige dem Maler ländlicher Scenen ganz erwünschte Anhängsel bei diesen Wagen. Zuerst eine Art erhöhten Standpunktes für den Kutscher, der nach der Seite der Thiere hin, wie eine Kanzel, eine hohe Schutzwehr oder ein kleines Geländer hat, auf das der stehende Ochsentreiber sich stützen kann, und hinter dem er gewöhnlich in sehr malerischen Stellungen Posto faßt. Alsdann die Deichsel, die nicht gerade ist, sondern sich vorn in einem Bogen aufbäumt. Von der hohen Spitze des Bogens herab gehen nach beiden Seiten hin die Ketten aus, mit denen die Ochsen befestigt sind. Dieß giebt lauter hübsche Linien und Attituden für solche Bilder, wie sie der Franzose Robert in seinen bekannten „Moissonneurs" gemalt hat.

---

7. Aquileja.

Mitten in dieser Landschaft lag „das zweite Rom", das alte, einst so blühende Aequileja, von dem man jetzt zwischen allem Weinlaube nicht einmal so viel Spuren mehr findet, wie von Palmyra oder Balbeck mitten zwischen dem Wüstensande. Das einzige alte, wenn gleich auch nicht einmal mehr römische Gebäude von Bedeutung, welches in Aquileja noch steht, ist sein Dom, den einer der aquilejanischen Patriarchen ums Jahr 1000 erbaute. Dieser berühmte Dom liegt mit seinem hohen Thurme ganz isolirt da, so zu sagen, mitten im freien Felde; um ihn herum hie und da zwischen den Weingärten verstreut etliche Häuser, etwa ein Hundert, die das bilden, was man heutiges Tages Aquileja nennt, und was bei Weitem nicht so bedeutend ist, wie ein Dorf zweiten Ranges in der Lombardei.

Der Sonnenuntergang war nahe, als wir dort ankamen, und ich beeilte mich, so bald als möglich auf die Spitze des Dom-Thurmes hinaufzukommen, und das schöne Schauspiel auf diesem merkwürdigen Punkte zu genießen. Ich hatte eine Empfehlung an den Apotheker des Orts, der die beste aquilejanische Münzsammlung hier besitzt. Bei diesem fand ich einen anderen „Numismatico“ aus Udine zum Besuch, und wir stiegen nun alle auf die Spitze des besagten Thurmes hinauf. Es bot sich uns hier, der Hauptsache nach, nur ein dichtes, grünes Pflanzen-(Weinreben-) Meer dar. Die Weingärten beginnen gleich dicht bei der Kirche und gehen ins Unabsehbare fort. Man glaubt ein Stück der südamerikanischen Pampas vor sich zu haben. Von antikem Mauerwerke und aus diesem Meere emporragenden Ruinen ist gar keine Spur vorhanden. Das ganze Aquileja ist wie verschwunden, wie weggewischt. Dieß hat Attila allein nicht so völlig zu Stande gebracht; die Weingärtner haben auch viel Schuld daran. Wenn Aquileja wirklich, wie man so oft wiederholt hat, „ein zweites Rom“ war — und ich will es glauben; denn noch wird heutiges Tages die Nachfolgerin Aquilejas, unser Venedig, in Bezug auf die große Anzahl schöner Baulichkeiten nach Rom als die zweite Stadt Italiens genannt, — so ist es fast unbegreiflich, wie so wenig davon übrig geblieben ist. Fast alle römischen Städte Istriens und Dalmatiens besitzen bedeutendere Ueberreste des Alterthums, als Aquileja. Man kann nicht einmal mehr den Plan und die Gränzen der alten Stadt ausfindig machen und bestimmen. Sogar die Namen der alten Thore haben sich durch Tradition nicht erhalten. Meine beiden Antiquare, obwol sie sich schon seit Jahren mit Aquileja beschäftigten, waren in der größten Verlegenheit in Bezug auf einigermaßen sichere Daten

über den alten Zustand dieser Stadt. Wo das Forum, wo die Tempel, wo das Rathhaus dieser mächtigen Commun, wo ihr Hafen, ihre „Canal grande“, ihre reichen Waarenmagazine gewesen: das Alles ist unsicher und unbekannt.

Man sagt — und man sagt es nicht blos, sondern man weist es auch aus ziemlich guten Documenten nach, — daß Aquileja einst das Handelsemporium aller Völker dießseits der Donau, der von den Bewohnern Italiens, Illyriens, Griechenlands, Aegyptens am meisten besuchte Seehafen, der Lieblingssitz des Augustus, des Tiberius und anderer Weltbeherrscher gewesen sei; man nennt es Italiens mächtigstes Bollwerk und nach Rom die volkreichste Stadt. Man sagt, es habe über 600,000 Einwohner, und darunter über 100,000 römische Bürger besessen. Dieß macht im Laufe von 600 Jahren, wie lange die Stadt bestand (von 181 vor Chr., wo sie gestiftet, bis 452, wo sie zerstört wurde), wol über 10 Millionen Menschen, die hier aus- und eingingen, und hin- und herverkehrten. Und auf diesem ganzen lebensvollen Theater ist Nichts weiter zu entdecken, als Unkraut und Weinlaub, keine Fußtapfen, keine Knochen, keine Spur. Haben doch die antidiluvianischen Vögel und Fische uns mehr handgreifliche Spuren ihres Daseins hinterlassen. Haben doch die kleinen vorweltlichen Infusionsthierchen wenigstens ihre Leichname zu Bergen und Monumenten aufgehäuft. Sind doch auf den Bauplätzen der viel ältern Städte Ninive und Babylon wenigstens Scherbenhügel geblieben.

Man will immer dem Attila allein Alles in die Schuhe schieben. Es ist wahr, Attila's rauhe Hand war gründlich im Zerstören, und er hat an manchen Stellen seinen Fuß hingesetzt, wo nachher Nichts mehr gewachsen, und, so zu sagen, Alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Aber, wie ich sagte, die Weinpflanzer, glaube

ich, haben an der völligen Versunkenheit des alten Aquileja eben so viel Schuld, wie der Ausraufer Attila. Die Weincultur wuchert hier so üppig, wie bei Ninive oder Balbeck der Wüstensand. Die Winzer haben alle ehemaligen Forums und Bauplätze allmählig ausgeebnet und mit Reben bepflanzt. Die aufrechtstehenden Mauern und Monumente haben sie nach und nach abgetragen und zu den Einfassungswällen ihrer Besitzungen verbraucht. Die Canal grande und Häfen haben sie, von den Alles verschwemmenden Gewässern unterstützt, auch ausgefüllt und gleichfalls in Weinland verwandelt, und so hat sich denn eben Alles verwischt.

Die Winzer hindern sogar auch noch, daß Das, was allenfalls wirklich noch vom alten Aquileja vorhanden ist, untersucht und bekannt werde. Vermuthlich ist davon unter dem Boden noch ziemlich viel. Weil aber Alles mit werthvollem Weinlande bedeckt ist, und die Besitzer desselben Nachgrabungen ohne ihren Schaden nicht gestatten können, so ist die Untersuchung der Substructionen und der mit Schutt und Erdreich bedeckten Straßen des alten Aquileja stets unterblieben. Eine Menge einzelner Marmorblöcke, Säulenstücke, Säulenknäufe und Inschriftssteine, die hie und da in die Museen von Venedig, Padua ꝛc. oder in Privatsammlungen übergegangen sind, oder die noch jetzt an den freien Plätzen des Dorfs, das man Aquileja nennt, herumliegen, oder die endlich dann und wann in den Weingärten-Circumvallationen vermauert wurden, — diese Steinbrocken, sage ich, und dann allerdings viele Münzen sind das Einzige, was von Aquileja in unsere Hände gekommen ist.

Mehr Alt-Aquilejanisches und Römisches fast findet man noch in dem Blute und der Race der hiesigen Menschen, als in den Mauern und Steinen. Es gäbe hier,

so sagten mir meine kundigen Freunde, zwei altadelige Familien, die noch nachweisen zu können glaubten, daß ihre Vorfahren Zeugen der Verwüstungen Aquileja's durch Attila gewesen wären. Auch in Grado am Meere gäbe es noch eine altadelige Familie, die sich römischen Ursprungs dünkte. Schon früher hörte ich einmal bei einer Reise zu den Venedig umgebenden Lagunen, Inseln und Inselstädten, daß auch in ihnen noch heutzutage manche Familien glaubten, sie stammten von aquilejanischen Flüchtlingen ab. Diese aquilejanischen Familien-Traditionen sind über die ganzen Lagunen verbreitet. „Ob Ihre Stadt wol je einmal wieder aufstehen wird?" fragte ich meine beiden Aquilejer Patrioten. „O si Signor, risorgera! risorgera!" antworteten sie beide wie aus einem Munde. „Mit Geld und gutem Willen könnte man unserer Stadt sehr gut wieder aufhelfen. Wenn nur eine Actiengesellschaft dafür mit einem ordentlichen Capital zusammenkäme! Und wenn nur die Venetianer und Triestiner unser Aquileja nicht so sehr niederhielten und drückten! Die Venetianer, die Kinder Aquilejas, als sie sich einmal auf ihrer Insel etablirt hatten, sind immer in Furcht gewesen, Aquileja möchte sich einmal wieder erheben, haben ihrer alten Mutter beständig geschadet, und tragen vermuthlich einen großen Theil der Schuld an der völligen und noch nachträglichen Ausrottung nach Attila. Auch die Triestiner fürchten insgeheim, daß sich hier einmal wieder ein Handelsleben entwickeln könne, und wollen uns nicht einmal erlauben, daß wir wieder die Rechte einer Stadt-Commun erhalten, um die wir kürzlich eingekommen sind. Die Einfahrt nach Triest ist ja viel schwieriger, als die nach Aquileja. Die Bora würde den an unserer Küste ankernden Schiffen viel weniger schaden, als denen auf der Rhede von Triest, und mit dem Scirocco segelt man geradezu in unsere Häfen

hinein. Auch ist die Versandung dieser Häfen gar nicht so arg und unheilbar, wie man sie machen möchte. Ist doch noch kürzlich ein Dampfschiff vom Meere her in einem der alten, noch existirenden römischen Canäle bis in die Nähe unseres Domes heraufgekommen. Die Post von Indien könnte eine und eine halbe Stunde früher bei Aquileja landen, als bei Triest, und von hier aus auch schneller nach dem Nordwesten befördert werden. Wie gesagt, nur eine Actiengesellschaft, welche die Canäle reinigt und Häfen giebt, und das alte Aquileja wird wieder aufleben! Risorgera, Signor!

Meine Freunde sprachen sehr warm, und ich erkannte zu meiner Verwunderung, daß hier an Ort und Stelle über dem Staube und Schutte des Orts noch jetzt ein Aquilejanischer Patriotismus glüht. Freilich hätte ich aus einem Empfehlungsschreiben, das ich an einen hiesigen Patrioten bekam, und das in sehr gefühlvollen Ausdrücken von „jenem beklagenswerthen Orte“ sprach, schon abnehmen können, daß Aquileja noch heutiges Tages vom Geschichtsfreunde, Antiquare und Patrioten beweint wird. Den Triestinern, die ihres Wohlgedeihens so ziemlich sicher sind, werden jene Aquilejanischen Hoffnungen und Prophezeihungen nicht viel Furcht einflößen. Auch glaube ich eben nicht, daß ihr Neid und ihre Eifersucht auf Aquileja sehr groß ist. Jedenfalls aber bleibt doch die Betrachtung der Vorzüge, welche die Position Aquilejas vor der Lage Triests hat, geographisch und historisch interessant, und in dieser Hinsicht war in den Betrachtungen meiner Gefährten gewiß sehr viel Wahres. Man kann diese Vortheile etwa so zusammenfassen: Zuerst braucht man, um in Aquileja, das der Hauptaxe des adriatischen Meeres gegenüber liegt, zu landen, nicht so vielerlei Windbegünstigung, als bei Triest, welches im Innern eines Seitenbusens liegt. — Als-

dann geht die von der Natur schön ausgebahnte lombardisch-venetianische Ebene bis vor die Thore Aquilejas, so wie auch die Isonzo- und Tagliamento-Straßen dahin zielen; ebenso führt über Görz durch das Vippach-Thal ein bequemer Weg ostwärts nach Krain und Pannonien. Aquileja steht also allseitig mit der Welt in einer leichten Natur-Verbindung, die durch Kunststraßen noch viel inniger gemacht werden kann. Triest dagegen erkämpft sich eine Landverbindung mit der Welt nur durch außerordentliche Kosten und Mühen, da es in einem Felsenwinkel liegt, und fast nach allen Seiten hin rauhe Gebirge zu übersteigen hat. — Dieß fällt namentlich jetzt bei den Eisenbahnen recht in die Augen. Man weiß gar nicht recht, wie man auf das Bequemste und Billigste eine Eisenbahn nach Triest schaffen soll, während, wenn Triest im Isonzo-Thale läge, seine Eisenbahnen viel weniger Schwierigkeiten verursachen würden. — Endlich liegt Aquileja in einem fruchtbaren, volk- und productenreichen Districte, der, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, auf das Billigste eine große Stadt mit den nöthigen Arbeitskräften und Nahrungsmitteln versehen könnte, während Triest, das in der Mitte einer öden, unergiebigen und schwachbevölkerten Felslandschaft gelegen ist, sich dieselben nur mit großen Kosten verschafft. — Das einzige Aber ist der Hafen. Ein solcher ließe sich indeß im Isonzo-Delta nach der Meinung meiner Patrioten mit Geld ebenso gut herstellen, wie z. B. im Nil-Delta. Wer weiß, was geschieht, wenn die Welt hier noch ein Paar tausend Jahre zusammenhält! Wirklich scheint es ja, als habe Karl VI. in der That eine Zeit lang die Absicht gehegt, Aquileja wieder zu seiner frühern Blüthe zurückzuführen und zum Haupthafen der östreichischen Staaten umzuschaffen. Diesem Plane widersetzte sich aber die Herrscherin der Lagunen, Venedig; daher denn auch jener Kaiser mit seiner

Schöpfung zu jener unbequemen Stelle in den Winkel von Triest zurückgehen mußte.

In ein prachtvolles, goldverbrämtes Purpurgewand von Wolken gehüllt, ging eben die Sonne im Schooße der Adria zur Ruhe, als meine patriotischen Gefährten auf dem Aquilejanischen Glockenthurme ihr „Risorgera“! wiederholten. Die liebe Sonne? Ja, die wird wieder aufstehen! — Ob auch das gute, alte ganz in den Boden getretene Aquileja? Ich weiß es nicht. Aber wer vermag zu sagen, was die Eisenbahnen thun können?

Der Meßner, welcher uns auf den Thurm geführt hatte, sah entsetzlich fieberbleich aus. In der Apotheke des Ortes sagten sie mir, daß sie jetzt außerordentlich viel Chinin verkauften, und ich sah selbst viele kleine Burschen ein Pülverchen Chinin verlangen für den „Vecchio“ (den Großvater des Hauses) oder für ihre „Sorella“ (Schwester). Auch sagte man mir, daß die Fieber nie so stark gewesen seien, wie eben jetzt. Ich hütete mich daher am Abend in meiner kleinen Locanda, wo man mir zwischen Maiskolben und Maisstroh ein Bett aufgemacht hatte, und wo ich auch in der Stube neben mir eine arme, fieberkranke Person in ihrem Bette seufzen und zittern hörte, nur einen Bissen von „pesci delle fosse“ zu genießen; vielmehr ließ ich mir lauter Meerfische und Austern backen, die hier im Isonzo-Delta vortrefflich munden, und mit denen man sich in Bezug auf das Fieber ganz beruhigt schlafen legen kann.

Am andern Morgen besah ich mir nun die berühmte Kirche und die Umgegend etwas näher.

Der große prachtvolle Dom von Aquileja paßt zu der jetzigen kleinen Gemeinde, wie ein Goliath-Schwert zu der Taille eines Zwerges. Es ist mir fast unbegreiflich, wie sie dieß große Gebäude noch so ziemlich vollständig bis auf

unser Jahrhundert gerettet haben. Der Priester klagte mir, die Kirche hätte nur 400 Gulden Einkünfte. Freilich haben dann und wann einige hohe Gönner Etwas gethan. Im Jahre 1846 hat auch der Kaiser Ferdinand I. eine Summe zur Restauration und Erhaltung des Tempels zugeschossen. Die kleine Gemeinde, die am frühen Morgen, als ich eintrat, zum Anhören der Messe versammelt war, sah allerdings nicht darnach aus, als ob sie viel thun könnte. Es waren einige arme Fischer, mehrere fieberblasse Winzer und ein Paar alte Frauen.

Der älteste Theil des Gebäudes ist das mit ihm in Verbindung gesetzte „Battisterio“. Es mag bei der Taufe der ersten Christen Aquilejas noch vor Attila gedient haben; denn es ist ein „Battisterio per Immersione,“ ein großes Marmorbassin zum gänzlichen Untertauchen der Täuflinge. Die jetzt völlig verfallene Kirchenabtheilung, in der es steht, soll ehemals ein alter heidnischer Tempel gewesen sein. Acht verbrochene Säulenstümpfe und achteckige Gemäuer stehen rund herum. Es ist wol das vornehmste Stück vom alten Aquileja, das noch über den Boden hervorblickt. Viele alte Inschriftssteine und andere kostbare Reste hat man in dieses Battisterio geschafft, das somit einem Museum ähnlich sieht.

Der eigentliche Dom hat, wie gesagt, mit den Römern Nichts zu thun. Er stammt aus dem mittelalterlichen Aquileja, das nach Attila auf dem alten Flecke noch einmal wieder aufblühte, der Sitz mächtiger Kirchenfürsten, der sogenannten „Patriarchen von Aquileja“, wurde, und nun auch schon wieder, wie das römische Aquileja, bis auf den Dom spurlos verschwunden ist. Der Patriarch Pópo hat ihn im Jahre 1031 vollendet. Er ist in dem damals herrschenden byzantinischen Style gebaut, und vereinigt in seinen Formen, wie alle in diesem Style in Italien

aufgeführten Kirchen, eine außerordentliche Zierlichkeit mit einer großen Solidität.

Viele der alten Patriarchen von Aquileja, die zum Theil sehr harte Herrscher und oft mehr rauhe Krieger, als milde Seelenhirten waren, sind in den schönen Räumen dieser Kathedrale begraben, und ich erblickte unter ihnen namentlich einige aus der Familie der Grafen Thurn oder „A Turre", die hier um den Meerbusen von Aquileja und Triest herum einst eine große Rolle spielten. Der marmorne Sitz oder Thron, den die Patriarchen sich hier auf dem Chor ihrer Kirche erbaut hatten, gleicht ganz dem Throne Karls des Großen in Aachen. Auch liegt mitten im Unkraut und Gebüsch auf einer der Lagunen-Inseln bei Venedig, die ich früher einmal besuchte, ein eben solcher weißer, marmorner Thron, den das Volk der Lagunen für den „Thron des Attila" ausgiebt. Die Kanzel für die Prediger in dieser Kirche befindet sich vor dem Altare in der Mitte des Chorrandes. Es ist der centralste, passendste und herrlichste Platz für den Prediger, den man in der Kirche finden kann, und unbegreiflich bleibt es, wie man je die Sitte, dem Redner hier seine Stellung anzuweisen, hat aufgeben können. Natürlich blieb man seitdem ganz unsicher in der Ausfindung des geeignetsten Platzes, und klebte nun die Kanzel, wie dieß in unseren Kirchen geschieht, bald an diesen, bald an jenen Pfeiler an.

Mitten in der Kirche, an eine der Wände gestellt, befindet sich ein rundes, kleines, capellenartiges Gebäude mit einem von dünnen Säulen getragenen Dache, in welchem die Patriarchen das heilige Oel bereiteten. Es steht ein kleiner Herd in diesem Hause, das den Namen „la Dispensa del oglio santo" führt. Auch zeigte man uns noch die drei Vasen und andere Kirchen-Geräthschaften, die bei Bereitung jener heiligen Substanz ge-

braucht wurden. Wenn die Patriarchen drinnen mit dieser Sache beschäftigt waren, wurde während dieser Zeit auswärts die kleine Capelle mit Lampen illuminirt. In der Capelle unter dem Altare — „la capella del Santuairo“ — werden eine Menge Körper und Reliquien von Heiligen aufbewahrt: der Körper des heiligen Hermagor, dem zu Ehren noch ein Ort in Kärnthen „Hermagor“ heißt, der des heiligen Fortunato und vieler anderer frommer Männer, die, wie der gute Priester, der uns führte, sich ausdrückte, „zur Zeit der Tyrannen“ (al tempo dei tiranni) zu Märtyrern gemacht wurden. Diese „Reliquiae sanctorum Martyrorum“ werden hinter eisernen Gittern in großen Kasten und Kisten aufbewahrt, die man nur zweimal im Jahre öffnet.

Die reichste Sammlung von Antiquitäten und Inschriften zu Aquileja muß man in einem Viehstalle suchen. Ein jetzt verstorbener Besitzer hat nämlich den wunderlichen Einfall gehabt, einen sehr großen und stattlichen Viehstall aus lauter alten römischen Inschriftssteinen zu construiren. Die Thüren, Wände und Formen dieses Stalles sind recht gefällig; auch steht ganz großes und schönes Vieh darin. Die Wände des Gebäudes sind überall mit allerlei interessanten Inschriften bedeckt. Es ist durchaus nicht abzusehen, was die leitende Idee und Absicht bei diesem Verfahren war. Während das Vieh brüllte und ruminirte, las ich hier allerlei interessante Dinge von römischen Imperatoren, Generalen und Aquilejanischen Bürgern und Kaufleuten („mercatores“ sah ich auf den Inschriften mehrere Male erwähnt).

Auch zwischen den Labyrinthen von Weingärten um Aquileja herum wurden noch einige Spaziergänge unternommen. Ich entdeckte ein hübsches, altes römisches Thor, das früher vielleicht zu einem Marktplatz oder zu einem Haupttheile der Stadt führte, jetzt aber, unter malerischem

Unkraut und Gesträuch verborgen, einem Winzer als Verschluß seines Weingartens diente. Von ähnlichen interessanten antiquarischen Kleinigkeiten könnte man hier meilenweit um Aquileja herum noch viele auffinden. Wäre man aber nur einmal im Stande, von den Weingärten abzusehen, so ließe sich wol noch viel Bedeutenderes entdecken. Die beste Zeit für die Anstellung von Excavationen in Aquileja ist der Winter, weil dann der Grund und Boden für den Ackerbau nicht so sehr in Anspruch genommen wird, und die Winzer dem Antiquar mehr Freiheit gestatten.

Ich sagte oben, daß die Canäle, von denen Aquileja einst eben so durchschnitten gewesen ist, wie jetzt Venedig, ganz verschlämmt und verschwunden seien. Eine Ausnahme findet jedoch bei einem Canale Statt, den die Leute Attis oder Attisce nennen, der römischen Ursprungs sein soll, und noch heutiges Tages vom Meere von Grado her nach Aquileja hinführt, dessen Hafen und Haupt-Schifffahrts-Canal er bildet. Dieser Attis oder Attisce ist ein Fluß, welcher zum Theil aus einigen Quellen, die im Isonzo-Delta entspringen, zusammenfließt, zum Theil aber auch durch eine Menge kleiner Gräben und Canäle aus dem Isonzo selber Wasser bezieht, und daher wol als ein Arm desselben betrachtet werden kann. Die Leute nannten ihn mir auch noch unterhalb Aquileja „Attisce", oder, wie sie mir immer zu sprechen schienen, „Natisce". Aber auf der schönen Charte des k. k. östreichischen Generalstabs wird er Canale delle Mee genannt. Von ihm zweigt sich bei Aquileja nach Westen der „Canale Anfora" ab. Längs dieser untern Canäle wird das Land ganz sumpfig und morastig. Die vielen wohlhabenden Dörfer und Weingärten hören auf, und zuletzt endigt am Meere das Ganze mit einem Kranze von Dünen. Doch fehlen hier im Isonzo-Delta die Lagunen, an denen die Mündungsstriche der

Brenta, Piave rc. so reich sind. Ein Paar Schiffer luden mich ein, eine Bootfahrt auf jenem Canale nach Grado zu machen; sie wollten mir dort noch viel bessere und zahlreichere Antiquitäten zeigen, als ich hier gesehen hätte. Leider glaubte ich nicht Zeit genug zu haben und die Sache ausschlagen zu müssen. Auch eine gewisse Straße oder Chaussee zeigte man mir, die noch aus römischen Zeiten stammen soll, und welche man „Strada silicata“ oder „pedrata“ nennt.

Ueber die Bedeutung und Entstehung des Namens Aquileja ist man nicht einig. Einige sagen, die Stadt sei so genannt worden, weil die Römer ihre Adler hier aufgepflanzt hätten, Andere, weil bei ihrer Gründung als gutes Zeichen mehrere Adler gesehen worden seien. Noch Andere endlich wollen, daß der Name gar nicht von „aquila“ (Adler), sondern von „aqua“ (Wasser) herzuleiten sei, und daß „Aquileja“ etwa so viel bedeute, wie unser „Wasserburg“ oder, wenn man will, wie unser „Aachen“ (von „Aa“ oder „Au“ = Wasser). Die Stadt sei so genannt worden, weil sie mitten im Wasser gelegen, und weil auch ihr Grund und Boden gleichsam ganz aus dem Wasser (aus dem Isonzo) hervorgegangen sei. Ein Geograph wird natürlich geneigt sein, sich für diese letztere Ableitung des Namens zu entscheiden.

8. Ueber Monfalcone und Duino nach Triest.

Mit einem armen, vom Fieber geschüttelten, gelblichbleichen Kutscher setzte ich darauf meine Reise von Aquileja in der Richtung nach Triest fort. Wir durchschnitten das Isonzo-Delta von Westen nach Osten. Mehre Male stieg ich unterwegs aus, um die gigantischen Schilfrohre in einigen

benachbarten Sumpfstrichen zu sehen. Ich sah ganze Wälder, in denen die Rohre 6 bis 7 Klafter hoch waren. Auch die Ochsen gedeihen hier überall zu einer außerordentlichen Größe.

Obwol dem Isonzo vieles Wasser in Canälen und Zweigen abgezapft wird, so bleibt doch seine Haupt-Wassermasse in einem einzigen Strome bis ans Meer hinab vereinigt. Er hat hier aber ein sehr wildes Aussehen, und bildet ein großes, weites Bett, das ganz mit Steingeröll erfüllt ist. Es war mir dieß bemerkenswerth, weil die anderen norditalienischen Küstenflüsse, der Tagliamento, die Piave, Brenta, Adige und der Po, solches Steingeröll nicht mehr bis an die Meeresküste hinabbringen. Weil sie auf einer längeren Strecke durch die Ebene fließen, so lassen sie dasselbe weit früher zurück, und bringen bis in die Lagunen nur Schlamm und allenfalls Sand. Der Isonzo hat die Gebirge und ihr Gebröckel weit näher, und dieß mag ihm denn auch dazu verhelfen, daß er sein Delta viel energischer, als die übrigen, weiter baut. Das steinige und sandige Isonzo-Bett, das beinahe eine halbe englische Meile breit ist, hat diese Beschaffenheit bis nach Gradisca und zum Theil auch noch bis Görz hinauf. Gleich unterhalb der Fähre hört diese Flußbeschaffenheit auf. Der Isonzo zieht sich in einen einzigen Faden zusammen, der kein breites Bett mehr erfüllt, sondern in engen Ufern bis zum Meere fortfließt. Mit dieser Umwandlung verschwindet auch gänzlich der Name des Flusses, der nun nicht mehr Isonzo, sondern Sdobba genannt wird. Streng genommen reicht daher der Name Isonzo gar nicht bis ans Meer.

Wir setzten auf einer sehr altmodischen Fähre über den Isonzo, und gelangten dann in die merkwürdige, allernördlichste Ecke des adriatischen Meeres, wo bei dem Städtchen Monfalcone die italienische Ebene völlig endet, und wo die kahle Wand des Karsts wieder auftritt, die gegen

die Ebene und das Meer hin ziemlich steil abfällt. Auch hier gehen die grünen Wiesen, die Schilfsümpfe, die Aecker und Reisfelder der Ebene, wie ein Teppich, hart an den Fuß des Karsts hinan, dessen felsiger Rücken, sich scharf absetzend, unmittelbar aus ihr emporsteigt.

Nahe bei Monfalcone bricht eine warme Heilquelle aus dem Karst hervor, die noch jetzt einen guten Namen unter den Kranken genießt, und die auch schon zu den Römerzeiten benutzt wurde. Die Landeskinder nennen sie „die Bäder des Kaisers". Ich weiß nicht, welches Kaisers. Vielleicht deuten hier zu Lande die Worte „Kaiser" und „kaiserlich" wol nur, ohne einen bestimmten Kaiser zu bezeichnen, überhaupt auf die Römer hin. Vielleicht aber ist der Kaiser Theodorich gemeint, dem auch die Erbauung des Castells von Monfalcone (Castello di Teodorico) zugeschrieben wird. Ich besah mir die merkwürdigen Substructionen und Einfassungsmauern des Bades, die noch von den Römern ausgeführt sein sollen. Das Gebäude um die Quelle herum ist aber neu. Eine Inschrift, die man hier angebracht und einem schon älteren friaulischen Schriftsteller entnommen hat, besagt, daß den Ort „non Foro-Iulienses (Furlaner) tantum, sed ex remotissimis Germaniae partibus mortales" frequentirten. Man kann behaupten, daß durch diese heiße Quelle, die auf der Mitte des Weges zwischen Monfalcone und Duino liegt, gerade genau der allernördlichste Punkt des adriatischen Meeres bezeichnet wird. Der ebene Streifen zwischen dem Karst und dem Meere, der noch eine Zeit lang fortgeht, wird immer schmäler, und am Ende bleibt nicht viel mehr Raum, als für die Straße nöthig ist. Zuletzt, in der Nähe von Duino, wird schließlich der ganzen Ebene ein Ende gemacht. Die Karstfelsen steigen unmittelbar ganz schroff aus dem Meere auf. Es bleibt gar kein Platz für eine Straße, und der Ver-

bindungs-Weg mit Triest ist hier gezwungen, auf die Höhe des Karsts hinaufzusteigen, um sich längs der hohen Küste über diesen hin fortzuziehen. Alle Handelsleute und Kriegsvölker, die von Osten her über den Karst weg nach dem schönen Italien zielten, mußten von jeher die Tendenz haben, hier bei Duino sich zum Meere, zu den äußersten Ausläufern der Ebene, zu dem flachen Landstreifen bei Monfalcone und Duino hinabzulassen, und ihre Wanderung längs der Küste zunächst auf die Gegend bei Aquileja ins Isonzo-Delta fortzusetzen. Es mußte sich daher in dieser Richtung frühzeitig eine gangbare Straße ausbilden. Hier bei Monfalcone war eine Art von Thermopylen für Italien, ein westliches Eingangsthor, das schon in ältesten Zeiten den Ein- und Anfällen der alten Istrianer und Japoden (Croaten?) ausgesetzt war, und durch welches später noch so viele andere Barbaren hereinkamen. Man kann, auf die warmen Bäder innerhalb des Thores blickend, sagen, es seien hier buchstäblich die italienischen Thermopylen (Heißwasserthore); denn auch jene thessalischen Thermopylen hatten ja ihren Namen von einem heißen Brunnen und Bade innerhalb des Bergthores.

Es hat daher hier nie an Kämpfen und Schlachten gefehlt, so wie auch von jeher für künstliche Befestigung dieses Punktes gesorgt worden ist. (Die Haupt-Entscheidungsschlachten fielen freilich immer ins Isonzo-Delta, in welchem in den Jahren 37, 166, 237, 261, 288, 340, 452, 489 n. Chr. Geb. solche Völkerschlachten geliefert wurden.) Die Felsen von Duino waren vermuthlich auch schon zu den Zeiten der Römer befestigt. Das Schloß von Monfalcone erbaute, wie gesagt, Theodorich, und die Festung Aquileja, die in Folge der besagten Umstände als das Hauptbollwerk Roms gegen die Barbaren in diesem

Theile Italiens zu betrachten war, hatte schon Marcus Aurelius zur ersten Festung des Reichs erkoren.

So viel von der historischen Bedeutung dieses Nordwinkels des adriatischen Meeres. Für den Naturforscher ist er, außer durch die besagten Quellen, noch durch die äußerst merkwürdige Ausgießung eines großen Theils der Karst-Gewässer interessant, die durch den sogenannten Timavo ebenfalls in dieser Ecke Statt hat. — Die Höhlen, aus welchen jener berühmte, schon von Virgil besungene Fluß hervortritt, münden nämlich zwischen Duino und Monfalcone in der Nähe jener Kaiserbäder. — Virgil hat, glaube ich, 9 Stellen aufgezählt, an denen das Timavo-Wasser unter dem Berge hervorläuft. Jetzt zählt man, wenn ich nicht irre, nur noch 7. Ihre Anzahl mag zu verschiedenen Zeiten immer differirt haben, da sich leicht denken läßt, daß ein Höhlengang sich bald verstopfte, bald öffnete. Sie liegen alle nahe beieinander, und die Straße führt ein wenig oberhalb ihres Ursprungs weg. Ich besuchte die meisten dieser Stellen. Bei zweien oder dreien sind Mühlen gebaut, von denen die eine ein sehr großes, von einer Triestiner Actiengesellschaft gegründetes Etablissement ist. Ich fand den Mühlen-Vorsteher, der ein deutschsprechender, recht verständiger Croate war, und die Güte hatte, mich in dem Irrgarten der Timavo-Quellen herumzuführen. Die größte Quelle lag gleich hinter seiner Mühle. Sie mochte auf einer Strecke von ungefähr 10 Klafter dem Berge entfließen. Es war hier ein kleiner Busen am Fuße des Gebirges mit steiler Felsenböschung, unter der sich das Wasser ganz ruhig und geräuschlos hervordrängte. Der Busen, sagte mir mein Müller, habe eine bedeutende Tiefe. Es kommen nicht selten mit dem Wasser auch Fische aus dem Berge hervor, und zwar Aale, die überhaupt in allen diesen Karstländern diejenige Fischgattung sind, welche überall in den Höhlengewässern

gefangen wird. Auch Proteus haben die Timavo-Quellen von sich gegeben. Diese Hauptquelle des Timavo fließt in einem hübschen, 4 Klafter tiefen Canale durch das flache Wiesenland, das hier noch zwischen dem Karste und dem Meere liegt, dahin, und bald vereinigen sich auch die Gewässer der anderen Quellen mit ihr, so daß der Timavo dann, einen Büchsenschuß von seinem Ursprunge entfernt, sofort einen recht stattlichen Fluß bildet, den die kleinen Seeschiffe vom Meere her fast bis in jene Höhlen hinein befahren können. Sie kommen ganz dicht bis zu den genannten Mühlen-Etablissements heran, wo sie ihre Ladungen einnehmen.

Ich war jetzt in einer ziemlich trocknen und wasserlosen Jahreszeit hier. Im Frühlinge aber, zur Zeit der Schneeschmelze, gewährt der Timavo einen ganz anderen Anblick. Die Quellen drängen dann mit Gewalt hervor, vereinigen sich gleich, und bilden einen großen Strom, der von vornherein so stark, wie ein Nilarm, aus den Felsen heraustritt, und geradesweges durch das eine Miglie breite Vorland hindurch dem Meere in die Arme eilt. Die Dichter, welche den Timavo besungen haben, müssen wol diese seine Glanzepoche dabei im Auge gehabt haben. Mein Müller gab mir an, daß zu jener Zeit der Timavo wol 200 Klafter breit sei. Und daß diese Angabe nicht übertrieben war, davon überzeugte ich mich, indem ich eine Höhe hinter dem Timavo erstieg, von der aus man das ganze Vorland und das gesammte kurze Flußgebiet überblicken konnte. Man sieht deutlich das mächtige Bett des Flusses bezeichnet mit den beiden Ufern zur Seite. Jetzt war es, wie gesagt, größtentheils trocken. Mir schien es von einem Ufer zum andern sogar noch etwas weiter, als 200 Klafter, zu sein. In der Mitte waren kleine, mit Gebüsch besetzte Flecke, die zur Zeit der Ueberschwemmung als Inseln erscheinen mögen.

Ich werde weiter unten zu entwickeln Gelegenheit haben, woher die Timavo-Gewässer eigentlich kommen, und bemerke hier nur, daß diese Mündung schon in den ältesten Zeiten als Hafen für die Schiffe diente, und daß schon seit 2000 Jahren der Timavo für ein Wunder der Natur angesehen wurde. Es war ein Heiligthum an seinen Ufern errichtet, und auch noch jetzt liegt hier neben den Mühlen eine alte Kirche zu St. Giovanni, nach der die Landeskinder wol die ganze Localität einfach blos „St. Giovanni" nennen. Der Timavo hat seit den ältesten Zeiten seinen Namen, der vielleicht slavischen Ursprungs ist, nicht gewechselt. Die Leute sprechen hier aber den Namen sehr barbarisch, nämlich „Timaur", aus. So sagten Alle, mit denen ich in der Nachbarschaft redete. Ich habe daher auch zuweilen wol „Timaro" geschrieben gefunden.

Hinter und über der Timavo-Quelle, ein Paar Büchsenschüsse hinauf in die Wildniß des Karsts, ist ein sehr merkwürdiges, senkrecht abgetieftes Felsenloch, wie ein Bergschacht gestaltet, in dessen untersten Gründen man die Timavo-Gewässer vorüberrauschen hört. Ich besuchte dieses Loch, dessen Schlund einige Klafter im Durchmesser hat, und mit zerklüfteten Felsen und allerlei Gesträuch und Gebüsch am Rande sehr malerisch besetzt ist. Weil der Boden an der Mündung des Lochs von allen Seiten her, fast wie bei einem Trichter, etwas abschüssig ist, so muß man sich vorsichtig nähern. Nur auf einer Seite giebt es eine Rille im Boden, welche die Regengewässer ausgewaschen haben. Durch diese kann man bis dicht an den Rand des Schlundes hinankommen und auch noch ein wenig in die Felsen herabsteigen. Ich hatte hier eine ganz anmuthige Ueberraschung, die dadurch veranlaßt wurde, daß ich einen Stein hinabwarf, um zu sehen, wie lange er brauche, bis er unten ins Wasser des Timavo fiele. Ich hörte nach einigen Mo-

menten den Stein wirklich in die Tiefe fallen und die Gewässer plätschern und murmeln. Ich vernahm, wie die Wellen an die Felsen schlugen, und wie ihr Gemurmel von diesen im Echo zurückgeworfen wurde. Doch wollte zu meiner Verwunderung das murmelnde und fast musikalisch erklingende Echo nicht enden. Auch wurde es sogar eher stärker, als leiser, und gestaltete sich am Ende so um, daß es beinahe kaum mehr dem anmuthigen Lärme des Wassergeplätschers glich. Mir wollte fast der Glaube kommen, daß bei dieser Höhle, etwa wie bei den klingenden Felsen in Nordamerika, in der Wüste Sahara und an anderen Orten, ein eigenthümliches akustisches Phänomen Statt finde, — auch hatte ich schon von den tiefen Felsentrichtern im Karst gehört, aus denen man nach dem Glauben des Volks, wenn man ihre innere Ruhe durch einen Steinwurf stört, Gewitter und Sturm hervorrufen kann, — als das Gemurmel, das Gesumse, Schwirren und Schreien mir näher und näher kam, und nun auf einmal, indem meine Erwartung auf Das, was da kommen würde, immer höher stieg, ein Paar Dutzend wilde Tauben mit klatschenden Flügeln aus dem schwarzen Schlunde in die freie Luft hervorschossen. Ich wußte damals noch nicht, daß alle diese Felslöcher des Karsts von wilden Tauben, die zu Hunderten in ihnen nisten, bewohnt werden, und hatte diese Thierchen wider Willen und Wissen durch meinen Steinwurf aufgeschreckt.

Zwischen den Zacken der den Rand des Loches umstehenden Felsen befindet sich ein Leichenstein mit einem Kreuze, ein recht melancholisches Monument mit einer rührenden, einfachen Inschrift. Ein munterer, frischer, tollkühner Knabe, der den wilden Tauben hier bei der Höhle nachstellte, und dabei häufig seinen Hals und sein Leben

riskirte, verlor am Ende doch einmal, da er einen Fehltritt that, Beides. Er hatte eine Taube in der Nähe der Höhle verwundet; das arme, treue Thierchen flatterte gelähmt seinem Hause, der Höhle, zu, wo es sein Nest und seine Jungen hatte, stürzte aber sterbend vor seinem Neste nieder, und blieb auf einem der Felsen liegen. Der Knabe, der es dort sah und holen wollte, ließ sich an den Felswänden herab. Kaum aber hatte er seine Beute beim Flügel gefaßt, so glitschte er aus, und stürzte mit ihr in den Abgrund hinunter. Auf dem marmornen Monumente wird dieser Vorfall dem frommen Wanderer mit folgenden einfachen Worten erzählt: „Triste fine fonte di lacrime alla famiglia Medwet, ebbe in questo Bucco il figlio Matteo pel desio di pigliare una colomba da lui ferita.“ (Ein trauriges Ende, Quelle von Thränen für die Familie Medwet, hatte in diesem Schlunde der Knabe Matteo in Folge des Verlangens, eine von ihm verwundete Taube zu haschen). Hätte dieß Monument schon gestanden, als Virgil den Timavo besang, so würde er gewiß den armen „Matteo“ mit in seine Verse verwebt haben. Der Leichnam des Kindes ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Auch die Müller haben vorn bei dem Austritt des Timavo aus dem Gebirge vergeblich darnach gefischt.

Vom Timavo aus stieg ich aufwärts nach Duino, das sich durch seine in der Geschichte berühmten Schlösser auszeichnet. Der Ort selbst liegt auf einer Terrasse des Karstes, etwas über dem Meere. Der Schlösser giebt es zwei: ein altes, auf einem mitten aus dem Meere herausschießenden Felsen erbautes, jetzt eine höchst pittoreske Ruine, von deren Mauerwerk sich eine herrliche Aussicht über den Golf von Triest und die Ebene Friauls darbietet, und ein anderes, welches auf einer etwas mehr binnenländischen

Höhe liegt, und noch jetzt bewohnt wird. Es ist einer der interessantesten Punkte in der Nähe von Triest.

Zuerst, vielleicht schon seit Karl dem Großen, haben deutsche Familien diesen merkwürdigen Gränzposten, der in Deutschland „Tibein" hieß, inne gehabt. Man nennt als die ältesten die Familien Walser und Hoffer. Dieser letzteren folgten vor 400 Jahren die Torriani (die Grafen Thurn oder „A Turris"), die, von den Visconti aus Mailand verdrängt, hier „den Schmerz über die verlorene Herrschaft in jenem schönen Theile Italiens zu vergessen suchten, und als Erbhauptleute des Schlosses Duino dieses gegen die Angriffe äußerer Feinde vertheidigten." Die Grafen Thurn, die bis in die neuesten Zeiten im Besitz der Herrschaft und Gegend blieben, und noch immer den Titel „Erbhauptleute von Duino" führen, waren eine durch Geburt und Ritterlichkeit vor Allen in diesen Gegenden hervorragende Familie, und ich sagte schon, daß auch oft der Patriarchenstuhl zu Aquileja von ihnen besetzt worden sei.

Auf dem Schlosse, das ich besuchte, befinden sich mehrere alte, große Gemälde, auf denen Kriegsthaten der Grafen Thurn dargestellt sind. Es sind aber nicht lauter Heldenthaten. Auf einem jener Gemälde ist ein alter Graf Thurn zu Pferde dargestellt, wie er in dem Hofe seines Schlosses über zwei von den Hufen seines Rosses zertretene Kinder hinwegreitet. Ich hatte schon in der Ferne von diesem Bilde und von der Grausamkeit jenes hier abgebildeten „Tyrannen" vernommen. Seine eigenen Söhne, so erzählt man sich, habe er auf diese Weise im Zorn um's Leben gebracht. Wie diese Geschichte aber eigentlich zusammenhängt, und was daran Wahres ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Viele deutsche Kaiser, Könige und Fürsten haben Duino im Laufe der Zeiten besucht. Im Westen und Süd-

westen von Duino, um das ganze adriatische Meer herum, bis nach Ancona, bis wohin Alles eben ist, findet man keine solche Position wieder.

Hinter Duino zieht sich die Straße nun ganz auf den Karst hinauf, und es sind hier alle Straßenrichtungen, die aus Italien nach Triest kommen, in einem einzigen Canale vereinigt, der längs des Karstrandes hinführt. Da dieser Rand nach dem Meere zu etwas erhöht ist, so sieht man vom Meere Nichts, und reist längs der Felsenköpfe in einem breiten, rauhen Karstthale dahin. Doch giebt es sowol zur Linken, als zur Rechten des Weges mehrere sehr beachtenswerthe Gegenstände. Zur Linken sind die vielen kleinen Karsttrichter oder Felsenlöcher und Boden-Austiefungen, in welchen die Bewohner des Gebirges ihren Wein- und sonstigen Anbau betreiben. Weiche Fruchterde oder Ackerkrume ist hier auf dem Karst eine wahre Rarität. Sie findet sich nur in jenen Austiefungen. Die Erde, wo immer diese sich darbietet, sammeln sie, wie bei uns den Dünger. Uns begegneten mehrere arme Carsolini, Männer, Weiber und Kinder, die in Kübeln und Wannen etwas Erdreich forttrugen. Ich weiß nicht, wo sie dasselbe zusammengekratzt hatten, um daraus irgendwo ein kleines Terrain für ein Paar Weinstöcke zu bilden. Wie an Erdreich, so fehlt es auf diesem Karst auch wesentlich an Wasser, und wir sahen hie und da kleine Trupps von Leuten, welche Wasser in Kübeln auf dem Kopfe trugen, das sie von einer entlegenen Quelle oder einem Wassertümpel vermuthlich weit hergeholt hatten. Ich bemerkte, daß sie beblätterte Zweige in dem Wasser liegen hatten, wahrscheinlich, um unterwegs nicht zu viel durch Ueberspülung davon zu verlieren. Ein schönes Land, wo man solche wesentliche Elemente und erste Lebensbedingungen auf dem Rücken herbeitragen muß! Es fehlte nur, daß die Leute sich auch noch die Luft zum Athmen in

Säcken, wie die Krähwinkler, herbeischleppen müßten. Man kann sich darnach denken, daß mein Reisebegleiter wol ganz Recht haben mochte, wenn er mir sagte: der Anbau in jenen Trichtern koste „una immensita di moneta!"

Rechts vom Wege ist der Felsenboden überall durchwühlt und zerarbeitet. Unglaublich große Massen von Steinblöcken sind hier aufgehäuft, und dazwischen befinden sich weite Löcher und Aushöhlungen. Das Ganze sieht aus, wie eine meilenlange, kolossale Pflasterstein-Barricade. Die Römer sowol, als die Venetianer, haben hier am schroffen Rande der Küste Steinbrüche gehabt. Das alte Aquileja ging größtentheils aus diesen Steinbrüchen hervor. Auch der Dom der Patriarchen wurde aus diesen Karststeinen gebaut. Ebenso lieferten sie den venetianischen Palästen und Kirchen das vorzüglichste Material, so wie denn auch jetzt wieder Triest in einer Reihe von Steinbrüchen längs dieses Karstrandes das Material für seine rasch aufwachsenden Gebäude, Straßenzüge und Molos gewinnt. Doch brechen sie dasselbe fast durchweg an anderen Stellen. Die alten venetianischen und römischen Steinbrüche sind verfallen. Ich besuchte einige derselben; denn sie gehören zu den merkwürdigsten Dingen, die man sehen kann. An dem Rande des Karstplateaus sind noch die alten Rillen und Excavationen, in denen sie die fertigen Steine, um sie am Meresufer einzuschiffen, herabgelassen haben. Diese Rillen oder Rinnsale sollen mit Blei ausgelegt gewesen sein. Die abgesplitterten und unnützen Steinbrocken warfen die Römer und Venetianer zur Seite, und da sie dieß Jahrhunderte hindurch thaten, so haben sich diese Bröckel zu ganzen Bergen und hohen Mauern aufgehäuft. Wenigstens erklärt man sich die großen Trümmerberge, welche man hier auf dem Karstrande sieht, auf diese Weise als Trümmerhügel aus jenen Steinbrüchen. Ich muß freilich gestehen,

daß ich mir manchmal die Sache nicht recht zusammenreimen konnte. Die Trümmerpyramiden waren oft ganz kolossal, und es muß somit nicht geringe Mühe gemacht haben, den Steinschutt auf diese Höhe hinaufzubringen. Was man nicht mehr gebrauchen kann, wirft man doch irgend wohin bei Seite, wo Raum ist, und solcher ist recht oft noch neben jenen Bergen. Auch konnte ich über die Gestalt der Brocken, aus denen jene sogenannten Steinbruchs-Berge bestanden, nicht immer recht klar werden. Sie sahen mir meistens gar nicht wie die Splitter aus, die von großen Quadersteinen bei ihrer Bearbeitung abfallen; vielmehr schienen sie mir meistens ganz die Gestalt aller der zahllosen Natur-Bröckel zu haben, mit denen man den Karst übersät findet. Uebrigens mußte doch jedenfalls der Mensch diese Anhäufungen zu Stande gebracht haben; denn daß die Natur es gethan habe, läßt sich noch weniger denken. Zuweilen liegen sie nicht wie Pyramiden, sondern in langen Wällen oder unregelmäßigen Mauern da. „Man muß hier ja ganz außerordentliche Massen losgebrochen haben!" sagte ich zu meinem Begleiter, einem Italiener, der, selbst ein „curioser Reisender," sich die Mühe gab, stundenlang in jenem Getrümmer, auf dem man freilich fast so unbequem wandelt, wie eine Katze auf einer mit Nägeln beschlagenen Gartenmauer, umherzusteigen. „Ja, Herr," antwortete er, „aber welche Stadt ist auch aus diesen Brüchen hervorgegangen! Aquileja! una città grande! grandissima! magnifica! Ehi!!! Una Metropola, Signor! 600,000 Abitanti! Dabei wurden ihm die Augen so groß, und er machte dazu eine so bedeutungsvolle Handbewegung, daß ich bei mir dachte: etwas Schönes ist doch ein so lebhaftes italienisches Geberdenspiel; — wie eindringlich die Belehrung dadurch wird! Ich hatte oft gelesen, daß Aquileja „eine große Stadt gewesen sei." Ich hatte es selbst oft gesagt. Aber

ich hatte die Wahrheit doch nie so tief empfunden, als jetzt, wo mich eben mein Italiener mit seinen Augen und Händen, die das alte Aquileja fast greifen zu wollen schienen, beinahe erschreckte. — Nach einem kleinen Orte in der Nähe heißen diese Steinbrüche die „Scavi di Sestiana."

Ueber Nabresina und Santa Croce fuhr ich nun direct bis Proseco, dem „Pucinum" der Römer, wo ich mir natürlich eine Probe von dem berühmten Weine geben ließ, den schon die alte römische Kaiserin Livia so hoch schätzte, und dessen fortgesetztem Genusse sie ihre dauernde Gesundheit und ihr — leider! hohes Alter zuschrieb. — Es wurde mir ein leichter, etwas moussirender, champagnerartiger Wein gereicht, der noch jetzt sehr viele Liebhaber hat. Ich habe aber später nie rechte Lust verspürt, mich diesen anzureihen.

Bei Proseco beginnt der von Duino her bis dahin völlig schroffe und daher auch unbewohnte Karstrand sich etwas vom Meere zurückzuziehen. Zwischen dem Meeresufer und der Gebirgswand bleibt wieder etwas Vorland, das nun nach Südosten hin immer weiter und bequemer wird, und endlich jenen hübschen Kessel oder Landbusen bildet, in dessen Mitte die prächtige Stadt Triest sich eingenistet hat. Dieser Kessel und dieses Vorland werden durch ein Sandsteingebilde formirt, welches sich hier der Karstwand vorgelegt und sie gleichsam ausgepolstert hat. Bis nach Proseco erstreckt sich der äußerste Ausläufer der Friauler Ebene. Mit ihm geht daher auch ein freundliches Gewirre von Triestiner Vorstädten, Vordörfern, Villen und einzelnen Gebäuden am Ufer bis nach Proseco oder genau bis zum Vorgebirge hin, das „Punta Grignana" genannt wird. Früher konnte man nur von Norden her und blos — wenigstens mit Equipagen — an einem einzigen Punkte vom Karstrande in den Kessel von Triest hinabsteigen, nämlich bei dem bekannten Opschina. Neuerdings aber ist auch von

Prosecco her eine Küstenstraße hinabgeführt worden, die auf einer wundervoll geneigten Fläche längs des Karstrandes hingeht, und auf der man bei der reizendsten Aussicht auf das Meer zur Rechten, auf die zahllosen Schiffe, die es beständig beleben, und auf die mit einer herrlichen Fülle von Anbau umgebene Stadt Triest hinabrollt, direct in die stets geöffneten Thore dieser schönen Stadt hinein, wo man nun die glatten Blöcke der Straßen und Treppen, so wie die sammetartig polirten Quadersteine der Hauswände und Säulen, mit wahrer Wonne mit Füßen tritt und mit Händen betastet, nachdem man auf den Felsknorren der Arabia petraea des Karsts sich mühevoll einen ganzen Tag lang abgequält hat.

VI.

Triest.

1. Blick auf die Geschichte der Stadt Triest.

Es giebt in der Welt gewisse Küstenstellen und Meerbusenspitzen, bei denen alle Bedingungen zu einer blühenden Handelsstadt in so hohem Grade in einem einzigen Punkte zusammentreffen, daß, wenn an einem solchen Punkte erst einmal ein Hafenort gegründet ist, dieser dann seine Existenz für alle Zeiten behauptet, und stets am Himmel der Geschichte leuchtet.

Ein solcher Punkt ist z. B. „das goldene Horn" am Bosphorus, wo in derselben Localität schon lange vor Christi Geburt eine große Handelsstadt, eine Meerbeherrscherin, erscheint. Sehr verschiedenartige Völker, Griechen, Perser, Römer, Byzantiner, Franzosen und Türken, zogen hierher und herrschten daselbst, und doch fiel es keinem derselben ein, eine andere Handels- und Reichs-Metropole in diesen Gegenden zu stiften. Nachdem diese verschiedenen Völker, eines nach dem andern, Byzanz erobert und zerstört hatten, bauten sie es, eins nach dem andern, auch wieder auf, und ließen sich in den Palästen, Tempeln und Wohnungen ihrer Vorgänger nieder. — Andere solche feste und fast unwandelbare Sammelplätze und Handelsorte sind z. B. Smyrna, das ägyptische Alexandrien, Marseille und Cadix,

die alle, einmal ins Leben gerufen, seit Alexanders des Großen, seit der Griechen, ja seit der Punier Zeiten bestanden und fortdauernd bis auf unsere Tage herab eine Rolle gespielt haben.

An der Nordküste des adriatischen Meeres dagegen sind, um mit den Engländern zu reden, die „Ups and Downs“ viel mannigfaltiger gewesen. Wir sehen hier eine ganze Reihe einflußreicher Handelsstädte, eine nach der andern, auftauchen, einige Jahrhunderte lang blühen, und die Meeresherrschaft dann einer Nachfolgerin abtreten. Fast jedes Volk, das an der Spitze des adriatischen Meerbusens erscheint und mächtig wird, gründet hier sein eigenes Emporium, und untergräbt die Lebenswurzeln des Marktes seiner Vorgänger.

Die älteste große und mächtige Handelsstadt in diesen Gegenden, von der wir hören, hieß Spina, eine Colonie der Pelasger, deren politischer Einfluß und deren Handelsblüthe vor dem Trojanischen Kriege hier allmächtig war, und die dem adriatischen Meere den Namen „des pelasgischen Busens“ gaben.

Der pelasgischen Stadt Spina, die an den Mündungen des Po lag, folgte die Stadt der Etrusker, Adria, ebenfalls in der Nähe der Mündungen jenes Flusses. Sie war mehrere Jahrhunderte hindurch das große Handels-Emporium jenes civilisirten, Künste und Wissenschaften liebenden Volks, das lange Zeit vor den Römern die Hauptrolle am adriatischen Meere spielte, endlich aber diesen Weltbeherrschern das Scepter abtrat.

Mit den Etruskern sank auch Adria, wie ihre Vorgängerin Spina, zur Bedeutungslosigkeit herab, und beide Orte existirten hinfort nur noch als kleine Fischer- und Küstenhäfen, als welche sie noch heutiges Tages erscheinen. Die Römer ihrerseits gründeten 150 Jahre vor Christi Geburt an der alleräußersten Nordspitze des adriatischen

Meeres Aquileja, das sie zu einer Handelsmacht, Volksmenge, Größe und Wohlhabenheit emporbrachten, wie sie keiner ihrer Vorgänger und außer Venedig auch keiner ihrer Nachfolger erlangt zu haben scheint.

Nachdem die Barbaren Aquileja zerstört hatten, spielte Ravenna eine Zeit lang die erste Rolle in diesen Gewässern, war die Residenz der gothischen Könige, und behauptete auch seinen Platz unter der Herrschaft der byzantinischen Kaiser und ihrer Exarchen. Doch schon, als Ravennas Hafen noch nicht völlig verschlämmt war, kamen die Fischer und Flüchtlinge zu den Lagunen an der Mündung der Brenta herauf, und bauten eine Stadt, welche die Erbin von Aquileja und Ravenna wurde, und nun länger, als jede ihrer Vorgängerinnen, die Herrschaft über das Meer behauptete.

Columbus, Vasco de Gama, die Portugiesen, die Spanier und Engländer untergruben aber die Grundlage der venetianischen Welthandelsmacht. Die Türken und nachher Oestreich nahmen der Stadt auch die Herrschaft des adriatischen Busens. Oestreich schuf ihr hier, in einem kleinen istrischen Städtchen am Fuße der Felsabhänge des Karsts, eine Nebenbuhlerin, von der bisher Niemand gesprochen hatte, deren Name aber jetzt bei uns ebenso bekannt ist, wie jenseits des atlantischen Oceans, und die das Spina, das Adria, Aquileja, Ravenna und Venedig unserer Tage zu werden verspricht, oder schon geworden ist.

Zum Theil mag wol jener so oft wiederholte Wechsel der Herrschaft und Handelsblüthe am Nordende des adriatischen Meeres in der natürlichen Beschaffenheit der dortigen Küstenlandschaften begründet sein. Die Bedingungen einer bequemen Hafen- und Handelslage sind hier nicht so ausschließlich in einem Punkte concentrirt, wie z. B. bei Constantinopel, oder wie bei den andern genannten Städten, Cadix, Marseille, Genua ꝛc. Die Natur

hat dort kein so entschiedenes: „Hier oder sonst nirgends“ ausgesprochen. Man kann das adriatische Meer als einen tief in die Festlandmassen eindringenden Canal betrachten. An irgend einem Punkte des äußersten nördlichen Endes dieses Canals, wo die Möglichkeit, mit Seeschiffen weiter vorzubringen, aufhört, mußte zwar immer das adriatitische Hauptemporium zu liegen kommen; allein jenes Ende war sehr breit. Es zog sich von den Mündungen des Po (Ravenna) bis zu dem Busen von Triest in einem Bogen von mehr als 30 Meilen herum. Auf dieser ganzen Strecke war kein solcher Hafenpunkt, den man, wie den Hafen von Byzanz, seiner unvergleichlichen Eigenschaften wegen „das goldene Horn“ hätte nennen können. Vortheile und Nachtheile waren fast auf der ganzen Strecke vertheilt. In der Nähe der Po-Mündungen fand sich der Vortheil, daß gleich beim Aufhören der Seeschifffahrt eine lange Flußschifffahrts-Linie ins Innere des Landes begann. Dieser Umstand war sehr einladend und entscheidend, und er bot sich an keiner zweiten Stelle jenes Küstenlandes mehr dar. Es fiel daher auch drei Mal das Scepter des adriatischen Meeres an die Po-Mündung (Spina, Adria, Ravenna). — Allein die Arme und Canäle der Po-Gewässer haben häufig ihre Richtung verändert; auch haben die Strömungen des Flusses und des Meeres die Umrisse des Festlandes bedeutend umgestaltet, Inseln und Landzungen angeschwemmt, und früher zugängliche Häfen verstopft. Dieselbe Veränderlichkeit der Küste zeigt sich bei Aquileja an der Mündung des Isonzo. — Die Inseln in den venetianischen Lagunen boten zwar den Flüchtlingen eine willkommene Sicherheit vor den Reiterschaaren der Hunnen dar, und die Venetianer, im Besitz einer Flotte, konnten in Kriegszeiten ihre Waaren und ihre gesammelten Schätze auf diese Inseln auch vor den Longobarden in Sicherheit bringen. Allein den Vortheil

der Nachbarschaft eines schiffbaren Flusses, wie die Ravennaten ihn hatten, genossen sie nicht. Auch war im Uebrigen ihre Hafen-Gelegenheit nicht so ausgezeichnet, daß nicht auch andere Punkte gleich gute dargeboten hätten. Bei Triest war von jeher zwar der Hafen vor Verschlämmung, die Küste vor Umgestaltung gesichert; allein von jeher häuften sich gleich im Norden der Stadt rauhe Gebirgsmassen auf, welche den Verkehr ins Innere hemmten, und die Geburt eines blühenden Emporiums an dieser Stelle mit Schwierigkeiten verknüpften.

Aquileja, Adria und Spina erschienen im Alterthume herrlich und glanzvoll, haben aber dann die langen Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit hindurch ein kümmerliches und ruhmloses Leben gefristet, ohne sich je wieder zu dem alten Einflusse zu erheben. Ihre Geschichte gleicht einem Kometen, dessen heller Kopf hoch in die Räume hinaufragt, während sein langer Schweif als schwacher Lichtschimmer bis in unsere Atmosphäre herabreicht. Triests Geschichte dagegen gleicht einem umgekehrten Kometen, dem ein unabsehbar langer Faden schwachen Lichts und ruhmloser Existenz in die entferntesten Zeiträume vorangeht, dessen Ende aber vor unsern Augen und in unserer Nähe plötzlich zu einem mächtigen und hellflammenden Sterne aufgegangen ist, und leuchtend in die Gegenwart herabragt.

Demnach kann man die Geschichte von Triest in zwei Hauptabschnitte theilen, deren Scheidungslinie ungefähr in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fällt. Der erste ältere Abschnitt umfaßt einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren voll unbedeutender Ereignisse, und der zweite neue ein einziges kurzes Jahrhundert höchst merkwürdigen und raschen Aufschwung. — Triest war in allen den langen Zeitläuften des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit ein Samenkorn, das nur

schwache Lebensregungen von sich gab, und blos dürftige Zweige und Blüthen trieb. Allein auf einmal wurde dieß Samenkorn innerhalb weniger Menschenalter ein Riesenbaum.

Triest hat sein Emporkommen nicht, wie Venedig, den anfangs schwachen, allmählich erstarkenden und endlich mit Erfolg gekrönten Bestrebungen armer, aber unternehmungslustiger Fischer und Flüchtlinge, sondern den Beschlüssen und Plänen einzelner aufgeklärter Fürsten zu verdanken. Seine bedeutungsvolle Geschichte beginnt erst mit den Decreten- und Privilegien-Ertheilungen Karls VI. und mit den Anordnungen und Anstalten Maria Theresiens. Die Verrichtungen und Schicksale der kleinen Bürger der alten Stadt Triest stehen daher in losem Zusammenhange mit Dem, was sich in neuerer Zeit in dieser Stadt entwickelt hat; und jenen großen Lebensanfängen Triests nachzuforschen, das gewährt nicht ganz das Interesse, wie in der Geschichte Venedigs die Erforschung der Zustände der ersten Lagunenbewohner, bei denen sich die zartesten Fäden der späteren Größe mannigfaltig anspinnen, und bei denen nicht Alles bis zu einem Freihafen-Privilegium zurückgeht. — Nichtsdestoweniger stehen doch auch bei Triest die alten Zustände nicht völlig außer Zusammenhang mit den neuen. Die alte, ehemalige kleine istrische Stadt steht mit ihren winkligen Gassen noch heutiges Tages mitten zwischen den Palastreihen der neuen Stadt, die sich um sie herumgebildet hat. Sogar die Ruinen der noch älteren Römerstadt liegen noch heutiges Tages auf dem Hügel, der ihre Akropolis war. Es giebt noch jetzt Bürgerfamilien in Triest, die von den ältesten Zeiten der Stadt ihren Ursprung herleiten, so wie es auch in der Verfassung der Gemeinde noch Manches giebt, was aus den frühesten Zuständen herübergekommen ist.

Wären Karls des VI. und Maria Theresiens Pläne

nicht geglückt, so hätte sich schwerlich irgend Jemand um die Geschichte des alten Triest bekümmert, da hingegen jetzt manche Forschungen auf diesem Gebiete eine nicht geringe Bedeutsamkeit erlangt haben*). In Triest selbst stellt man jetzt sogar die alten Schlachten und Scharmützel dar, welche die ehemaligen Triestiner gegen die Römer lieferten, und fühlt sich patriotisch dabei bewegt. Und sogar für das größere Publicum ist ein Hinblick auf die alte Geschichte Triests, den in den Jahrhunderten von Anno 1700 an Niemand der Mühe werth fand, nicht ohne Interesse geworden. Wir werden später ja auch die Lebensgeschichte manches großen Mannes studiren, der jetzt schon — aber unbekannt — mitten unter uns lebt, und dessen Lebensumstände wir noch völlig ignoriren. —

Nur wenige Deutsche mögen es wissen, daß es die Argonauten oder vielmehr eigentlich die sie längs der Donau verfolgenden Colchier sind, denen wir zunächst die Gründung unserer deutschen Bundesstadt Triest verdanken. Wenigstens behauptet dieß die allgemein in diesen Gegenden verbreitete Tradition. Die Historiker verwerfen diese zwar, und behaupten, daß die eigentlichen Erbauer Triests und anderer benachbarter istrischer Städte nicht die Argonauten oder Colchier seien, sondern daß eine gewisse Colonie Thracier von den Mündungen der Donau längs der Save und über Laibach hierher gekommen wäre, und

*) Erst kürzlich ist eine sehr werthvolle Geschichte der Stadt Triest publicirt worden, unter dem Titel: Notizie Storiche di Trieste raccolte da Giovannina Bandelli Triestina. Der Name des Verfassers ist fingirt. Das Buch rührt von einem der ausgezeichnetsten Gelehrten der Stadt her, der in istrischen und Triestiner Angelegenheiten als die beste Autorität gilt, und ohne dessen Werk es uns gar nicht möglich gewesen wäre, die oben folgende Zusammenstellung der Geschichte Triests, die zum Theil nur ein Auszug aus seinem größeren Werke ist, zu geben.

daß diese erst jene argonautischen Traditionen mitgebracht und hier verbreitet hätten. Diese uraltesten thracischen Istrianer und Triestiner sollen sehr kühne Schiffer und Fischer auf dem adriatischen Meere gewesen sein, und sie mögen in Triest ein Paar Hundert Jahre lang Handel und Schifffahrt in der Weise betrieben haben, wie sie noch jetzt in den kleinen Ortschaften dieser Gegend betrieben werden.

Endlich rückten die Gränzen des Römerreichs dieser Gegend näher; Aquileja wurde in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. in der Nachbarschaft gegründet, bald darauf noch in demselben Jahrhundert Istrien angegriffen, und zuletzt nach wiederholter Besiegung der Aufstände seiner Bevölkerung völlig unterjocht und dem großen Römerreiche einverleibt. Die istrischen Städte, und mit ihnen „Tergeste", erhielten, römische Municipal-Verfassungen und wurden mit dem römischen Italien verbunden. — Wie oft bei diesen Eroberungen und Einverleibungen, so wie bei den häufig wiederholten Einfällen der benachbarten Japoden oder Japyden (Croaten?) das Städtchen zerstört wurde, und wie oft die Bürger zum Auswandern nach Aemona (Laibach) oder anderen Punkten gezwungen wurden, hat Niemand gezählt. Doch kehrten die Vertriebenen immer wieder in den anmuthigen Bergkessel, der, wie ein sehr hübsches und wohnliches Nest, am Fuße des Karsts hing, zurück, und richteten ihre Häuser in der Tiefe dieses Kessels, der seit den ältesten Zeiten als Besitzthum oder Weichbild der Stadt Triest betrachtet worden zu sein scheint, von Neuem auf.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das damalige römische Triest, wenn es auch keineswegs mit dem heutigen deutschen Bundesstaats-Triest zu vergleichen war, doch schon eine Periode der Blüthe hatte, welche es innerhalb des Zeitraums von 13 Jahrhunderten, die dem Untergange Roms bis zum 18. Jahrhunderte folgten, nie wieder erreichte. Das römische

Triest hatte einen künstlichen, sehr gut geschützten Hafen mit Molo und Leuchtthurm, die später wieder verfielen, und Kunststraßen verbanden es mit Aquileja im Westen, mit Pola im Süden, und mit Aemona (Laibach) und den Save- und Donau-Ländern im Norden. Es gab zur Römerzeit neben dem freilich tonangebenden Aquileja mehrere blühende Handelsstädte zweiten und dritten Ranges an der Küste des adriatischen Meeres, und zu ihnen gehörte Triest. — Im Ganzen aber spielte das kleine istrische Triest in Bezug auf Aquileja und Ravenna dieselbe Nebenrolle, die es jetzt selbst andere benachbarte Häfen spielen läßt, nämlich die Rolle eines kleinen, Proviant, Holz, Fische, Wein rc. zuführenden Küsten- und Beihafens. Es hatte, um vom Welthandel ganz abzusehen, keinen großen levantischen oder Mittelmeer-Handel, sondern nur Küstenschifffahrt, und es sah der Reihe nach Spina, Adria, Aquileja, Ravenna rc. aufblühen und vergehen, ohne sich seiner Bestimmung bewußt zu werden, und ohne einen Versuch zu machen, sich selbst des oft führerlosen Ruders des Adria beherrschenden Bucentaurs zu bemächtigen. Mit dem Untergange Aquilejas, das gleichsam die Central- und Hauptstadt aller istrischen Städte, und in dessen Handels-Organismus Triest völlig verwebt war, hatte auch unsere kleine Stadt zu leiden, und mit denen von Aquileja trugen auch seine flüchtenden Bürger zur Begründung des neuen Aquileja auf den venetianischen Lagunen bei. Triest theilte das Schicksal Aquilejas sowol im 5. Jahrhundert bei dem Einfalle der Slaven unter Attila, als auch im 6. Jahrhundert bei dem Einbruche der Longobarden unter Alboin, so wie später bei den wiederholten Angriffen der den Germanen folgenden Slaven. Gegen alle diese Völker bekam es zuweilen Hülfe und Unterstützung von den byzantinischen Kaisern, die sich damals als Herren aller adriatischen

Seestädte, also auch der Lagunenstadt und Triests, betrachteten.

Nachdem zuerst die Longobarden, dann Karl der Große der byzantinischen Herrschaft an der nördlichsten Spitze des adriatischen Meeres ein Ende gemacht hatten, verband der Letztere Istrien und Triest mit dem Herzogthum Friaul und dem von ihm gestifteten Königreiche Italien. Nur die Bewohner der venetianischen Lagunen wurden nicht dem Reiche Karls des Großen incorporirt. Sie blieben — von Byzanz noch immer gewissermaßen protegirt — frei, beanspruchten nach und nach die Herrschaft des Meeres, und hielten daher auch Triest und die übrigen Städte immer in einer gewissen Abhängigkeit — Schon von dem ersten Aufblühen ihrer Macht im neunten und zehnten Jahrhundert an erschienen die Venetianer zu wiederholten Malen vor Triest, entweder um Seeräuber zu verfolgen, oder um die Hülfe der Flotten von den kleinen istrischen Häfen für die Seeräuberkriege in Anspruch zu nehmen.

Außer dem auf der See bald übermächtig werdenden Venedig kamen auch auf dem Festlande und um Triest herum noch mehre politische Mächte empor, zuerst die Herzöge von Kärnthen, dann die Markgrafen von Istrien und die Patriarchen von Aquileja. Endlich erlangten auch innerhalb der Mauern der Stadt selbst die Bischöfe von Triest einen bedeutenden politischen Einfluß, und strebten darnach, hier und in der Nachbarschaft für sich eine souveraine, weltliche Grafschaft zu gründen.. — Während des 11., 12. und 13. Jahrhunderts war Triest häufig ein Zankapfel zwischen diesen kleinen Mächten, und dazu kam noch, daß die Stadtgemeinde selbst oft nicht geringe Lust hatte, sich als einen Freistaat, als Republik, hinzustellen. — Mehre Male (so z. B. 1202 unter Heinrich Dandalo) erschienen die Venetianer vor der Stadt, und preßten

für ihre Flotte, oder ließen die Bürger ihren Dogen „Treue" („fedeltà al Doge") schwören. Dann kamen die Herzöge von Kärnthen wieder, die mit den Patriarchen von Aquileja kriegten, und „straften" die Stadt Triest und ihren Bischof als „Vasallen jenes Patriarchen" (dieß geschah z. B. in den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts). Dann gerirte sich wieder die Gemeinde von Triest, als hätte sie ganz über sich selbst zu bestimmen, und wählte sich einen „General-Capitain" (dieß geschah z. B. im Jahre 1262 mit dem Grafen Mainhard von Görz). Dann erschienen wieder die Venetianer vor dem Hafen, nannten die Triestiner „Rebellen", und behandelten sie darnach (dieß thaten sie am Ende des dreizehnten Jahrhunderts allein in vier verschiedenen Jahren). — Zu wiederholten Malen erkauften sich die Triestiner Bürger von ihren eigenen Bischöfen die Freiheit und städtische Unabhängigkeit, welche aber dann von den Aquilejanischen Patriarchen und istrischen Grafen nicht anerkannt wurde. — Auch standen sogar unter den Bürgern der Stadt selber Feinde ihrer Freiheit auf, z. B. im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ein gewisser Marco Ranfo, ein reicher „Ritter von Adel" und mehre Male Magistrat der Stadt, dessen Versuch zur Erlangung der Obergewalt aber mißlang, der (vielleicht in einem Volksaufstande) getödtet, und dessen Familienwohnung dem Erdboden gleichgemacht wurde, während man seine Söhne zum Tode und seine Töchter zur Infamie verdammte.

In diesem vierzehnten Jahrhunderte scheinen die politischen Zustände und die Herrschaft der Stadt am meisten gewechselt zu haben. Nur allein bis zur Mitte dieses Jahrhunderts wurde sie drei Mal von den Venetianern genommen und gepfändet, und 1354 übergab sie sich dem Kaiser Karl IV. und dem deutschen Reiche. Karl schenkte sie seinem Bruder Nicolaus, Patriarchen von Aquileja. 1367 nahmen sie wieder die

Venetianer, von denen sie sich 1368 befreite, um zum Patriarchen zurückzukehren. Als sie 1369 von Neuem von den Venetianern angegriffen wurde, wollte sie sich wieder dem Kaiser Carl IV. oder dem Herzog Albert von Oestreich übergeben. Da aber keiner von diesen angerufenen Protectoren ihr zu Hülfe kam, so fiel sie den Venetianern zu, die sie einige Jahre behielten. 1372 befreite sich die Stadt von der Herrschaft der Venetianer, um ihnen abermals zu erliegen und dann zwei Jahre später dem Patriarchen zu huldigen. Als sie 1379 abermals von den Venetianern angegriffen wurde, wandte sie sich zum dritten Male nach Deutschland, und ergab sich dem Herzog von Oestreich, der aber nicht zu Hülfe kam, und sie den Venetianern als Beute ließ. Diesen wurde Triest 1380 von den Genuesern weggenommen, welche es dem Patriarchen übergaben. 1381 kehrten die Venetianer noch einmal zurück, wurden aber von den Triestiner Bürgern selbst vertrieben, und diese hielten nun ein Paar Jahre lang die Unabhängigkeit und Freiheit ihrer Stadt aufrecht, wandten sich aber dann zum vierten Male nach Deutschland, und überlieferten sich und ihre Stadt nun schließlich und für immer dem Hause Oestreich, zunächst dem regierenden Herzoge Leopold, dessen Besitzungen damals schon das ganze Territorium der Stadt umgaben, zu dessen Ländern bereits das benachbarte Krain, Istrien und die Karst-Gegenden gehörten, der daher, wie er in seinem Besitzergreifungs-Patente selber sagt, „besser, als irgend ein anderer Fürst oder Potentat, im Stande war, die Stadt zu vertheidigen,“ und der ihr auch, wie die Triestiner dieß schon damals selbst aussprachen, neue Handelswege „zu den Donau-Gegenden“ eröffnen konnte, während die Venetianer, die allen Handel in ihrer eignen Hauptstadt concentrirt sehen wollten, nie geneigt sein würden, der Stadt solche neue Handelswege zu eröffnen.

Diese Uebergabe, die im Jahre 1382 Statt fand, brachte Triest indeß nur in Zusammenhang mit der herzoglich östreichischen Krone, keineswegs aber mit dem deutschen Reiche, mit dem die Stadt Nichts zu thun hatte. Obgleich von 1382 an, mit Ausnahme eines einzigen Jahres, die östreichischen Fürsten ununterbrochen als Oberherren von Triest anerkannt blieben, so scheint doch auch mit ihnen der Zusammenhang anfangs noch ziemlich locker gewesen zu sein. Die Stadt bezahlte noch lange Zeit hindurch trotz der östreichischen Oberherrschaft wegen ihrer See-Schifffahrt Tribut an den Dogen von Venedig, der bekanntlich das Eigenthum und die Herrschaft des adriatischen Meeres in Anspruch nahm. Auch sandte bei jeder Dogenwahl die Stadt wol eine Gesandtschaft nach Venedig, um den neuen Dogen zu becomplimentiren. Endlich verfiel Triest auch mit Venedig in die alten Collissionen und Streitigkeiten, führte Krieg mit ihm, und schloß wieder Frieden, ohne daß diese Kriege und Friedensschlüsse als Kriege und Friedensschlüsse mit Oestreich betrachtet worden wären.

Dieß Alles wurde anders mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts, in welchem die Venetianer ihre Eroberungen nach Osten in den julischen Alpen auszudehnen begonnen hatten. Nachdem sie schon im vorigen Jahrhunderte Dalmatien völlig unter ihre Herrschaft gebracht, das Patriarchat zu Aquileja aufgelöst, und einen großen Theil von Istrien und fast das ganze Friaul erobert hatten, überschritten sie nun den Isonzo, nahmen den ganzen Karst bis über Adelsberg hinaus weg, und eroberten Triest, wo sie eine Festung bauten und einen Commandanten einsetzten. — Es schien, als sollten Oestreich und Deutschland gänzlich vom adriatischen Meere vertrieben werden. Der deutsche Kaiser Maximilian wandte dieß Verhängniß ab. Wenn auch sein Project, die völlige Vernichtung der Re-

publik Venedig, die er durch die Ligue zu Cambray herbeizuführen trachtete, mißglückte, so nahm er den Venetianern doch wenigstens ihre östlichen Eroberungen wieder ab, und bei der abermals erfolgenden Rückkehr Triests zum Hause Oestreich wurde dann alle Verbindung der Stadt mit Venedig abgeschnitten. Es hörte der Seetribut, es hörten die Gesandtschaften und die Begrüßungen des Dogen auf, und bald nahm auch Oestreich für Triest und seine anderen Häfen am adriatischen Meere eine freie Schifffahrt auf demselben in Anspruch, welche aber die Venetianer, als Herren dieses Meeres, zu bewilligen noch lange nicht geneigt waren.

Triest war nun also seit 1508 nach vielfachen mißlungenen Versuchen im vollen Sinne des Worts eine östreichische Stadt. Es galt nun, sie auch zu einer für Oestreich nützlichen Stadt, sie zu einer bedeutenden Handelsstadt und Flottenstation zu machen. Auch die Versuche, dieß zu bewirken, zogen sich durch einen ebenso langen Zeitraum hin, und waren ebenso oft vergeblich, bis sie endlich erst im 18. Jahrhundert erfolgreich wurden. — Die Blicke der Erzherzöge von Oestreich waren von allem Anfang an auf das adriatische Meer und auf Triest gerichtet. Im 16. Jahrhundert ordnete der Erzherzog Karl die Communal-Verfassung dieser Stadt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts in dem berühmten Kriege der Venetianer mit den von Oestreich protegirten Uskoken entschloß sich der Herzog Ferdinand (später Kaiser Ferdinand II.), eine östreichische Flotte auf dem adriatischen Meere zu gründen. Es kamen zwar einige spanische Schiffe nach Triest; doch gelangte die Sache nicht zur Ausführung. Im Jahre 1645 erweiterte Kaiser Ferdinand III. die Markt- und Meß-Privilegien der Stadt. Im Jahre 1660 stattete der Kaiser Leopold I. ihr einen Besuch ab, und

warf seinen Blick auf das adriatische Meer. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts schlug die Idee, Triest zu einem großen östreichischen Handels-Emporium zu machen, immer mehr Wurzel in den Köpfen der östreichischen Staatsmänner, von denen einige, z. B. der östreichische Gesandte in Venedig, Graf della Torre, schon damals über die günstige Lage Triests Berichte an die Regierung ergehen ließen. Auch wurden der Stadt Triest bereits am Ende dieses Jahrhunderts von auswärtigen Mächten (von Neapel und Spanien) einige Handelszugeständnisse gemacht.

Joseph I., ein Fürst von offenem Sinn und Unternehmungsgeist, soll Gutes mit Triest im Sinne gehabt haben. Er ließ sich von dem Rathe der Stadt einen langen Bericht über den damaligen Zustand derselben, über ihren Handel, ihren Hafen und ihre geographische Lage erstatten. Dieser Bericht ist ein in vieler Hinsicht merkwürdiges Actenstück, und giebt ein ziemlich umfangreiches Bild von dem Zustande des kleinen Triest kurz vor dem Anfange seiner raschen Erhebung.

Das jetzt nach 140 Jahren so reiche Triest wird in jenem Berichte „una povera città" genannt, wie sich die alten dalmatischen und istrischen Städte noch jetzt gern nennen. „Sie liege an einem Busen des adriatischen Meeres, der, wie man aus den ältesten Charten ersehe, immer von ihr den Namen getragen habe, und „Golfo di Trieste" genannt worden sei, obwol die Venetianer auf ihren Charten stets diesen Namen ignorirt, und nur ihren „Golfo di Venetia" angegeben hätten. Wenn auch durch ihre Lage von der größten Bedeutung, sei die Stadt doch jetzt in der schlechtesten Verfassung, und enthalte nur 5000 Seelen. Dieß sei hauptsächlich eine Folge der venetianischen Anmaßungen, dann auch der Eingriffe und willkürlichen Verfügungen und der dem Privilegium der Stadt zuwider aufgelegten

Abgaben der Capitani Sr. Majestät. Der Rath der Stadt bitte daher Ihre kaiserlich königliche Majestät, Ihrem Capitain ernstlich einzuschärfen („che la Sacra Ces. a Real M. stà V. ra seriosamente commettesse al Capita o“), daß er sich innerhalb der Gränzen seiner Inspectionsrechte halte, und daß er seine Macht nicht über die Statuten und Privilegien der Stadt ausdehne. — Die Handelsgeschäfte der Stadt seien so gering, daß man wenig Kaufleute fände, die über 1000 Gulden disponiren könnten, und kaum kämen Waaren genug auf den Platz, um den täglichen Bedürfnissen der benachbarten Landschaft zu genügen. Trotz aller Widersprüche und Conventionen von Seiten Oestreichs führen die Venetianer fort, die freie Schifffahrt zu hindern, und zwängen jede aus Triest auslaufende Barke, zuerst nach der venetianischen Stadt Capo d'Istria zu segeln, um eine Transit-Erlaubniß (un mandato di transito) zu nehmen, und jede Barke, die eines ihrer beständig im Golf auf- und abgehenden Kriegsschiffe ohne ein solches Mandato di transito anträfe, würde ergriffen, in den ersten besten venetianischen Hafen geführt und daselbst verbrannt, indem man die Waaren dem venetianischen Fiscus zuspreche und die Mannschaft gemeiniglich zur Galeere verdamme. — Solche Proceduren, welche sich die Venetianer gegen alle Verträge und gegen alles Völkerrecht erlaubten, seien die Hauptursachen, warum diese Stadt Triest, die doch eigentlich das Emporium Deutschlands („la scala per la Germania“) am adriatischen Meere sein müsse, einen ganz und gar verlassenen Hafen darstelle. — Außerdem aber würde es auch durch manche Abgaben, die auf der Stadt lasteten, bewirkt, daß dieselbe mancherlei Waaren, die ihrer natürlichen Lage nach eigentlich von ihr aus versandt werden müßten, umgingen. — Die Eisenwaaren und Gewebe gingen über Fiume, und nicht, wie sie es sollten, über Triest. Die Bewohner des

Herzogthums Krain holten sich ihren Wein aus dem venetianischen Istrien, und nicht, wie es sein sollte, aus Triest. — Sie hätten, fügten die Rathsherren der Stadt hinzu, noch wol manches Andere vorzubringen, was die Dürftigkeit („Penuria") der Stadt beweisen könnte, und manchen andern Vorschlag zu Verbesserungen zu machen, welche im Stande wären, diese niedergedrückte Stadt (depressa città) aus ihrem jetzigen Elende (calamità) erstehen zu lassen. Allein sie wollten sich für jetzt mit dem Gesagten begnügen, um Sr. k. k. Majestät nicht ferner gar zu lästig zu fallen (per non attediare ulteriormente la Sacra Ces. e Real M. stà V. ra)."

Joseph I. mag diesen Triestinischen Jammerbericht mit Theilnahme gelesen haben. Aber seine Regierung dauerte zu kurze Zeit, um schwierige Reformen durchzuführen. Endlich bestieg (im Jahre 1711) derjenige Kaiser den Thron von Oestreich, dem es bestimmt war, den Triestiner Angelegenheiten die ersten bedeutenden und belebenden Impulse zu geben. Er hatte in dem Prinzen Eugen nicht nur einen tapferen General, sondern auch einen klugen Staatsmann und Rathgeber. Den Rathschlägen des Prinzen Eugen, welcher glaubte, daß man in Triest einen Welthandel etabliren müsse, verdankt diese Stadt die ersten Veranstaltungen zur Belebung ihes Verkehrs. Man stiftete in Wien eine große Handels-Gesellschaft, die sogenannte „orientalische Compagnie", welche ihren Blick erstlich längs der Donau hinab auf das Schwarze Meer richtete, zu dem die östreichischen Waffen unter Karl VI. näher, als je zuvor, hinabrückten; zweitens längs des Rheins hinab auf Belgien und Ostende (die damals noch östreichisch waren), und drittens auf Triest und das adriatische Meer. In allen drei Richtungen sollte ein kolossaler Welthandelsverkehr etablirt werden, dessen Centrum Wien werden müßte.

Obgleich von diesem großartigen Plane wenig zur Ausführung kam, und die ganze orientalische Compagnie am Ende fallirte, so machten die Angelegenheiten von Triest doch einige Fortschritte dabei.

Die Stufen und Grade dieser Fortschritte werden bezeichnet erstlich durch das merkwürdige, kaiserliche Manifest vom Jahre 1717, in welchem Karl VI., trotz des Widerspruchs der Venetianer, die Freiheit der Schifffahrt seiner Unterthanen auf dem adriatischen Meere proclamirte. Der Kaiser erklärte, daß er die Garantie dieser Freiheit gegen jede Macht übernehmen wolle, und daß er alle Fremden als Corsaren behandeln würde, welche es wagen sollten, die Schiffe seiner Unterthanen anzuhalten. — Da Karl VI. sowol Belgien, als Neapel besaß, so war dieß keine leere Drohung. Außer der Einlegung eines herkömmlichen Protestes unternahmen die Venetianer auch Nichts gegen diese kaiserliche Freischifffahrts-Proclamation. Zweitens durch einen See- und Land-Handelstractat mit der Türkei, der im Jahre 1718 zu Passarowitz abgeschlossen wurde. So wurden die Sachen zu der Fixirung eines großen östreichischen Emporiums und der Bestimmung eines Freihafens reif. Als man aber hierzu schreiten wollte, stellten sich eine Menge kleine adriatische Häfen als Concurrenten bei der Erlangung dieses Vortheils ein: Aquileja, Duino, Fiume, Buccari, Portorè. Am thätigsten aber war bei dieser Gelegenheit die Gemeinde zu Triest, die hydrographische Pläne nach Wien schickte, und dort auch einen geschickten Agenten unterhielt. Karl VI. entschied sich für Triest und Fiume zugleich. Aquileja, Buccari und Portorè wurden wegen der allzugroßen Nachbarschaft venetianischer Besitzungen verworfen. Triest und Fiume wurden beide zugleich in demselben Jahre (1719) zu Freihäfen erklärt.

Diese erste berühmte Freihafen-Erklärung

Karls VI. gewährte indeß im Vergleich mit der Ausdehnung, die man später dem Porto franco Triests gab, eine noch ziemlich beschränkte Freiheit. Zuerst wurde diese Freiheit nicht auf immer, sondern nur auf eine gewisse Zeit gegeben, und im Uebrigen wollte Karl VI. die Portofranco-Freiheit so verstanden wissen: Von Schiff zu Schiff im Hafen sollte man frei verkaufen können, was man wollte. Die Waaren aber, die man im Hafen ausschiffte, sollten die Abgaben bezahlen. Nur in gewissen Magazinen, in dem sogenannten Lazarethe des St. Carlo, sollte man die Waaren ausladen, deponiren und auch wieder ausführen dürfen, ohne die Abgabe zu bezahlen", und eigentlich wurden blos diese Magazine „il Porto franco" genannt. Es war dieß also nur ein Freihafen nach Art des von uns jetzt sogenannten „Entrepôt-Systems", das noch jetzt in den Häfen von Frankreich üblich ist. Erst später, am Ende des 18. Jahrhunderts, wurde die ganze Stadt Triest und ein Theil ihres Gebiets in die Portofranco-Freiheit hineingezogen, und diese in einer Weise ausgedehnt, daß man nun sagen kann: keine Handelsstadt der Welt (auch nicht der Freihafen Odessa in Rußland) genießt eine so große Freiheit der Handelsbewegung, wie Triest. — Diese spätere große Freiheit war zur Zeit Karl's VI. auch noch durch die großen Privilegien beschränkt, welche er seiner „orientalischen Compagnie" in Bezug auf den Schiffsbau und die Anfertigung aller Schiffsgeräthe und anderer Dinge ertheilte, Privilegien, die so bedeutend waren, daß man sagen konnte, das ganze Emporium sei von ihm eigentlich in die Hände dieser Compagnie, welche alle Geschäfte an sich zog, gegeben worden. Karl VI. fing an, neben der alten Stadt Triest eine ganz neue Stadt zu bauen, die anfangs eigentlich sehr wenig mit der alten Stadt gemein hatte. Außerhalb der Mauern derselben kaufte er Grund und Boden, und ließ auf demselben die Straßen der Neustadt erstehen.

Die neuen Colonisten sollten nicht dem Magistrate der Altstadt unterworfen sein, sondern dem kaiserlichen Capitano in derselben. Die Altstadt wurde in so hohem Grade als eine besondere Communität, als eine freie Reichsstadt, so zu sagen, oder als einer der zu Oestreich gehörenden Staaten betrachtet, daß Karl VI. unter Anderem von ihrem Magistrate auch die Zustimmung zu seiner pragmatischen Sanction verlangte, die er sich von allen Ständen seiner Reiche und Provinzen, sowie von den auswärtigen Mächten hatte geben lassen. Man kann daher eigentlich nicht sagen, daß er das alte Triest erweiterte, vielmehr pflanzte er neben diesem ein zweites Triest. Erst in neuerer Zeit sind beide Städte zu einer verschmolzen.

Karl VI. gründete in seiner neuen Stadt auch ein Handels-Tribunal, ein Oberappellations-Gericht des Handels, ein sogenanntes See-Consulat, das der erste Vorgänger der jetzt in Triest bestehenden Central-See-Behörde war. Endlich legte auch er schon die Hand an Erbauung einer östreichischen Kriegs-Flotte auf dem adriatischen Meere.

Anfangs hatten indeß alle diese und andere Einrichtungen, die Karl VI. zum Frommen des Handels traf, einen äußerst geringen Erfolg. Der Plan zu seiner neuen Stadt war da, aber wenige Colonisten fanden sich ein; die Porto-franco-Gebäude seines Lazareths waren fertig, aber die Anzahl der Schiffe und Waaren darin mehrten sich nicht. Die „orientalische Compagnie" eröffnete den Handel im Großen, und baute das erste große Seeschiff, das je in Triest gebaut worden war, und das den Namen „der Erstgeborne" (Primogenito) bekam. Allein gegen das Jahr 1730 endigte diese Compagnie, die sich weniger mit der allmähligen Erweiterung der in Triest bereits seit langer Zeit angesponnenen Handelszweige und mit Verfolgung der durch seine geographische

Lage angedeuteten Handelswege, als mit der Realisirung weit aussehender und unpraktischer Pläne abgab, mit einer Art Fallissement oder Auflösung.

Nicht besser erging es der Kriegsflotte des Kaisers. Diese hatte er bereits auf 15 größere Kriegsschiffe gebracht, welche mit mehreren kleinen zusammen über 500 Kanonen und 8000 Seeleute und Soldaten an Bord hatten, und zum Theil in Triest, zum Theil in Neapel gebaut waren. Allein die Eifersucht der übrigen großen Seemächte zwang den Kaiser, sie wieder zu entwaffnen und aufzulösen, und die Mannschaft, sowie das Schiffsmaterial, auf der Donau zu verwenden. Dieß geschah im Jahre 1736.

So schienen denn gegen das Ende der Regierung Karl's VI. († 1740) fast alle seine großen Pläne in Bezug auf Triest, das adriatische Meer und den Seehandel gescheitert. Triest gab kein Lebenszeichen von sich, obgleich es schon die Medicin der Hafenfreiheit, die Alles hervorzaubern sollte, seit mehr als 20 Jahren in sich trug. Erst unter Maria Theresia's Regierung, als man die Hafenfreiheit noch vergrößerte, als man endlich Indien und China, die Privilegien der großen Compagnie, nach und nach fahren ließ, und sich mehr dem Naheliegenden, dem adriatischen Meere, dem mittelländischen, und der griechischen oder türkischen Levante widmete, fingen jene Lebenszeichen an, sich zu regen. — Die Bewohner-Zahl, die unter Karl VI. noch fast immer dieselbe uralte, so zu sagen, herkömmliche (5000 Einwohner) geblieben zu sein scheint, begann endlich zu steigen, hob sich in der Mitte des Jahrhunderts auf 6000, und gegen das Ende der Regierung Maria Theresia's († 1788) auf 17,000 Einwohner.

Die Anordnungen und Veranstaltungen, durch welche Maria Theresia diesen Aufschwung hervorbrachte, kann man ungefähr folgendermaßen bezeichnen und chronologisch zusammenstellen.

1741. Handelstractat mit England, welches der Kaiserin in einem Schutz- und Trutzbündnisse die beste Hülfe für ihr Triestiner Emporium versprach.

1748. Errichtung einer sogenannten Handels-Intendantur (Intendenza commerciale), einer Behörde, der alle östreichischen Küsten-Orte unterworfen wurden, und die in Triest ihre Residenz erhielt.

1749. Vereinigung der neuen Triestiner Colonie mit der alten Gemeinde.

1750. Die Verleihung der kaiserlichen Flagge (bandiera imperiale) an alle Triestiner Schiffe.

1751. Hafenbauten. Erbauung des großen Theresianischen Molo, des Canale grande.

1751. Begründung einer griechischen Gemeinde in Triest.

1751. Begründung einer Schweizer Gemeinde in Triest.

1752. Mäkler-Ordnung.

1753. Begründung mathematischer und nautischer Schulen.

1755. Erbauung eines Börsen-Gebäudes.

1755. Etablirung östreichischer Consuln in allen für Triest wichtigen Häfen des Auslandes und Unterstellung dieser Consuln unter die Triestiner Handels-Intendanz.

1755. Sanitäts-Gesetze für den Hafen von Triest, die aus den besten Sanitäts-Gesetzen Frankreichs, Venedigs rc. zusammengetragen wurden.

1758. Sammlung der See-Ordonnanzen Frankreichs, Ragusas und Venedigs, und Zusammenstellung eines östreichischen Marine-Coder, der noch heutzutage gilt.

1758. Hafen-Polizei-Ordnung.

1765. Erneuertes Wechsel-Gesetz.

1766. Etablirung der ersten Assecuranz-Kammer.

1766. Neueres und milderes Transit-Patent, durch welches alle Waaren, die von Triest aus durch Oestreich sich ins Ausland bewegten, von allem Durchgangszoll befreit wurden.

1769. Ausdehnung der Abgabenfreiheit, in Folge deren auch alle Waaren, die in Triest und auf seinem Territorium selbst consumirt werden sollten, Immunität erhielten. Oestreichische Waaren aber, die auf dem Meere von Triest ausgeführt werden sollten, blieben noch einem Ausfuhrzoll unterworfen, sowie auch manche Porto-franco-Privilegien noch persönlich (privilegi personali) blieben, welche den Fabrikanten, Künstlern und Handwerkern nicht zu Theil wurden, und wie denn endlich auch die Ansiedlung von Fremden und ihre Gewerbefreiheit noch nicht so erleichtert wurde, als es später geschah.

1769. Begründung des neuen Lazareths.

1775. Gründung der sogenannten Börsen-Corporation, eines Collegiums der 40 bedeutendsten Großhändler Triests, das von großem Einfluß auf die Blüthe seines Handels gewesen ist.

1775. Aufnahme einer armenischen Colonie in Triest.

In Folge aller dieser Reformen, Bauten, Gesetze und Etablissements, dieser Institute und Freihafen-Erweiterungen, entwickelte sich nun das Leben Triests während der vierzigjährigen Regierung Maria Theresia's, die den Handel der Stadt gleichsam erst recht organisirte, in ungemein hohem Grade. Der Verkehr nahm nun diejenige Richtung und Tendenz, die ihm natürlich war. Er ging von dem ihm zunächst liegenden Gebiete seiner Thätigkeit allmählig auf ein größeres über. Man verfolgte zuerst die sichersten und leichtesten Geschäfte, und ließ die weit aussehende, schwierige und ungewisse Absicht auf China und Indien einstweilen fahren.

Insbesondere machte der Verkehr mit der Levante große Fortschritte.

Dieß Letztere war in noch größerem Maßstabe der Fall während der Regierung Josephs II. (1780—1790). Obgleich auch dieser Kaiser von dem Enthusiasmus für einen großen und plötzlich ins Leben zu rufenden Welthandel beseelt war; obgleich auch er die „große östreichische Gesellschaft der beiden Indien“ beförderte, und im Jahre 1782 neun Schiffe derselben auf einmal zum Handel mit China auslaufen ließ: so hatten doch trotzdem die einmal angefangenen, natürlichen Handelsverbindungen mit nicht so entlegenen Gegenden von selbst ihren Fortgang, und führten dann auch — freilich viel später — den großen Welthandel herbei. Die große indisch-chinesische Expedition hatte einen unglücklichen Ausgang; die östreichischen Colonien in Afrika und Indien gingen verloren; die indische Compagnie fallirte ebenso, wie dieß früher unter Karl VI. die oben genannte „orientalische“ gethan hatte. Dagegen erlangte der griechische Handel seine höchste Blüthe, und es knüpften sich auch Verbindungen mit dem Schwarzen Meere, mit Rußland und Odessa an, sowie in der Stadt selbst der Schiffsbau und die Fabriken Fortschritte machten. Auch hob Joseph II. das Ghetto der Juden in Triest auf, machte die Juden börsenfähig, und endlich brachte er die Stadt in innigere politische Verbindung mit den deutschen Provinzen Oestreichs, mit denen sie von nun an einen einzigen socialen oder staatlichen Körper bildete. Während der zehn Jahre seiner Regierung stieg die Bevölkerung Triests von 17,000 auf 24,000 Seelen.

Die Regierung Leopolds II. (1790—1792) war kurz und für Triest ziemlich bedeutungslos. Desto wichtiger aber waren die bald darauf eintretenden Ereignisse unter seinem Nachfolger Franz I., insbesondere der im Jahre 1797 erfolgende

Sturz Venedigs, dessen Nebenbuhlerin und Nachfolgerin zu werden sich Triest so eben angeschickt hatte. Oestreich erhielt bei dieser Gelegenheit den Besitz Dalmatiens, die Häfen von Istrien, Cattaro, mit den kleinen, jetzt so fiischreichen Orten der Insel Lussino, die nun alle auch in nähere Verbindung mit dem Markte und der Börse von Triest traten, und zum ersten Male diese Stadt als den Centralpunkt ihrer Geschäfte betrachten lernten.

In Folge dessen stieg sowol die Bevölkerung, als auch die ganze Blüthe und Macht der Stadt bis zum Jahre 1806 trotz der europäischen Kriegsereignisse immer höher. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1806 auf 33,000 Seelen, und in eben diesem Jahre liefen 721 große Schiffe und 3400 Küstenfahrzeuge in Triest ein, zusammen mit einer Ladung von circa 220,000 Tonnen. Triest rangirte also damals schon unter den bedeutendsten und belebtesten Handelsstädten Europa's. — In hohem Grade ging aber die Stadt wieder zurück während der bald folgenden Zeit der französischen Occupation.

Im Frieden von Wien wurde Triest und die größte Hälfte der ihm benachbarten illyrischen Provinzen an Napoleon abgetreten. Dieser hatte große Pläne mit Triest im Sinne. Es sollte die Hauptstadt eines illyrischen Reichs werden, mit dem er auch Bosnien, die Herzegowina und Montenegro verbinden wollte. Aber er vernichtete den Freihafen von Triest, und verwandelte ihn in ein bloses Entrepôt; er legte der Stadt zur Strafe ihres anfänglichen Widerstandes gegen die französische Herrschaft eine unerhörte Geldbuße auf, und der Seekrieg mit England wurde auch ins adriatische Meer hinübergespielt. — Die Franzosen machten nachher vergebliche Versuche, in diesem Meere ihre Macht zu etabliren, verloren die Seeschlacht von Lissa, und die Engländer, sowie die wieder auftauchenden

Seeräuber, machten fast aller Schifffahrt ein Ende. In Folge aller dieser Ereignisse verarmte die Stadt Triest; ihre Einwohnerzahl sank von 33,000 auf 24,000, und ihr Handel fiel während der Jahre 1808 bis 1813 fast ganz auf Null herab. In jedem dieser Jahre erschienen durchschnittlich nur 30 bis 40 große Schiffe in ihrem Hafen.

Im November 1813 eroberten die östreichischen Truppen, nach einem von einer englisch-sicilianischen Flotte unterstützten Bombardement, Triest wieder. Die Stadt wurde nun von Neuem mit Oestreich verbunden, und es begann von jetzt an eine neue Periode ihrer Handelsblüthe, in Folge deren sich ihre Bevölkerungsmasse verdoppelte, und ihr Markt sich zu einem der bedeutendsten und berühmtesten Märkte der ganzen Handelswelt erhob.

Die wichtigsten Momente, welche dieses Resultat herbeiführten, kann man etwa so bezeichnen:

Zunächst blieb Triest am adriatischen Meere ganz ohne Nebenbuhler. Venedigs Handelskraft lebte nicht wieder auf, und im Jahre 1808 war auch die alte Republik Ragusa verschwunden. Ancona aber, den wichtigsten adriatischen Hafen des Kirchenstaats, hatte Triest schon längst überflügelt.

Im Jahre 1815 wurde Triest mit Istrien, der Grafschaft Görz, den quarnerischen Inseln und einigen anderen, dem adriatischen Meere benachbarten Strichen zu einer neuen Küstenvereinigung verbunden, deren Centralpunkt sie bildete. Es ist dieß das sogenannte „Litorale Austriae“ (das östreichische Küstenland), das schon unter Maria Theresia in einer ähnlichen, aber kleineren Provinz einen Vorgänger gehabt hatte, und von dem später (1821) zwar wieder einige Theile abgesondert wurden, die aber der Hauptsache nach, zum Frommen Triests, bis auf unsere Tage beisammen blieben und gewiß viel dazu beitrugen, auch Triests Handelsbeziehungen

zu dem ihm benachbarten und natürlich mit ihm verbundenen Landstriche (Istrien, den quarnerischen Inseln) noch zu heben.

Der Freihafen der Stadt wurde wieder hergestellt und in seiner Bedeutung, Freiheit und Berechtigung noch erweitert. Ganz Istrien, das mit Triest in so inniger Verbindung steht, wurde mit in den Freihafen hineingezogen, und die durch das Freihafen-Privilegium ertheilten Vorrechte und Verkehrserleichterungen nun in so hohem Grade ausgedehnt, wie dieß fast in keinem anderen Orte der Welt mehr Statt hatte. Der Portofranco von Triest unterscheidet sich wesentlich von den Freihäfen Rußlands und anderer Länder. Dort bedeutet Portofranco nur einen Zustand der Ausnahme von Ein- und Ausgangszöllen, und auch diese Ausnahmen sind oft noch sehr beschränkt. So können z. B. in den russischen Freihafen von Odessa gar keine fremden Manufacturwaaren zollfrei eingeführt werden. In Triest ist dagegen diese Ausnahme jetzt nicht nur im höchsten Grade eine unbeschränkte, — blos die Gegenstände kaiserlicher Monopole, Taback, Salz, Schießpulver und Quecksilber, dürfen nicht frei eingeführt werden*), — sondern es ist in dem Begriffe seines Freihafens auch die unbegränzteste Freiheit für die Ansiedlung, den Handel und die Gewerbe der Fremden mit eingeschlossen. In Beziehung auf Gewerbefreiheit und auf die Erleichterung der Ansiedlung von Fremden steht Triest sogar unvergleichlich viel ungebundener da, als z. B. die Marktplätze und Städte unserer freien deutschen Republiken, Hamburg, Bremen ꝛc. Auch in der allerneusten, der „reichsunmittelbaren Stadt

*) Früher war auch die Einfuhr von Eisen nicht frei, welches jetzt aber zugelassen ist. Ebenso waren Spiegel ehemals ausgeschlossen, und sind dieß, glaube ich, noch jetzt.

Triest" ertheilten Verfassung (von 1850) hat diese Gewerbefreiheit der Fremden keine oder nur eine geringe Beschränkung erfahren. Ihre merkwürdige und allen unsern alten Reichsstädten sehr empfehlenswerthe Bestimmung in dieser Hinsicht lautet so: „Die Fremden, selbst wenn sie Ausländer sind, haben in der Stadt Triest Anspruch:

1) auf Schutz der Person und ihres Eigenthums;
2) auf Benutzung der Gemeinde-Anstalten;
3) auf Theilnahme am activen Wahlrechte unter gewissen Beschränkungen;
4) auf ungehinderten gesetzlichen Betrieb von Handel und Gewerben."

Auch kommen keine andern Artikel hinterdrein, welche etwa den vollen Effect dieser Bestimmungen wieder illusorisch machten.

Bisher hatte Triest ein vielfach unwegsames Gebirgsland hinter sich gehabt. Auch darin änderte sich von nun an Vieles. In dieser Hinsicht hatte schon die Zeit des französischen Regiments viel Gutes angebahnt. Sogar in der Richtung nach Dalmatien hin waren Theile fahrbarer Straßen angewachsen. Oestreich setzte den Wegebau eifrig fort. In die Mauer des Vellebitsch wurde eine Bresche gebrochen. Nach Kärnthen über den Leobl und über Pontafl, nach Tyrol über Ampezzo wurden neue Straßen angelegt. Auch die Straßen durch Krain und Steiermark bis zur Donau wurden reformirt und verbessert, und es zog sich auf diese Weise in zahlreichen Radien um die Nordspitze des adriatischen Meeres ein immer dichteres Straßennetz herum, dessen Focus und Zielpunkt Triest wurde.

Wie das Festland im Rücken der Stadt, so ebneten sich auch gleichsam die Meere, die vor ihr lagen, immer mehr. — Die Seeräuberei, die bis auf unsere

Zeit herab in diesen Gewässern den Verkehr vielfach gehemmt hatte, wurde in den zwanziger Jahren und im Anfange der dreißiger Jahre, in Folge der Anerkennung des neugegründeten griechischen Staats und in Folge der Eroberung Algiers durch die Franzosen, fast völlig beseitigt. Die Assecuranz-Anstalten mehrten sich daher in Triest, und eine Association aller Triestiner Assecuranzkammern stiftete im Anfange der dreißiger Jahre (1833) jene berühmte Gesellschaft des Lloyd, welche zunächst nur die Absicht hatte, möglichst viele commercielle Kenntnisse von den mit Triest verbundenen Ländern und Meeren zu sammeln und zu verbreiten, dann aber durch Erweiterung ihres Thätigkeitskreises eine so große Bedeutung für die Stadt erlangt hat. — Der Schiffbau und die Kunst der Schifffahrt wurde vielfach verbessert, die Dampfschifffahrt eingeführt, und zuletzt (1836) jene berühmte Dampfschifffahrts-Gesellschaft gestiftet, die aus dem Lloyd hervorging und mit ihm dann einen Körper bildete, und die nun, stets thätig, stets wachsend, Triest mit allen den ihm besonders wichtigen Meeren, Häfen, Ländern und Flußmündungen in eine innigere Verbindung gebracht hat.

So als politischer Mittelpunkt eines mit ihr natürlich verbundenen Ländergebiets anerkannt, — mit den schönsten Freiheiten ausgestattet, — mit einem stets wegsamer werdenden Festlandsgebiete im Rücken, — mit einem Meere, das jährlich sicherer und leichter zu befahren wurde, im Angesicht, — mit gestürzten und immer tiefer sinkenden Handelsrivalen in seiner Nähe, — nahm nun innerhalb der drei friedlichen Jahrzehende von 1814 bis 1848 die Stadt Triest einen so kühnen Aufschwung, wie nie zuvor, und erlangte für Oestreich und Deutschland eine Bedeutung, die alle Erwartungen übertraf.

Es ist sehr schwer, durch Zahlen eine genaue, klare

und umfassende Vorstellung von dem Fortschritt des Handels und der Blüthe einer Stadt zu geben. Es ist fast unmöglich, für diesen Zweck einen einfachen Maßstab, eine Reihe von Zahlen zu finden, deren jede — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — den ganzen Werth einer Stadt zur Zeit vollständig repräsentire. Die Bevölkerungssumme thut es nicht allein; denn es giebt Städte, die an Bevölkerung wachsen, und deren Reichthum, deren Blüthe und Energie sich dennoch nicht vermehrt; — es läßt sich denken, daß viele Unbemittelte zuströmen, oder daß der Zuwachs menschlicher Kräfte größer ist, als die Vermehrung der Mittel, sie zu beschäftigen und zu unterhalten. — Die Anzahl der eingelaufenen Schiffe thut es auch nicht allein; denn es ist möglich, daß zu einer Zeit kleinere oder größere Schiffe kamen, oder mehr Schiffe leer einliefen, oder minder werthvolle Waaren brachten, als zu einer anderen. Die Quantität und der Werth der umgesetzten Waaren, wenn man ihn genau kennen könnte, würde auch keinen hinlänglichen Maßstab geben; denn es ließe sich denken, daß bei einer geringern Waaren-Quantität mehr verdient würde, und das National-Vermögen sich mehr vergrößerte, als bei einer bedeutenderen Waaren-Quantität. Zuweilen werden aus Furcht vor der Zukunft die Waaren schnell verschleudert; und wenn daher z. B. in einem Jahre doppelt so viel Waaren umgesetzt worden wären, als in einem anderen, so folgte daraus noch nicht, daß die Handelsblüthe der Stadt auch um das Doppelte gestiegen wäre. Es könnte vielleicht nur ein Zeichen fieberhafter Thätigkeit sein. — Ueberhaupt wird auch durch den Gelderdienst, durch den Waarenumsatz, durch das Wachsthum oder die Abnahme der Schiffsanzahl, der Bevölkerungsmasse, zusammengenommen keineswegs Alles bestimmt. —

Eine Stadt ist ein äußerst complicirter Organismus, bei dem ein Glied ins andere greift, ein Rad dem anderen hilft oder schadet. Es sind dabei auch viele moralische Momente, die in Zahlen fast gar keinen Ausdruck finden, zu berücksichtigen. Wenn die Sittlichkeit der Bewohnerschaft einer Stadt sich hebt; wenn die Solidität ihres Credits sich steigert; wenn die Schul- und Wohlthätigkeits-Anstalten und die Bildung aller Classen*) sich mehren und bessern: so sind dieß lauter Anzeichen von der Aechtheit ihrer Blüthe, die zugleich neue Garantien für die Zukunft geben. — Zahlenreihen würden daher nur dann ein genügendes Resultat und Bild für den Aufschwung einer Stadt abgeben, wenn man in jedem Zeitabschnitte (Jahre) für ihren ganzen Werth, für die ganze Güte aller ihrer Zustände und ihrer gesammten Thätigkeit einen Ausdruck darin finden könnte. — Dieß ist, wie gesagt, unmöglich. Wenn wir hier daher es doch versuchen wollen, einige jener für Triest gültigen Zahlenreihen zu geben, so wollen wir darin weiter Nichts erblicken lassen, als Fingerzeige, als bequeme Maßstäbe, die uns auf das Ganze einigermaßen schließen lassen.

Ein besonders wichtiges Moment ist die Bevölkerung. Die Bevölkerung Triests war, wie ich sagte, in der französischen Zeit von 33,000 auf 24,000 herabgesunken. Im Jahre 1815 hatte die Stadt noch nicht mehr. Im Jahre 1820 hatte sie sich wieder auf ihren frühern Stand von 33,000 erhoben. Im Jahre 1830 betrug sie 44,000, im Jahre 1840: 56,000, im Jahre 1848: 56,000. Innerhalb der drei Jahrzehnde, die uns hier vorliegen, hatte sich also die Bevölkerung der Stadt verdoppelt. Ich gebe diese Zahlen nach einem Verzeichnisse aus dem oben von mir

*) „Knowledge is power", sagte ein englischer Staatsmann; „Kenntniß ist Geld", könnte auch ein Kaufmann sagen.

angeführten Werke über Triest, welches Verzeichniß jedoch keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch macht, und auch sonst noch einige Zweifel ungelöst läßt. Es ist dabei blos die Bevölkerung der Stadt selbst berücksichtigt, nicht die ihres dicht bevölkerten, etwa 1½ Quadratmeilen großen Weichbildes oder Gebietes („Campagna“), das 1848 nicht weniger als 25,000 Einwohner hatte, das offenbar mit der Stadt in innigster Beziehung steht, und in gleichem Maße mit ihrer eigenen Bevölkerung steigt. Man muß diese Gebietsbevölkerung in vieler Hinsicht noch als städtische Bevölkerung betrachten. Die meisten Dörfer und Ortschaften sind weiter Nichts, als Vorstädte von Triest. Mit sammt dem Gebiete hatte Triest im Jahre 1848 etwa 78,000 Einwohner.

Ein anderes wichtiges Moment ist die Anzahl der angekommenen Schiffe. Ueber diese liegen uns genauere Verzeichnisse vor, die ich indeß hier nur in einem übersichtlichen Auszuge mittheilen will. Wie tief der Handel Triests in der französischen Zeit (von 1809—1813) herabfiel, zeigt sich darin, daß im Durchschnitt in dieser Periode jährlich nur etwa 35 ausländische große Schiffe (Navigli di lungo Corso) ankamen; im Jahre 1811 gar nur 15. Die Küstenschifffahrt erhielt sich noch bei etwas regerem Leben. Doch sank auch sie von 4700 Schiffen (1802) auf 2600 (1812) herab.

Von 1812 bis 1816 hob sich die Anzahl der sämmtlichen, in Triest angekommenen, kleinen und großen Schiffe auf jährlich 4800 mit einer Ladungsfähigkeit von 171,000 Tonnen.

1817—21	kamen	jährl.	4700	Schiffe	mit	Ladungsfähigkeit	von	213,000	T.
1822—26	„	„	5500	„	„	„	„	270,000	„
1827—31	„	„	6800	„	„	„	„	325,000	„
1832—36	„	„	8000	„	„	„	„	380,000	„
1837—41	„	„	10,000	„	„	„	„	429,000	„
1842—46	„	„	8300	„	„	„	„	470,000	„
1847	„	„	9400	„	„	„	„	528,000	„

Man sieht hieraus also, daß, wenn auch nicht die Anzahl der ankommenden Schiffe, doch die Größe der Ladungsfähigkeit derselben in constantem und sehr bedeutendem Wachsen war. Da Triest in diesem Zeitraume immer mehr mit den entfernteren Ländern in Verbindung trat, so erschienen daher immer größere Schiffe in seinem Hafen. Auch hat man überhaupt in neuerer Zeit, selbst für kleinere Reisen, die Schiffe größer gebaut.

Ein sehr interessantes Moment wäre auch noch eine Zahlenreihe, die den Gesammtwerth der von dem Handel von Triest umgesetzten Capitalien anzeigte. Mir liegen indeß blos über den zur See von Triest aus ein- und ausgeführten Waarenwerth, und zwar auch nur seit dem Jahre 1838, umständliche Angaben vor, und ich glaube auch nicht, daß man von frühern Perioden genauere Data hierüber gesammelt oder publicirt hat.

Im Jahre 1838 betrug der Werth der Aus- und Einfuhr von Triest zur See 85 Millionen Gulden,

im	Jahre	1839	102	"	"
"	"	1840	96	"	"
"	"	1841	82	"	"
"	"	1842	93	"	"
"	"	1843	98	"	"
"	"	1844	100	"	"
"	"	1845	145	"	"
"	"	1846	157	"	"
"	"	1847	153	"	"

Innerhalb der 10 Jahre von 1838 bis 1847 (inclusive) verdoppelte sich also beinahe der Werth der in der Stadt seewärts ein- und ausgeführten Waaren.

Diese wenigen Data mögen hinreichen, um das Wachsthum des Triester Verkehrs in der glücklichen Periode von der Beendigung der französischen Kriege bis zu den Erschütterungen von 1848 zu bezeichnen. Mit diesen Erschütterungen ist das Leben Triests, wie das

des gesammten Oestreichs, in ein neues Stadium getreten. Die Stadt hat durch sie bedeutend in ihrem Handel gelitten, ist aber mit neuem Unternehmungsschwunge daraus hervorgetreten; sie hat einige Veränderungen in ihrer politischen Verfassung erfahren, zugleich aber auch einige Institute in sich aufgenommen, welche der Stadt eine noch größere Entwickelung zu versprechen scheinen. Als die für Triest einflußreichsten Ereignisse und Anordnungen seit 1847 bis jetzt (1851) kann man etwa folgende bezeichnen:

Die Volksaufstände und Kriegsereignisse der Jahre 1848 und 1849, die Erscheinung einer feindlichen sardinischen und neapolitanischen Flotte im adriatischen Meere, die Belagerung Venedigs und die übrigen Kriegsereignisse in vielen mit Triest innig verbundenen Donau-Ländern drückten den Handel der Stadt von seiner frühern Höhe herab. Sie thaten dieß indeß nicht in dem Maße, wie man es hätte erwarten können. Statt 9,400 Schiffe (1847) kamen (1848) 8,900 Schiffe, die eine Ladungsfähigkeit von 464,000 Tonnen hatten, während 1847 eine Ladungsfähigkeit von 528,000 Tonnen im Hafen erschienen war. Statt eines Werthes von 153 Millionen (1847) hatten die im Jahre 1848 von Triest zur See aus- und eingeführten Waaren nur einen Werth von 85 Millionen Gulden. Diese letztere, besonders beweisende Zahl zeigt also eine Verminderung des Werthes um beinahe die Hälfte.

Aber schon im Jahre 1849 nahm der Handel wieder einen bedeutenden Aufschwung. Die Summe der angekommenen Schiffe stieg auf 10,200, der Tonnengehalt auf 626,000, und der Werth der aus- und eingeführten Waaren betrug 122 Millionen Gulden. — Und jetzt im Jahre 1851 ist der Handel von Triest wieder ganz auf seiner alten Höhe, oder vielmehr er hat diese bereits wieder bedeutend überschritten.

Der Stadt Venedig wurde im Jahre 1849 ihr Porto-franco-Recht genommen, und zum Theil in Folge dessen schien ein ähnlicher Verlust auch die Stadt Triest bedrohen zu wollen; doch ist auch dieses drohende Ungewitter glücklich vorübergegangen. Nicht nur hat Triest seine Hafenfreiheit behalten, sondern sie ist in diesem Jahre (1851) auch Venedig zurückgegeben, und dadurch Triest eine neue Garantie verschafft worden, daß ihm auch für die nächste Zukunft seine Freiheit ferner bewahrt bleiben werde.

Ich sagte oben, daß man schon in frühern Zeiten den Versuch zur Begründung einer Behörde gemacht habe, welche alle Seeinteressen Oestreichs überwachten sollte. In dem letzten Jahre (1850) ist eine solche Behörde mit sehr ausgedehnten Vollmachten und einem umfassenden Wirkungskreise ins Leben getreten, nämlich die von dem östreichischen Handelsministerium gestiftete sogenannte Central-See-Behörde (Governo centrale maritimo), die in Triest ihre Residenz hat, von da aus alle Interessen der östreichischen Küstenhäfen überwacht, und Alles, was sich etwa von Seiten der Regierung für ihre Verbesserung thun ließe, ins Leben ruft. — Durch die Installirung dieser Behörde sind gleichsam die gesammten östreichischen Küstenländer am adriatischen Meere zu einem commerciell-administrativen Ganzen vereinigt worden, und der Mittelpunkt dieses Ganzen ist Triest. — Es tauchte in der letzten Zeit sogar der Gedanke auf, alle diese Küstenländer, wenigstens die von der Lombardei bis zur Bocca von Cattaro, auch zu einem einigen politischen Gesammtkörper, zu einer großen östreichischen Küsten-Provinz, zu verschmelzen, unter einem gemeinsamen Provinzial-Regiment. Doch ist dieser Gedanke bisher noch nicht weiter verfolgt worden.

Ebenso hat ein anderer Gedanke, der das Wohl

Triests in hohem Grade berührt, bisher noch wenig Fortschritte gemacht, nämlich der Plan, eine starke östreichische Flotte und Kriegsmacht auf dem adriatischen Meere zu schaffen. Es sind zwar der Stadt Triest von 1848 einige Küstenbefestigungen geblieben; man hat auch, glaube ich, jetzt unwiderruflich bestimmt, daß das neue k. k. Kriegs-Arsenal in dieser Stadt begründet werden soll. Aber dennoch ist Oestreich einstweilen noch weit davon entfernt, die Herrschaft des adriatischen Meeres in dem Maße beanspruchen und behaupten zu können, wie die Venetianer es thaten, und über die große östreichische Flotte, über ihr Ob und Wie wird man erst in späteren Jahren berichten können.

Wichtiger für den Handel der Stadt waren zwei andere seit 1848 ins Leben getretene Anstalten: zuerst die Vollendung des großen östreichisch-deutschen Telegraphen-Liniennetzes bis ans adriatische Meer, und zweitens der wirkliche Angriff der Eisenbahn über den Karst. Des elektromagnetischen Telegraphen haben die Triestiner Kaufleute sich nun schon seit zwei Jahren zu großem Vortheile ihrer Handels-Operationen bedient, und auch die Eisenbahnbauten haben bereits zu ihrer Freude innerhalb des Gebietes von Triest, ja, man kann sagen, innerhalb ihres Hafens, innerhalb des Meeres selber begonnen. Man füllt einen Theil des Meeres aus, um auf dem dem Neptun abgewonnenen Terrain den großen Triestiner Bahnhof und Endpunkt der Linie zu bauen.

Dieß also wären ungefähr die wichtigsten historischen Momente, welche auf die Blüthe der für uns Deutsche so interessanten Stadt Triest hier gewirkt haben. Soll ich alle diese Momente zum Schluß noch einmal übersichtlich zusammenstellen, und ein kurzes, leicht überschauli-

ches Bild der ganzen Geschichte Triests geben, so ließe sich dieß ungefähr so thun:

I.) Altes Triest. — 2000jähriges Schlummern und Vegetiren einer kleinen istrischen Stadt. —

1) Vor Christi Geburt — Mystische Zeit, — abwechselnde Herrschaft der Celten, Pelasger, Liburner, Etrusker und Römer auf dem adriatischen Meere; Verbindung Triests mit Spina, Adria, Aquileja und Ravenna.

2) Nach Christi Geburt bis 1382. Herrschaft der Römer, Byzantiner, der Herzöge von Friaul, der Markgrafen von Istrien, der Patriarchen von Aquileja, der Venetianer. Verschiedene Versuche zum Anschluß an das dem adriatischen Meere sich nähernde Oestreich.

3) Von 1382 bis 1711 oder bis auf Karl VI. — Definitive Uebergabe Triests an Oestreich. — Völlige Trennung von Venedig (1508). Verschiedene Pläne östreichischer Staatsmänner und Fürsten in Bezug auf Triest.

II.) Neues Triest. — Periode eines 150jährigen, anhaltenden Aufschwungs des Handels und der Bedeutung der Stadt.

1) Von 1711—1740. Regierung Karls des VI. 1717. Erklärung der Freiheit des adriatischen Meeres. — 1719. Ertheilung des Freihafen-Privilegiums von Triest. — Meß-Freiheiten. — Mißglückte Versuche eines zu stiftenden kolossalen Welthandels. — Stadtplan. — Mißglückter Versuch der Begründung einer Kriegsflotte. — Erste Schiffsbauten.

2) 1740—1780. Regierung Maria Theresia's. — Zeit der für Triest am meisten entscheidenden Maßregeln und Etablissements. — Erbauung der neuen Stadt. — Hafenbauten. — Commercielle Gesetzgebung. — Zu-

strömung neuer Ansiedler. — Verdreifachung der Volkszahl.

3) Von 1780—1809. — Joseph II., Leopold II., Franz I. — Anhaltende Zunahme der Bevölkerung, der Schifffahrt, des Handels. — Fall Venedigs und Ragusas. — Erwerbung adriatischer Landstriche durch Oestreich. —

4) Von 1809—1813. Französische Zeiten. — Gute Verwaltung und Gesetzgebung. — Verfall des materiellen Wohlstandes der Stadt. — Abnahme der Bevölkerung. — Der auswärtige Seehandel sinkt auf den Nullpunkt herab.

5) Von 1813—1848. — Erneuter Aufschwung der Stadt, die ein Marktplatz für den Welthandel wird. — Vermehrung der Besitzungen Oestreichs am adriatischen Meere. — Begründung des östreichischen Küstenlandes, von dem Triest die Hauptstadt wird. — Erweiterung der Freihafen-Privilegien der Stadt. — Handelsstraßen-Bau. — Einführung der Dampfschiffe. — Griechenlands Erstehen. — Sicherung der Meere durch die Eroberung Algiers und andere Umstände.

1833. Begründung des Lloyd.

1846. Stiftung der großen Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Lloyd. — Abermalige Verdreifachung der Bevölkerung, und kolossale Steigerung der Schifffahrt und des Reichthums. — Stets näherer Anschluß an Deutschland.

6) Von 1848 bis jetzt. — Die Erschütterungen von 1848. — Neuer Aufschwung des Handels. — Sicherung der Hafenfreiheit. — Stiftung der Central-Seebehörde. — Neue Verfassung der Stadt. — Plan zur Vermehrung der Kriegsflotte. — Telegraphen-Linie. — Eisenbahnbauten.

2. Die Elemente der Bevölkerung Triests.

„Dove sono i Triestini?" (Wo, wer und was sind die Triestiner?), so lautet die Ueberschrift eines interessant geschriebenen Aufsatzes, der seiner Zeit viel Aufsehen in Triest machte, und den ich auch jetzt noch mehrere Male dort citiren hörte. Leider habe ich diesen Aufsatz nicht zu lesen bekommen, um zu sehen, welche Antwort der geistreiche Verfasser auf diese schwierige Frage gegeben hat. Ich mußte mich daher selbst daran machen, die Aufgabe, so gut ich konnte, zu lösen. — Ganz klar und einleuchtend ist mir bei diesem Bestreben eigentlich nur geworden, daß die Triestiner weder Türken noch Chinesen sind, und daß sie überhaupt weder irgend einer Familie der semitischen Race, noch auch einem Zweige der Kinder Hams angehören. Sie sind, wenigstens der Hauptsache nach, ganz und gar kaukasischen Stammes. Innerhalb des Kreises dieser Race sind aber fast alle möglichen Chancen gegeben, und man könnte zweifeln, ob die Stadt und ihre Bevölkerung der Hauptsache und dem Wesen nach als dem romanischen oder dem germanischen Stamme angehörend zu betrachten sei, oder ob der große slavische Stamm sie mit mehr Recht, als die beiden anderen, für sich in Anspruch nehme, oder ob nicht gar am Ende auch die Griechen Triest für eine ursprünglich und hauptsächlich griechische Colonie ausgeben könnten. Man kann am Ende in Mitten aller dieser Zweifel sogar dahin kommen, die Triestiner für ein ganz apartes Volk zu erklären, das weder slavisch, noch deutsch, noch italienisch, sondern bloß Triestinisch sei. Diese letztere Ansicht scheint in Triest sogar eine ziemlich beliebte Lösung obiger Frage zu sein; denn ähnliche Antworten bekommt man auf ähnliche Fragen oft, wie ich sie bekam, als ich mich einmal nach

der Nationalität einer jungen Sängerin, der ganz Triest begeistert zujauchzte, erkundigte. „Nicht wahr, diese junge Dame ist eine Italienerin?“ fragte ich. „O nein!“ antwortete man mir. „Ist sie eine Deutsche?“ Bei Leibe nicht!“ — „Eine Oestreicherin!“ — „Keineswegs! Sie ist eine Landsmännin von uns, eine Triestinerin! und darum sind wir ihr alle so gut!“

Eine deutsche Stadt ist Triest erstlich, weil sie zum Territorium des deutschen Bundes gehört, und von einem wesentlich deutschen Gouvernement beherrscht wird; alsdann, weil die Deutschen nicht blos in der Beamten-Classe, sondern auch in der Kaufmannschaft hier die erste Rolle spielen. Schon seit 1000 Jahren, könnte man sagen, sei Triest deutsch; denn wollen wir es auch nicht in Anschlag bringen, daß die Gothen, nachher die Longobarden hier schon herrschten, so ist es doch gewiß, daß Karl der Große bereits über Triest, wie über das ganze umliegende Istrien, Krain und friauler Land sein Reich ausdehnte. — Man frage nur in ganz Norddeutschland, in Pommern oder Friesland nach: kein Schuljunge wird darüber in Zweifel sein, daß Triest eine uralte deutsche Reichsstadt und einer „unserer“ vornehmsten Handelsplätze ist. — Ich spreche ganz ernstlich. — „Wir zweifeln gar nicht an diesem Ernst,“ wird ein Deutscher sagen. „Sie scherzen doch wol nur?“ würde jeder Italiener denken. „Triest ist ursprünglich eine römische Colonie; nachher hatte es von den Barbaren des Nordens viel zu leiden, blieb aber doch immer von italienischen Patriciern und Cittadini bevölkert. Im Mittelalter war sie, wie viele andere, eine freie italienische Republik, die jedoch ihrer Kleinheit wegen nicht immer ihre Selbstständigkeit bewahren konnte, und daher bald den Patriarchen von Aquileja, bald den Grafen von Istrien, bald den Venetianern huldigen und Tribut bezahlen mußte. Sie stellte sich jedoch

immer wieder auf ihre eigenen Füße, und schloß meistens Frieden oder erklärte Krieg ganz nach ihrem bon plaisir. Zuletzt fand sie es politisch, sich den östreichischen Staaten anzuschließen. Sie ist indeß, im Grunde genommen, trotzdem noch bis auf den heutigen Tag eine freie italienische Stadt geblieben, die sich an Oestreich nur „angeschlossen" hat (annessata ali Austria). Von einer deutschen Stadt kann hier nicht die Rede sein. Zwar hat man es nicht verhindern können, daß hier viele Tedeschi, Inglesi, Schiav und andere Völker sich angesiedelt haben; aber sie lernen doch alle italienisch, und leben auch nach italienischer Weise und Sitte. Die meisten Triestiner stammen aus dem Venetianischen, und man sollte eigentlich den Namen Triest abschaffen, und die Stadt „Neu-Venedig" „la Nuova Venezia") nennen."

Gegen diese Meinung würden aber am meisten die Slaven protestiren; denn sie würden behaupten, daß der Name Triest als ein aus dem Slaventhum erwachsener von großer historischer Bedeutung und von entscheidender Wichtigkeit für die eigentliche Nationalität der Stadt sei. Die Römer nannten Triest zwar mit Einschiebung eines „g" „Tergeste"; dieß war aber vermuthlich weiter Nichts, als die Corrumpirung eines uralten slavischen Städtenamens, den z. B. mit einer Vertauschung des „t" mit „d" die Stadt Dresden in Sachsen führt, und der mehreren anderen slavischen Ortschaften eigen ist. Es ist nämlich wahrscheinlich, daß Slaven schon in den ältesten Zeiten in diesen Gegenden wohnten, und daß sie, wie Triest, so auch den Venetianern (Venedern, i. e. Venden, Wenden) Existenz und Namen gaben. Venedig selbst ist ursprünglich slavisch; wie sollte es Triest nicht sein! Wollen wir indeß auch nicht in jene mit gehöriger historischer Authenticität nicht beglaubigten Zeiten hinaufsteigen, so bleibt das doch gewiß, und wird allgemein zugegeben, daß seit dem 6. Jahrhundert nach Christi Ge-

burt, also noch lange vor Karl dem Großen, Slaven in diesen Gegenden wohnten, und hier bis vor die Thore von Triest alle Dorfschaften, ja jeden Strich ackerbaren Landes, besetzt hatten, sowie sie es auch noch jetzt haben; daß also seit jener Zeit das ganze Land bis an den Rand des adriatischen Meeres slavischer Grund und Boden war, und daß mithin Triest höchstens nur als ein fremder Anflug auf slavischem Lande, als ein auf slavischem Erdreich gepflanzter Baum anzusehen ist. Es fällt den Slaven zu, wie dem Grundbesitzer die Alluvion; wie dem Eigenthümer des Bodens die Bäume, die sein Pächter darauf pflanzt. Auch in der Stadt selbst sind die Slaven nicht nur die Mehrzahl derer, durch welche die Stadt eigentlich lebt, die Schiffer, die Arbeiter, die Handlanger, die Ackerbauer, also der wahre Kern und das Fundament des Volkes, sondern slavische Speculanten aller Art-dringen auch in alle Bürgerclassen bis in die höchsten Regionen hinein. Es ist Alles mit Slaventhum angefüllt, und wurden bisher die slavischen Anrechte auf Triest ziemlich verkannt, so bleibt den Slaven doch die Zukunft; sie werden das Versäumte und Verlorene nachholen, und Triest diejenige natürliche Stellung und Bestimmung dereinst zu geben wissen, die es als das große Handels-Emporium des großen slavisch-illyrischen Königreichs beanspruchen darf. So weit die Slaven.

Auch die Griechen, sage ich, haben ein Raisonnement, wornach sie sich in Bezug auf Triest den Hauptruhm zuschreiben, und die Prosperität und den Wohlstand des neuen Triest vornehmlich auf ihre Nationalität zurückführen können. Doch was die Griechen für Triest gethan haben, und was sie für sich anführen können, ist wol noch nicht allgemein bei uns bekannt, und ich kann die griechische Ansicht von Triest erst deutlich machen, nachdem ich das Auftreten der evrschiedenen Nationalitäten in Triest selbst dargestellt habe.

Ich will daher, indem ich die Streitigkeiten der Völker über das Primat in Triest ganz bei Seite setze, lieber gleich zu der historisch-statistischen Untersuchung und Beleuchtung der Nationalitätsverhältnisse Triests, wie sie sind, und nicht, wie sie sich allzuglühende Patrioten der verschiedenen Parteien denken mögen, übergehen.

Hierbei will ich die urältesten Zeiten und die Fragen, wer die Celten, die hier gewohnt haben, und wer die Thracier, die, von den Mündungen der Donau kommend, 600 Jahre vor Christi Geburt viele istrische Städte und unter andern auch Triest begründet haben sollen, gewesen seien, ganz bei Seite setzen. Auch will ich es dahin gestellt sein lassen, ob schon vor Christi Geburt, wie Einige glauben, und wie es sehr wohl möglich ist, die Griechen, wie in anderen istrischen Städten, so auch in Triest ein Etablissement oder eine Colonie hatten. Historisch gewiß aber ist es, daß im Jahre 128 vor Christi Geburt die Römer eine solche Colonie nach Triest führten. Die Triestiner in Verbindung mit den andern Istriern hatten sich lange Zeit hindurch gegen die römischen Gränz-Commandeure gewehrt, und zuweilen Siege über die Römer erfochten, Siege, gegen deren Ruhm ein ächter Triestiner noch jetzt nicht ganz gleichgültig ist, — man sieht, wie ich schon andeutete, diese Kämpfe der alten Triestiner und Istrier mit den Römern noch heutiges Tages in Triest bildlich dargestellt, ebenso wie die patriotischen britischen Maler auch für das englische Parlament noch heutiges Tages die Schlachten der alten Briten gegen Cäsar malen; — zuweilen geriethen sie aber vorübergehend unter die Herrschaft der Römer. 128 wollten sie diese mit vereinten Kräften und in Verbindung mit ihren Nachbarn, den Japyden, abschütteln, wurden dabei aber vollständig niedergeworfen, und nach Pola und Istrien, sowie nach Triest, führten die Römer Colonien, und

gaben ihnen römische Municipalverfassungen. Was die Römer einmal gründeten, das stand für ewig oder wenigstens für einige Jahrtausende fest. Ihre alte römische Municipalverfassung haben die Triestiner nie vergessen, und darauf gründeten sich alle ihre später in Anspruch genommenen Freiheiten. So lange, wie die Verfassung, dauerte auch der Stolz dieser römischen Colonisten, und da ich in dem kleinen Grado bei Aquileja, in Aquileja selbst, in kleinen Lagunen-Städten bei Venedig, in Pola in Istrien 2c. von Familien gehört habe, die ihren Ursprung noch heutiges Tages auf Rom zurückdatiren, so würde es mich nicht wundern, wenn wir auch in dem Innern des kleinen, unregelmäßigen und engen Straßen- und Häuser-Labyrinths am Fuße des Triester Domberges, welches heut zu Tage die Altstadt Triest heißt, und um welches sich die neue, große Handelsstadt mit prachtvollen Häusern und breiten Straßen angesetzt hat, einen Rest eigentlicher, uralter, ächter Triestiner Bürger finden sollten, Familien, die sich vielleicht noch von römischen Colonisten her datiren, Leute, die ihr Haus als ehemalige Patricier vielleicht für viel bedeutender halten, als das Haus von Reyer und Schlick oder Metike u. Comp.

Als die Barbaren der Völkerwanderung an die Spitze des adriatischen Meeres gelangten, verließen — namentlich beim Einfalle der Longobarden — viele römische Familien die Stadt, und flohen, wie die Aquilejenser, in die Lagunen Venedigs. Es werden mehrere patricische Familien Venedigs genannt, die ihren Ursprung aus Triest hatten. „Die Stadt wurde wieder bevölkert," heißt es. Durch wen und von wem? — Vermuthlich mit denselben Elementen, nämlich wesentlich italienischen, die sie früher bewohnt hatten. Doch mochten sich, da Triest, wie diese ganze adriatische Küstengegend, lange zu dem griechischen Exarchate

gehörte und unter den byzantinischen Kaisern stand, auch griechische Elemente beimischen, sowie vom 6. Jahrhundert an, als die Slaven hier mächtig wurden, auch slavische Elemente hinzukamen. Indeß blieb wol die eigentliche Nationalität der Stadt immer italienisch oder römisch, wie wir denn oft hören, daß alle diese römischen Pflanzstädte auf der Ostseite des adriatischen Meeres, in Dalmatien, Istrien u. s. w., sich noch bis tief ins Mittelalter hinein „römische Städte“ nannten, und auch so von den zyzantinischen Kaisern genannt wurden. Die Uebergänge von der römischen, lateinischen oder altitalienischen Nationalität und Sprache zu der neuitalienischen oder vorzugsweise sogenannten italienischen in Triest nachzuweisen, wäre eben so schwierig, als nutzlos. Triest machte alle die Uebergänge vom Alten zum Neuen in Gemeinschaft mit den andern benachbarten italienischen Pflanzstädten und namentlich in Gemeinschaft mit Venedig, welches letztere schon frühzeitig eine gewisse Autorität und Oberherrschaft über alle diese Städte und auch namentlich über Triest in Anspruch nahm. Mit den Venetianern mußte Triest in Folge der Nachbarschaft beständig den intimsten Verkehr haben und von ihnen viele Bevölkerungs-Elemente empfangen. Zahllose Male wurde es von den Venetianern erobert; ebenso oft machte es sich von ihnen wieder frei, und stellte sich je nach Umständen als eine besondere italienische Commun auf eigene Füße, oder unterwarf sich den Patriarchen zu Aquileja oder den Markgrafen von Istrien. Sprache, Sitte, National-Charakter, Stamm und Blut der alten Triestiner wurde so mehr oder weniger venetianisch, jedoch mit einer Beimischung und Hinneigung zu denjenigen Dialekten, Sitten u. s. w., die im Osten von Venedig, um Aquileja und Udine herum, im italienischen Friaul herrschen. — Und selbst als die Stadt am Ende des 14. Jahrhunderts, um einen mächtigen

Herrn und Beschützer zu gewinnen, sich dem Hause Oestreich übergab, blieb sie doch in ihrer Nationalität wenigstens 350 Jahre lang ziemlich unverändert; sie war bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein eine wesentlich italienische und zwar venetianisch-furlanisch-istrische Stadt.

Wir finden zwar, daß die östreichischen Landesfürsten schon frühzeitig deutsche Herren als Capitaine oder Gouverneure nach Triest schickten. In dem Verzeichniß dieser Gouverneure tritt uns schon im 14. und 15. Jahrhundert eine Reihe deutscher Namen entgegen, mehre Länz, Wertenstein, Trottenberg, Felsecher, Tagstainer, Spauer, Herberstein u. s. w., und es ist sehr wohl möglich, daß außer den Gouverneuren auch manche andere Beamte, die Oestreich hierher sandte, von deutschem Ursprunge waren; sowie denn auch frühzeitig schon deutsches Militair hier eingezogen sein mag. Jener angesiedelten Beamten konnten indeß nur sehr wenige sein, da die Commun ganz und gar ihre eigene Verfassung und ihre Beamten für sich behielt, und das Militair hier natürlich nicht ansässig wurde. Triest wurde von vornherein von den östreichischen Herzögen gleichsam als ein besonderes Land für sich occupirt. Es wurde weder mit Oestreich, noch mit dem deutschen Reiche verschmolzen, und damals waren die Deutschen in Venedig zahlreicher, als in dem einem deutschen Fürsten gehorchenden Triest. Zu einem commerciellen oder socialen Verkehr mit Deutschland wurde noch lange kein Anfang gemacht. Ueberhaupt blieb Triest das ganze 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert hindurch auf demselben Standpunkte stehen, auf dem Standpunkte einer kleinen, Küstenfahrt treibenden istrischen Hafenstadt mit 5000 Einwohnern. Mehr als 5000 Einwohner hatte Triest um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch nicht. Seine Einwohnerzahl belief sich noch auf 5000 im Anfange des 18. Jahrhunderts. Es zeigt sich so groß, so weit unsere stati-

stischen Nachrichten hinaufreichen, und es ist sehr wohl möglich, daß seit der Zeit der Celten und Römer 20 Jahrhunderte hindurch dieses Städtchen sich immer auf 5000 Einwohnern erhielt, auf etwas mehr oder weniger, bis es auf einmal in unseren Zeiten ganz plötzlich von diesen 5000 Einwohnern, zu denen es für die Ewigkeit verdammt zu sein schien, erhob, und zu einer verhältnißmäßig kolossalen Größe und Bevölkerung anschwoll. Im Alterthum, Mittelalter und in der Neuzeit lag dieß Samenkorn regungslos im Boden, gleich jenem Getreidekorne, das man in Pompeji gefunden und erst in unseren Tagen zum Keime gebracht hat, schoß dann aber urplötzlich zu einem schönen Palmbaume empor.

Selbst die Erklärung Triests zu einem Freihafen im Anfange des 18. Jahrhunderts schien anfangs keineswegs wie ein aus dem Schlafe erweckender Zauberstab wirken zu wollen. Der Handel nahm wenig zu, die Bevölkerung fast gar nicht. Erst unter der Regierung Maria Theresiens kamen die Sachen in Bewegung; denn von 1740 an ließen sich mehr und mehr Fremde in Triest nieder, und da erst fing das neue Triest an, sich zu bilden, das außer der italienischen Urbevölkerung nun auch so viele fremde Pflanzbürger und Colonisten in seine Mauern aufnahm.

Die ersten fremden Colonisten, welche bei dieser von Oestreich herbeigeführten neuen Aera der Stadt nach Triest kamen, mochten wieder Deutsche sein. Wenigstens finde ich unter den Beamten, welche durch die Einrichtungen des Portrofranco nach Triest gebracht wurden, so wie unter denen, welche die von Karl VI. errichtete, große orientalische Handels-Compagnie hierher sandte, viele deutsche Namen. Allein im Ganzen blieben diese während des 18. Jahrhunderts nur isolirte Erscheinungen, und das eigentlich einflußreiche Wachsthum der deutschen Colonie in Triest, das Eintreten deutscher Handelshäuser und Familien in das Triestiner

Bürgerthum, ist von späterem Datum. Die östreichischen Deutschen damaliger Zeit mochten vom Handelsgeiste noch nicht sehr inspirirt sein. Andere Völker kamen ihnen zuvor, namentlich die Griechen.

Man arbeitete funfzig Jahre lang daran, das kleine Triest, das bisher kaum einmal eine Ladung Rosinen oder Feigen aus Zante oder Smyrna gesehen hatte, sofort mit Ostindien, China und beiden Hemisphären in directe Verbindung zu setzen. Man vergaß dabei die nächsten Beziehungen, die Triest zuerst ganz natürlich anspinnen mußte. Man hatte die hohen, lockenden Gipfel im Auge, und übersah die Stufen, die dahin führen mußten. Als man aber endlich aufhörte, das dicke Ende zuerst durch's enge Nadelloch treiben zu wollen, fädelte sich dann die Sache von selbst ein. Die Griechen, wie gesagt, waren von den Außeradriatischen die Ersten, welche anklopften, und dieß war so natürlich, als möglich, da Griechenland, so zu sagen, vor den Thoren des adriatischen Meeres liegt.

Die Sache soll sich zuerst durch ein Paar Breter und Balken eingefädelt haben. Ein Paar Scioten kamen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ich glaube, in den vierziger Jahren, und kauften eine Ladung Bauholz, die sie in dem holzarmen Griechenland sehr gut verkauften. Sie kamen wieder, und brachten eine Ladung griechischer Rosinen mit. Dieß hatte man, wie ich schon andeutete, noch nie in Triest gesehen. Und als die griechischen Rosinen am Quai ausgepackt wurden, entstand ein großes Aufsehen in der Stadt und ein Zusammenlauf von Menschen. Es giebt noch heute Leute in Triest, denen ihre Aeltern diese Scene geschildert haben. Die Griechen machten gute Geschäfte, kauften wieder Holz, und bald darauf kamen mehre und immer mehre ihrer Landsleute, kauften alle Holz und brachten Feigen und Rosinen mit. Einige ließen sich auch nun

in Triest nieder, um die angeknüpften Geschäfte mit ihrem Vaterlande besser dirigiren zu können, und um die Mitte der Regierung Maria Theresiens waren ihrer schon mehre Hunderte beisammen. Und nun ging es auf einmal äußerst schnell mit der Vermehrung der griechischen Colonie, so daß sie am Ende des Jahrhunderts die Haupthandelsgeschäfte der Stadt in den Händen hatten, und daß es fast schien, als ob Triest ganz und gar eine griechische Stadt werden sollte. — Es war wiederum sehr natürlich, daß zu dieser Veränderung der Impuls zunächst von einer so unscheinbaren Waare, wie Holz, ausging, und daß die Balken und Breter der benachbarten Alpenländer gleichsam den Reigen aller später hinterdrein tanzenden Waaren anführten. Griechenland war nahe und hatte kein Holz; die ehemaligen Wälder Dalmatiens waren durch Venedig völlig erschöpft; im Hintergrunde von Triest standen aber noch eine Menge unberührter Gehölze. Da mußte sich denn die Sache wol machen. Hätte Karl VI. nur den indischen Pfeffer, die Gewürze Arabiens und Chinas vergessen können; hätte er nur von vornherein an die Stangen, Balken und Breter von Kärnthen und Krain gedacht; hätte er versucht, von diesen eine gehörige Quantität nach Triest zu schaffen, und sie von da in Griechenland und im Archipelagus ausbieten lassen: so hätte sich das gewünschte Leben vielleicht früher angesponnen, und Triest hätte vielleicht 50 Jahre Vorsprung auf der Stufenleiter der Anciennetät der neuen Welthandelsstädte gewonnen.

Schon im Jahre 1751 waren so viele Griechen in Triest, daß Maria Theresia ihnen erlaubte, eine christliche Gemeinde nach ihrem Ritus zu bilden, und ihnen freie Religionsübung gab. Wie der sich fort entwickelnde Handel, so trugen auch die politischen Ereignisse dazu bei, diese griechische Colonie in Triest zu vermehren. Der unglücklich ablaufende Versuch der Griechen von Morea zur Ab-

schüttelung des türkischen Joches im Jahre 1770 brachte eine Menge griechischer Flüchtlinge hierher, die in so großer Anzahl kamen, daß Maria Theresia eine Zeit lang den Plan hegte, auch in Aquileja, Fiume und an dem croatischen Litorale griechische Colonien zu stiften und ein Regiment griechischer Soldaten aus ihnen zu erheben. Es schien, als sollte ein reines griechisches Colonien-Land rund um Triest herum entstehen. Zwar kam die Sache nur theilweise zur Ausführung; aber Triests Beziehungen zu Griechenland hoben sich doch auch dadurch bedeutend, und am Schlusse des Jahrhunderts, wo die ganze Summe der Bevölkerung von Triest etwa 30,000 Einwohner betrug, waren darunter nicht weniger, als 3000 bis 4000 Griechen. Und noch dazu waren diese Griechen gerade der rührigste und reichste Theil der ganzen Bürgerschaft. Die Griechen hatten schon nicht nur ihre eigene Kirche und ihren Kirchhof, so wie ihr eigenes, prachtvoll gebautes Spital, sondern auch ihre National-Schule, die eine Zeit lang großen Ruhm genoß, und die, als der leider! bald verstorbene, gelehrteste Grieche seiner Zeit, Corai, an ihre Spitze berufen wurde, sogar eine Art Central-Bildungsanstalt und Hochschule für die Griechen überhaupt zu werden Aussicht hatte. Die griechische Communität hatte auch ihre eigenen Statuten, die ihnen 1786 von Joseph II. verliehen wurden, ihren eigenen Gouverneur (gobernatore) und Rath (consiglio).

Die Griechen, wie gesagt, schienen sich ganz in Besitz von Triest setzen zu wollen; doch hat in neuerer Zeit ihre Zahl und ihr Einfluß wieder abgenommen, zum Theil vielleicht deßhalb, weil nun auch westliche Völker, namentlich die Deutschen, sich mehr nach Triest heranmachten, größtentheils aber wol deßhalb, weil die Griechen in der Türkei sich allmählig eine bessere Stellung errangen (auch in Smyrna eine Akademie), und das freie Königreich Griechenland nun sowol eine grie-

chische Hochschule errichtete, als auch für seinen auflebenden Handel und seinen neu ins Leben tretenden Staat viele seiner Landeskinder zurückzog. Diese Griechen konnten sich mit Ehren aus Triest zurückziehen; sie hatten dort ihre Mission erfüllt, nämlich die Mission, Triest in seine natürliche Bahn zu leiten und es mit der Levante so innig zu verbinden, wie es einst Venedig gewesen war. — Die griechische Gemeinde soll gegenwärtig auf 1000 Individuen herabgesunken sein; doch ist sie auch jetzt noch, ebenso wie in den russischen Städten Odessa, Taganrog rc., von Einfluß und Bedeutung. Mehrere der größten Handelshäuser von Triest sind noch jetzt Griechen. Unter den 251 Handelsfirmen, welche sich im Jahre 1849 mit dem auswärtigen Handel beschäftigten, sind ungefähr 60 Firmen mit griechischen Namen. Die Griechen haben auch jetzt noch in Triest ihr eigenes Casino, welches überhaupt der gesellige Mittelpunkt des ganzen orientalischen Elements in Triest ist. — Man kann leicht berechnen, daß jene 60 großen Firmen mit ihren Familien, mit ihren vermuthlich ebenfalls meistens griechischen Leuten, schon den größten Theil jener ganzen griechischen Bevölkerung von 1000 Seelen hinnehmen müssen. Die griechische Colonie hat also in Triest das Eigenthümliche, daß sie, wie anderswo die jüdischen Gemeinden, fast ganz und gar im Handelsinteresse aufgeht. Unter der Classe der Handwerker und kleinen Bürger finden sich sehr wenig Griechen.

Slaven mag es, wie ich andeutete, schon in den ältesten Zeiten immer genug in Triest, namentlich unter der geringeren Bevölkerung, gegeben haben. Auch im alten Venedig war sowol unter den geringern Classen, als unter den Handeltreibenden, als auch sogar unter den Patriciern und Senatoren das slavische Element von jeher vertreten. Daß die Venetianer slavische Soldaten, Matrosen und Arbeiter

sehr zahlreich in ihren Diensten hatten, ist genug bekannt. (Sogar das alte Aquileja hatte, wie uns gemeldet wird, seine Soldaten und Matrosen in Dalmatien und Istrien, wo vermuthlich auch damals schon Slaven wohnten, recrutirt.) Aber weniger bekannt ist es, daß sehr viele slavische Familien auch unter die venetianischen Patricier und Senatoren aufgenommen wurden. Daß es auch slavische Kaufmanns-Firmen in Venedig gegeben hat, wird uns zwar nicht speciell angezeigt; denn die Geschichtschreiber, die über Venedig Meldung thun (z. B. der Graf Daru), haben zwar hie und da auch ein Capitel über den venetianischen Handel; aber der Kaufleute, ihres Stammes, ihrer Nationalität, ihrer Persönlichkeit ꝛc. wird darin — sonderbar genug! — nicht erwähnt. Allein, da in Venedig kein solches, alles slavische Blut von der Bürgerschaft und den bürgerlichen Gewerken ausschließende Gesetz galt, wie in Hamburg, so müßte man gradezu an ein Wunder glauben, wenn man nicht annehmen wollte, daß unter den venetianischen Kaufleuten sehr viele slavische Firmen gewesen wären.

Die Slaven des Karsts und der nächsten Umgebung von Triest erschienen indessen in Triest, wie sie es noch thun, gewöhnlich nur als Handlanger, Bauern und Arbeiter. Die eigentlich slavische Handels-Colonie kam aus Bosnien, der Herzegowina, Croatien und später aus Dalmatien. — Sie folgten den Griechen unmittelbar auf dem Fuße, und langten zum Theil mit diesen zugleich an, mit denen sie auch anfangs, als mit Religions-Genossen, eine und dieselbe Gemeinde und Kirche besaßen. — Da die slavische Gemeinde aber wuchs, so wurde das Bedürfniß eines Gottesdienstes in ihrer eignen Sprache, die (anders als die Religion) von der griechischen verschieden war, mehr und mehr empfunden, und es entstanden daher Streitigkeiten in dieser griechisch-slavischen Gemeinde. Zuerst verlangten die griechischen Slaven

einen eignen Priester für ihre Sprache, den die griechischen Orientalen ihnen zugestanden. Endlich aber trennten sie sich auch in Bezug auf die oberste kirchliche Autorität. Die bosnischen, herzegowinischen, serbischen, croatischen und slavonischen Griechen unterwarfen sich den griechischen Bischöfen Oestreichs; die orientalischen Griechen wollten aber dem Patriarchen von Constantinopel unterworfen bleiben. Die Gemeinden trennten sich daher völlig, und haben nun auch besondere Kirchen. Die der slavischen Griechen heißt: „St. Spiridione degli Illirici“; die der orientalischen Griechen: „St. Nicolo de' Greci“.

Diese Colonie der griechischen Slaven — „colonia serblica“ (serbische Colonie), oder „li slavi meridionali“ (die südlichen Slaven) nennt sie Dr. Kandler in seiner Geschichte Triests — ist besonders wichtig für den Handel Triests mit den nördlichen Provinzen der Türkei. Sie wurde noch bedeutender, als Oestreich am Ende des vorigen Jahrhunderts Dalmatien für einige Zeit erwarb und 1814 für immer wieder erlangte, und ist wol noch jetzt im Steigen begriffen. Wie die Griechen einmal ihre vornehmste Hochschule in Triest begründen zu wollen schienen, so hatten die Serbier überhaupt ihre allererste Schule in serbischer Sprache, die sie je besessen haben, hier in Triest. Sie wurde 1787 von einem Bosnier gegründet. — Als das größtentheils katholische Dalmatien und die Inseln des Quarnero mit Triest verbunden wurden, kamen zu jenen älteren griechischen Slaven auch viele Etablissements katholischer Slaven. Auch aus Ragusa und von der Bocca kamen solche katholische Etablissements. Ebenso verzweigten sich Kaufmannsfamilien aus dem merkwürdigen, kleinen dalmatischen Handelsplatze Orebich und aus Lussin Piccolo nach Triest. Von der Bocca sollen hier vier große Handelshäuser sein, davon zwei aus Castelnuovo an der Bocca. Aus Lussin

Piccolo sind jetzt mehr, als ein halbes Dutzend, große Häuser hier. Im Ganzen finde ich unter den genannten 251 Hauptfirmen des Jahres 1849 achtzehn slavische Namen, lauter Vucetitsch, Tripcovitsch und Cireovitsch. — Fast alle diese Leute gehören dem illyrischen und namentlich dem serbischen Stamme an, Wenige den Croaten und den Winden. — Diese Slaven haben zwar eine in neuerer Zeit gegründete „slavische Gesellschaft," aber kein solches eigenes Casino, wie die Griechen. Im Ganzen associiren sich die Slaven nicht so viel, wie die andern Triestiner, und dazu spaltet sie noch die Religion. Die von der griechischen Kirche schließen sich bei ihren geselligen Freuden mehr der griechischen und überhaupt der orientalischen Coterie an; die von der katholischen Kirche gehen mehr in den Italienern auf, und lernen und sprechen auch fast alle italienisch. —

Man hat die Gesammtzahl der Slaven auf 10,000 Seelen geschätzt. — Darunter sind aber die Mehrzahl „Crainiolini;" so nennen die Italiener hier die um Triest herumwohnenden krainisch-slavischen Bauersleute, die als Mägde und Knechte in der Stadt dienen, die auf dem Gemüse- und Victualien-Markte Triest in Menge erscheinen, und als Fuhrleute und Kutscher mit ihren großen Ochsen und kleinen Pferden häufig in die Stadt hereinkommen. Sie sind, wie fast durchweg die slavonischen Krainer, ein schöner, großgewachsener Menschenschlag, und Sonntags kann man seine Freude daran haben, sie in ihrem zum Theil hübschen, zum Theil sonderbaren National-Costume, — sonderbar sind z. B. ihre eigenthümlichen, hohen und auf der einen Seite fast wie Schaufeln gestalteten Pelzmützen — auf den Straßen und vor der Kirche herum stolziren zu sehen. Zwischen durch Gruppen von eben so wohl, gesund und frisch aussehenden „Crainiolina's oder Carniolica's", Frauen und jungen Mädchen mit ihren schmucken, weißen

Kopftüchern und mit einem zierlichen Blumenbouquet am Busen, das sie oft sehr gefällig und geschmackvoll anzubringen wissen. Aber auch am Alltage verkaufen diese slavischen Mädchen gewöhnlich in jenem ihren Sonntagsschmucke die Gemüse und Früchte auf dem Markte. — Sie sprechen fast alle italienisch, und sollen in dieser Beziehung in neuerer Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht haben. „Die italienische Sprache grassirt unter den Slaven des Karsts in der Nachbarschaft unsrer Stadt,“ hörte ich mehre Male in Triest behaupten. Es soll ganze (vermuthlich jedoch nur kleine) Districte geben, in denen früher blos slavisch gesprochen wurde, in denen aber jetzt fast nur italienisch geredet wird.

Diejenigen Slaven, welche sich hier als Kaufleute niederließen, haben natürlich ihr National-Costum meistens abgelegt. Aber die slavischen Kaufleute aus dem Innern von Bosnien, Serbien, der Herzegowina ꝛc., die hier beständig wechselnd ab- und zufluthen, tragen es noch immer zur Schau. Es unterscheidet sich wenig von dem allgemeinen orientalischen Costum der Völker auf der ganzen türkisch-griechischen Halbinsel, und die Meisten von denen, die man in Triest auf den ersten Blick für Türken, Armenier oder Griechen zu halten geneigt ist, sind solche orientalische oder südliche Slaven.

Bekanntlich giebt es auf einer der Lagunen-Inseln bei Venedig seit langer Zeit schon eine armenische Colonie und ein armenisches Kloster mit armenischer Druckerei und Schule. Bekanntlich sind auch armenische Kaufleute sowol in den russischen Handelsstädten des Schwarzen Meeres, als auch in vielen Donau-Plätzen verstreut. Auch in Triest schien dieses nationale Element der Kaufmannschaften an den südöstlichen Gewässern und Küsten Europas einheimisch werden zu sollen. Im Jahre 1775 nahm Maria Theresia eine Colonie armenischer Mönche in Triest auf, die einen Bischof,

ein Seminar und eine Druckerei besaßen. Diese Colonie hätte nicht wenig zur Anknüpfung und Ausbreitung von Handelsbeziehungen in Triest beitragen können. Allein dieses Samenkorn ging nicht auf. Die Gelegenheit wurde nicht benutzt. Das Kloster und Seminar ging wieder ein, und die armenische Colonie in Triest war daher nicht viel mehr, als ein bloser Name. Es mag übrigens immerhin noch einige armenische Kaufleute dort geben.

Die Juden in Odessa und in andern Theilen Rußlands sprechen bekanntlich fast alle deutsch, und haben sich erst in neuerer Zeit dort verbreitet. Hier in Triest aber sind sie fast schon so alt, wie die Zerstörung von Jerusalem und die Zerstreuung der Juden in alle Städte des römischen Reichs. Von allen ursprünglich nicht italienischen Colonien ist wol diese Colonie der Juden die älteste in Triest, sowie es auch schon von allem Anfang an Juden in Venedig gab. Mit Bestimmtheit weiß man, daß sie in Triest schon 1325 einen Rabbiner hatten. Lange Zeit bildeten sie in Triest, ohne Bürger oder Gemeindemitglieder zu sein, eine eigne universitas für sich, und lebten wie anderswo, abgeschlossen in einem besonderen Ghetto. Im Laufe des 18. Jahrhunderts, besonders unter Maria Theresia und Joseph II., wurden sie allmählig von den ihnen im 15. und 16. Jahrhundert auferlegten Fesseln und Restrictionen befreit, erhielten 1766 neue Statuten für ihre Communität, und stehen jetzt auf ganz gleichem Fuße mit den übrigen Bürgern. Ihre Zahl, obgleich ich etwas Genaues darüber nicht erfahren habe, ist aber bei Weitem nicht so bedeutend, wie in Odessa.

Das speculative Volk, das an den Quellen des Rheines wohnt, das der Schweizer, konnte in Triest nicht lange unvertreten bleiben. Der Rhein setzt besser, als irgend eine andere Naturbahn, die südöstliche Richtung des adriatischen Meeres nach Nordwesten fort, und die Schweizer, die auf

dem Isthmus zwischen der Spitze dieses Meeres und der Rheinlinie stehen, müssen an allen Unternehmungen in Aquileja, Venedig und Triest sich betheiligen. In der alten Republik Venedig waren sehr frühzeitig Schweizer angesessen, und es giebt dort noch jetzt einige bedeutende Schweizerhäuser und einen eignen Schweizer Handelsconsul. Nach Triest kamen die Schweizer eher, als die Deutschen. Ihre Gemeinde begann sich schon im Jahre 1751 zu gestalten, zu derselben Zeit, als von Osten her die Griechen sich hier zeigten. Im Jahre 1784 schon mußte ihre Anzahl nicht gering sein, da sie sich eine eigene Kirche kauften, die sie noch in diesem Augenblicke besitzen. Ich habe aber keine genaue Angabe von ihrer Zahl gefunden. Sie mögen indeß in socialer Hinsicht wol in der deutschen Gemeinde von Triest aufgehen, so wie hinwiederum manche Deutsche reformirten Bekenntnisses sich in kirchlicher Hinsicht an die Schweizer anschließen mögen. Uebrigens sind die Schweizer hier sowol im Großhandel, als im Kleinhandel, und bei den geringfügigen städtischen Gewerken beschäftigt.

Die Engländer waren bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts beinahe ganz vom adriatischen Meere ausgeschlossen. Bald aber, nachdem sie sich das Schwarze Meer eröffnet hatten, kamen sie auch hierher. Mit einer Kriegs-Flotte erschienen sie hier zuerst im Anfange dieses Jahrhunderts, als die Franzosen am adriatischen Meere und in Triest herrschten. Sie trugen durch ihren Seesieg bei Lissa und durch ihre spätere Wirksamkeit nicht wenig zur Zerstörung der französischen Herrschaft in diesen Gegenden bei, versetzten freilich bei dieser Gelegenheit die ganze Handelsmaschinerie des französischen Triest auf 5 bis 6 Jahre in vollkommenen Stillstand, halfen aber darnach von 1814 an auch wieder dabei, sie von Neuem in Bewegung zu bringen. Jetzt wurden die wichtigsten Verbindungen mit England angeknüpft. Mehre Eng-

länder ließen sich in Triest nieder, und von 1814 an begann sich eine englische Colonie in Triest zu bilden. Obgleich energisch thätig, ist sie doch immer sehr klein geblieben. In der äußerst blühenden Handelszeit am Ende der dreißiger Jahre soll sie am zahlreichsten gewesen sein, aber seitdem etwas abgenommen haben. Sie ist, ich weiß nicht, warum, sehr fluctuirend und schwankend zwischen 100 und 200 Seelen. Unter den 251 Firmen von 1849 sind etwa 13 englische Namen. Die Engländer haben hier eine eigene kleine anglicanische Kirche gebaut, besitzen ihren besonderen Kirchhof, und ihre geistlichen Angelegenheiten stehen unter der Oberleitung des Bischofs von Gibraltar. — Auch in Odessa giebt es nur wenig ansässige Engländer, noch weniger, als in Triest, obwol der Handel von Odessa mit Großbritannien so äußerst lebhaft ist. — Die Engländer sind hier in Triest, wie auch anderswo, von allen Fremden ihrer Sprache und Nationalität am treusten. — Was nun die Nachbarn der Engländer, die Franzosen, betrifft, so findet man sie, wie in Smyrna, in Constantinopel, in Odessa, in Alexandria, wie überhaupt in allen Häfen des mittelländischen Meeres, in dessen Bassin sie eine Hauptrolle spielen, so auch in Triest, jedoch nur in geringer Anzahl. Obwol sie einmal sich hier fast ein Jahrzehend hindurch als Herren gerirten, so haben sie doch kaum eine Spur davon in der Bevölkerung und nicht viele Handels-Etablissements zurückgelassen. Unter den 251 Firmen von 1849 finde ich etwa 8 französische Namen, die aber zum Theil französischen Schweizern angehören können.

Von allen fremden oder, besser gesagt, ursprünglich nicht vertretenen Colonisten sind indeß in neuerer Zeit die Deutschen die einflußreichsten geworden, und sind jedenfalls für uns die interessantesten. Ich sagte bereits, daß einzelne einflußreiche Deutsche in Triest schon wirksam waren, seitdem

die Stadt östreichisch ist; daß auch die Vermehrung ihrer Zahl nach der Eröffnung des Portofranco nachweisbar ist, sowie auch, daß schweizerische Deutsche schon seit 1751 sich als Handelsleute und Gewerbtreibende unter den Bürgern angesiedelt hatten. Die Deutschen aus Inner-Oestreich, und dem übrigen Deutschland — „il Tedeschi della confederazione“ — mögen gewiß zu eben dieser Zeit auch schon über die Gebirge gekommen sein und sich unter die Triestiner gemischt haben; es wäre für uns ungemein interessant, wenn wir das Wachsthum ihres Stammes Schritt vor Schritt mit statistischen Maßstäben verfolgen und nachweisen könnten. Leider habe ich die Data dazu nicht erhalten, und weiß auch nicht, ob sie überhaupt vorhanden sind. Gewiß aber ist es, daß vor der französischen Occupation sowol die Summe der deutschen Handwerker und kleinen Gewerbtreibenden, als auch die der großen Kaufleute verhältnißmäßig gering war. — Die französische Occupation war gewiß der Ausbreitung des deutschen Elements nicht günstig. In Krain sogar und anderen Theilen Illyriens wanderten damals viele deutsche Familien aus. Aber nach 1814 begann dann der Strom der Einwanderung der Deutschen aus Oestreich von der Donau und auch von vielen andern Theilen Deutschlands her frischer und lebendiger über die Alpen zum Meere hinabzubrausen. In eben dieser Periode haben sich auch erst die deutschen Colonien in Verona und einigen anderen lombardisch-venetianischen Städten gebildet. — In Venedig gab es freilich schon in frühern Zeiten eine deutsche Colonie, die der Handel mit Augsburg, Regensburg und Nürnberg hierher geführt hatte. Das deutsche Colonisten-Leben mag in Venedig nie ganz erloschen sein. Nach der französischen Zeit wurde es aber dort von Neuem angefacht.

Es sollen jetzt circa 7000 bis 8000 Deutsche in Triest leben. Wen man aber bei dieser Zählung für einen Deut-

schen hat gelten lassen, weiß ich eigentlich nicht. Geht man blos nach dem deutschen Familiennamen und der Herkunft, so bringt man jedenfalls sehr viele Deutsche heraus; denn man findet Menschen genug in Triest, die vollkommen deutsche Familiennamen führen, deren Großväter auch in den deutschen Gauen gewohnt haben, die aber im Uebrigen so ganz italienisch geworden sind, daß sie nicht einmal viel mehr Deutsch verstehen, als was man ihnen wider ihre Neigung in der Schule gelehrt hat. Die deutsche Colonie bekommt zwar immer mehr Zufluß, und ist noch in fortwährendem Wachsthum begriffen; aber sie verliert auch immer wieder, da beständig viele ihrer Sprößlinge Italiener oder wenigstens „Triestiner" werden. Die italienische Sprache ist so anmuthig und so leicht zu lernen; sie geht den Kindern der Deutschen sehr leicht ein, und die Aeltern haben daher ihre wahre Noth damit, nur etwas deutschen Sinn und deutsche Rede bei ihren Nachkommen zu erhalten. Allerdings sprechen diese Kinder der Deutschen noch ihre Muttersprache, aber meistens schon mit einem sehr fremden Accente, mit fast ganz italienischer Construction und mit aus dem Italienischen übersetzten Wendungen und Phrasen, beinahe wie die Italiener selbst. Diese Kinder der Deutschen sind meistens schon sehr Triestinisch gesinnt, und in der dritten Generation, sagte mir Jemand, ist es dann meistens, wenn auch nicht mit deutschem Blute und deutscher Rede, doch mit deutschen Gesinnungen und Sympathien aus. Diese haben sich ganz italienisirt, und auf diese italienisirten Deutschen der dritten Generation geht vornehmlich das italienische Sprichwort: „Un Tedesco italianisato è un diavolo incarnato". — Denn mit ihrer Begeisterung für alles Italienische und mit ihrem Widerwillen gegen alles Deutsche machen sie es den Italienern selbst manchmal zu arg. Es ist bekannt genug, daß Aehnliches häufig auch bei den Kindern der Deutschen in Petersburg,

Kopenhagen, London und andern Städten bemerkt worden ist. Uebrigens gab mir Jemand den Trost, es wäre im Grunde genommen nicht blos bei den Deutschen in Triest so, sondern auch bei den Griechen und anderen Völker trete dieselbe Erscheinung ein. Zudem packt ja in der ganzen Welt alle Abtrünnigen, Ueberläufer und Renegaten zuerst ein ganz besonderer Eifer an.

Die hiesigen Deutschen stammen nicht blos aus Oestreich; vielmehr findet man, namentlich auch unter den großen deutschen Kaufmannsfirmen, Deutsche aus Bremen, Hamburg, Sachsen, Thüringen, vom Rhein ꝛc. Man könnte wol sagen, daß jedes der verschiedenen deutschen Länder hier ebenso seine kleinen Colonien oder wenigstens seine Repräsentanten habe, wie Griechenland, England ꝛc. solche Colonien hier bildeten, um die Geschäftsverbindungen mit ihren Gegenden zu unterhalten. So sind z. B. Etablissements aus den Hansestädten erst in neuester Zeit begründet worden, wie denn die hanseatische Flagge auch erst in neuester Zeit in dem Triestiner Hafen erschienen ist. Unter den 251 Firmen von 1849 zähle ich 44 deutsche, unter denen übrigens auch einige schweizerische (und ein Paar jüdische?) mitgerechnet sein mögen. Uebrigens sind darunter Häuser ersten Ranges, z. B. Reyer und Schlick, Meticke, Lutteroth, Creigher, Mettel, Ritter und Comp., Rieter ꝛc. — Es ist hier, wie in Odessa, Petersburg, Kopenhagen und zum Theil auch in Bordeaux und Manchester und an andern europäischen Orten, in denen sich ebenso deutscher Speculationsgeist auf's Schönste entfaltet und an die Spitze gestellt hat. — In Triest ist dieß aber in fast noch höherm Maße der Fall, als in den anderen genannten Städten — blos Petersburg etwa ausgenommen. — Die Deutschen bilden seit 1815 die wahre Seele des Triestiner Handelsstandes, und haben am meisten zur Blüthe der Stadt

beigetragen. Um indeß zu zeigen, daß dieß nicht eine Aeußerung ist, die etwa blose National-Eitelkeit einem deutschen Schriftsteller eingiebt, will ich die Worte eines unparteiischen italienischen Autors anführen, der sich folgendermaßen über die deutsche Colonie in Triest ausläßt: „La colonia dei Tedeschi prevalse meno pel numero, che per intelligenza, e per ampli pensieri sul commercio, i quali per fermezza e perseveranza vidersi attivati a di lei precipuo impulso“ (die Colonie der Deutschen prävalirte weniger durch die Anzahl, als vielmehr durch Intelligenz und durch umfassende Gedanken über den Handel, die besonders auf ihren Impuls, durch ihre Ausdauer und Festigkeit ins Leben gerufen wurden). — Uebrigens reden auch die Facta für sich selbst. — Auf deutsche Anregung sind die meisten großartigen Institute der Neuzeit in Triest gegründet worden. Vor allen Dingen ist der Lloyd, der Triest mit allen Punkten des Orients in die nächste Berührung brachte, eine aus der deutschen Colonie hervorgegangene Schöpfung. Die Directoren des Lloyd sind der Mehrzahl nach Deutsche. Das Tergesteum und sein Lese-Cabinet, die merkwürdige Börsen-Deputation, die, so lange es kein Handelsministerium in Oestreich gab, gewissermaßen die Stelle desselben vertrat, sind lauter hauptsächlich durch Deutsche geförderte Stiftungen. Ein ganz ausgezeichnetes Institut ist der, ich glaube, im Jahre 1846 begründete Monte Civico-Commerciale di Trieste, eine Art Sparcasse, die der arbeitenden Classe ihre kleinen Erwerbnisse und Capitalien aufbewahrt, sichert und verzinst. Unter den 80 Räthen und Directoren dieser Anstalt waren beinahe 30 deutsche Namen, und wahrscheinlich ist auch dieses wohlthätige Institut als ein Product der „ampli pensieri“ und der „intelligenza“ der Deutschen zu betrachten. Ebenso wurzeln ganz insbesondere auch diejenigen neuesten Be-

strebungen für Kunst und Wissenschaft, die in Triest zu irgend einem Resultate geführt haben, im Schooße der deutschen Colonie. Von ihnen wurde das naturhistorische Museum, dessen Angelegenheiten leider jetzt etwas in Verfall gekommen zu sein scheinen, sowie auch der Kunstverein, der nicht wenig versprach und leistete, aber 1848 leider sich auflöste, befördert. Unter den Namen der Begründer oder Besitzer typographischer, lithographischer und buchhändlerischer Etablissements in Triest sind die Mehrzahl Deutsche, wie folgendes, von einem Italiener gegebenes Verzeichniß dieser Institute beweist: Buchhandlungen: Favarger, Colombo, Schubart, Börner, Serravallo, Schimpf. — Lithographien: Buttoraz, Kunz, Linassi. — Typographien: Weis, Pagani, Marenigh, Stallecker, Lloyd.

Dieß Alles haben die Deutschen in Triest blos durch sich selbst und durch ihr eigenes Verdienst. Viele Vortheile hat das deutsche Element vermuthlich auch noch in Folge des Umstandes, daß das politische Gebäude, dem Triest angehört, der Hauptsache nach ein deutsches ist, und daß daher auch deutsche Sprache und deutsches Wesen von oben herab aufrecht erhalten werden. — Da die höchsten Beamten in Triest, so wie auch die Officiere der Armee, meistens Deutsche sind, oder doch deutsche Sprache und Sitte angenommen haben, und da sich auch sonst hie und da einige Deutsche aus den höheren Ständen hier niedergelassen haben, so giebt dieß dem deutschen Elemente in der Gesellschaft einen gewissen Glanz, ein gewisses, so scheint es mir, aristokratisches Uebergewicht. Da die deutsche Sprache für die ganze Monarchie die officielle ist, so werden auch hier alle von der Staatsgewalt ausgehenden Gesetze und Verordnungen ebenso in deutscher Sprache, wie in italienischer, publicirt. Auch muß die deutsche Sprache in Triest, wie im ganzen Küstenlande, in den Schulen gelernt werden. Viel=

leicht zeigt sich diese Stellung des deutschen Elements auch darin, daß das deutsche Casino das besuchteste in Triest ist, den größten, geselliger Unterhaltung gewidmeten Saal besitzt, und die glänzendsten Bälle während des Faschings giebt, zu denen selbst die Städte Görz, Udine, Laibach und Klagenfurt ihre Contingente stellen. — In diesem sogenannten „deuschen Casino" sind übrigens alle Classen und Rangstufen der Gesellschaft zugelassen. Es giebt zwar noch ein anderes, sogenanntes „Casino nobile", an welchem Handelscommis, Krämer und kleine Gewerbtreibende nicht betheiligt sind; ich glaube aber, daß auch dieses Casino meistens von Deutschen unterhalten wird.

Der Handel von Triest, wie der Handel jeder Seestadt, hat zwei Hauptrichtungen: eine führt nach dem Meere zu und nach allen Küsten und Punkten, die damit zusammenhängen, und eine nach dem im Rücken der Stadt liegenden Binnenlande. In dem größten Theile aller der mit Triest in Verbindung stehenden Meere herrscht als Handelssprache das Italienische; in dem größten Theile des mit Triest handelnden Festlandes aber das Deutsche. Dieß ist nicht nur in den eigentlich deutschen Ländern und Provinzen der südlichen oder südwestlichen Abtheilung unseres Vaterlandes, mit der Triest in Verbindung steht, der Fall, sondern auch überhaupt mit allen Donau-Ländern, Croatien, Slavonien, Ungarn, der Walachei ꝛc. — Alle diese Länder sind mit einem Netze kaufmännischer Etablissements und Colonien umzogen, die entweder direct von Deutschen herrühren, oder doch sich der deutschen Sprache bedienen. Man kann gewissermaßen sagen, daß, was Handelssprache betrifft, das Italienische der eine Arm von Triest ist, das Deutsche aber der andere. Fast die ganze eine Hälfte der Geschäfte der Stadt macht sich durch Vermittelung der deutschen Sprache und auch, was ungefähr auf Eins her-

auskommt, des national-deutschen Unternehmungsgeistes. Fast alle anderen Völker schließen sich entweder der einen, oder der anderen Richtung an. Selbst viele bosnische, herzegowinische und serbische Kaufleute lernen ihrer Geschäfte wegen die deutsche Sprache. In der Regel läßt sich in Triest kein Handeltreibender ohne Kenntniß beider Sprachen, der italienischen und der deutschen, nieder, und auch von den jungen Handelsgehülfen in Triest wird fast durchweg Kenntniß und Uebung der letzteren verlangt. Es ist sehr Schade, daß die Italiener im Ganzen fremde Sprachen schwer und namentlich die deutsche ungern lernen. Die Deutschen, die sich viel schneller die Kenntniß des Italienischen erwerben, haben schon dadurch ein großes Uebergewicht über sie. Man könnte beinahe den Deutschen rathen, mit ihrer Sprache möglichst geheimnißvoll zu thun, etwa so, wie die Phönicier mit der Richtung ihrer Handelswege, um dem Italiener die Erlangung der Kenntniß dieser Sprache, die für jeden Triestiner Kaufmann ein wahrer Schatz, eine Art Wünschelruthe ist, recht zu erschweren. Aber sie sind großmüthig, sie thun dieß nicht. Vielmehr wird das Deutsche in allen Schulen gelehrt und, so zu sagen, ausgeboten. Ja, die Italiener werden sogar zu ihrem eignen Vortheile zum Lernen des Deutschen gewissermaßen gezwungen. In den meisten Schulen Triests und überhaupt des Küstenlandes wird das Deutsche gelehrt, und muß es gelernt werden. Früher, bis zum Jahre 1773, waren alle Schulen Triests in den Händen der Jesuiten, und wurden entweder in italienischer oder lateinischer Sprache geführt. Als die Schulen dieses Ordens 1773 aufgehoben wurden, begannen die deutschen Schulen. Im Jahre 1775 wurde die erste deutsche Normalschule in Triest begründet. Diese verschwand zwar unter dem französischen Gouvernement, wurde aber seit 1814 in einem großartigeren Style wieder erneuert, und

neben ihr bestehen noch eine mathematische und eine nautische Schule, auf denen ebenfalls nicht nur das Deutsche gelehrt wird, sondern auch manche Unterrichtsgegenstände in deutscher Sprache vorgetragen werden. Das Jahr 1848, in welchem die Gleichberechtigung aller Nationalitäten proclamirt wurde, hat auch in den Triestiner Schulen die Sprachen wieder etwas anders gestellt. Früher wurde in den Hauptschulen fast Alles in deutscher Sprache vorgetragen. Jetzt theilen sich die beiden Sprachen in die verschiedenen Gegenstände des Unterrichts, und zwar ist diese Theilung sehr merkwürdig. Man hat von gewissen Gegenständen angenommen, daß sie sich besser in der deutschen Sprache behandeln, von anderen aber, daß sie sich besser durch die italienische Sprache erklären ließen. Geschichte und Naturwissenschaften z. B. trägt man in deutscher Sprache vor. Das Lateinische aber erklärt man aus dem Italienischen und mit Hülfe desselben, ebenso das Französische. Auch die mathematischen und nautischen Wissenschaften werden in italienischer Sprache vorgetragen. — Man hat neuerdings auch auf andern östreichischen Schulen und in andern Provinzen des Kaiserreichs dasselbe System angewandt, und that dieß zum Theil schon seit längerer Zeit. Es wurde mir gesagt, daß auf diese Weise nicht weniger, als 40 verschiedene Sprach-Combinationen, in Oestreich herausgekommen seien.

Ich schließe endlich wieder, womit ich angefangen habe, mit einer Betrachtung der italienischen Bevölkerung von Triest. Weil man sie als die eigentliche heimische Abtheilung der Bevölkerung der Stadt ansieht, gebraucht man von ihr nicht den Ausdruck Colonie, obwol man ohne Zweifel nicht nur von einer italienischen Colonie, sondern von einer ganzen Menge italienischer Colonien ebenso gut zu sprechen berechtigt wäre, wie von einer schweize-

rischen, englischen, griechischen u. s. w. Colonie. Der eigentliche italienische Stamm des alten Triest war von Haus aus ein sehr kleiner. Es waren, wie gesagt, etwa 5000 Seelen. Jetzt aber schlägt man die ganze italienische Bevölkerung Triests auf 45,000 Seelen an. Der Ueberschuß von 40,000 neuen Italienern ist hier in Zeit von 100 Jahren schnell zusammengekommen, nicht sowol von innen heraus durch plötzliche Fruchtbarwerdung des alten Stammes, als vielmehr von außen her durch Aufspfropfung vieler anderer italienischer Pfropfreißer.

Ich habe nie von einem Versuche gehört, jene Zahl von 40,000 Italienern in ihre ethnographischen Elemente zu zerlegen, und vermuthlich sind auch die Daten zu einer genauen statistischen Schätzung dieser Elemente gar nicht vorhanden. Um sich aber eine allgemeine Vorstellung von der Zusammensetzung dieser italienischen Colonien zu machen und die Orte aufzufinden, aus denen sie zusammengekommen sind, genügt wahrscheinlich ein Blick auf die italienischen Nachbarstädte und auf die mit Triest in intimster Verbindung stehenden italienischen Handelsplätze. Im Ganzen kann man wol annehmen, daß immer ein Verkehr mit einem Lande auch eine Colonie von Leuten aus diesem Lande in der Stadt hervorruft, und zwar eine im Verhältniß zu dem Handelsverkehre selbst bedeutendere oder unbedeutendere Colonie. Ist nicht geradezu eine Colonie der Erfolg, so wird doch wenigstens eine Zuneigung zu der Sitte jenes Landes sich kund geben; es wird eine Partei oder Coterie für dasselbe geschaffen. In Bremen z. B. ist der Handel mit Amerika sehr blühend. Bremen betreibt nun diesen Handel meistens dadurch, daß Bremer selbst nach Amerika gehen, und sich in seinen verschiedenen Häfen etabliren, nicht aber dadurch, daß Amerikaner sich in Bremen niederlassen. Nichtsdestoweniger wird aber doch in Bremen durch jenen Handel, wo

nicht geradezu eine amerikanische Colonie, doch ein amerikanisches Interesse, eine amerikanische Partei mit amerikanischen Sympathien erzeugt. Die in Amerika reich gewordenen Bremer kehren dann nach ihrer Vaterstadt zurück, und bringen viele amerikanische Gewohnheiten, zuweilen auch amerikanische Frauen und Erzieherinnen ihrer Kinder, mit. So entstehen in Bremen nordamerikanische, mexicanische, brasilianische u. s. w. Coterien unter der Kaufmannschaft.

Wendet man dieß auf Triest an, so wird es wahrscheinlich, daß die dortige italienische Bevölkerungs-Hauptmasse vor allen Dingen zunächst aus den benachbarten, kleinen istrischen und venetianischen Küstenstädten, mit denen Triest in so innigen Handelsbeziehungen steht, aus Rovigno, Parenzo, Grado, Aquileja und Chioggia, hervorging. Aus Venedig selbst hat Triest namentlich bis auf die neuesten Zeiten herab nicht unbedeutende Bevölkerungszufuhr erhalten. Viele venetianische Handels-Etablissements und Familien haben sich von Venedig nach Triest hinüber verlegt, so wie umgekehrt in alten Zeiten nach Dem, was ich oben sagte, Triest auch zur Bevölkerung des alten Venedig das Seine beigetragen hat. — Ebenso sind aus Friaul, aus Görz, Udine, selbst aus Verona und andern Städten dieser Gegend, mit denen Triest in so intimer Verbindung und so großer Nachbarschaft steht, ohne Zweifel viele Elemente nach Triest gekommen. In der Hauptsache kann man daher die großen italienischen Colonien in Triest als ein ethnographisches Conglomerat aus istrischen, venetianischen, friulanischen und veronensischen Elementen zusammengeflossen betrachten. Man kann sagen, daß es im Grunde genommen auf ähnliche Weise, nur unter anderen Verhältnissen entstand, und aus denselben Quellen, nur mit Variationen, zusammenfloß, wie ehemals die Bevölkerung von Venedig, Aquileja und den anderen Städten, die in diesen Gegen-

den zu verschiedenen Zeiten der Handel mit Leben und Menschen erfüllte. — Was die entfernteren italienischen Punkte betrifft, so stellen sich nach den Handelslisten insbesondere Sardinien, Neapel und die päpstlichen Staaten als mit Triest im lebhaftesten Verkehre stehend heraus, und namentlich sind hier die Städte Genua (in Piemont), Ancona (im Kirchenstaate), Bari (im Neapolitanischen) als solche, aus denen Triest von jeher nicht nur viele Schiffs- und Güterladungen, sondern vermuthlich auch einen bedeutenden Zuschuß seiner Bevölkerung empfangen hat, ins Auge zu fassen.

Unter den 251 großen Handelsfirmen von 1849 sind 90 italienische Namen, und hieraus geht hervor, daß das italienische Element im Großhandel zwar das am zahlreichsten vertretene ist, jedoch nicht in demselben Maße darin prävalirt, wie in der ganzen übrigen Bevölkerungsmasse von Triest. Während nämlich dem Gesagten nach in der großen Kaufmannschaft unter 251 Firmen nur 90, d. h. nicht ganz 3/8 italienische, und 160, d. h. etwas mehr, als 5/8 deutsche, griechische, slavische u. s. w. sind, so sind umgekehrt unter den 80,000 Einwohnern Triests 45,000, d. h. beinahe 5/8 Italiener, und nur 35,000, also etwa 3/8 Deutsche, Griechen, Slaven u. s. w. — Wären die Italiener in eben dem Grade bei dem Großhandel beschäftigt, wie die Fremden, so müßten sie unter jenen Firmen statt 90 — wenigstens 155 besitzen. — Die Hauptmasse der italienischen Bevölkerung Triests sind kleine Bürger, Kleinhändler, Küstenfahrer, Krämer, Fischer, Schiffer, Wirthe u. s. w.

Da übrigens die Italiener der Zahl nach nicht nur jeder einzelnen Classe fremder Colonisten, sondern auch der ganzen Masse derselben weit überlegen sind, so ist es demnach natürlich, daß am Ende ganz Triest in der italienischen Sprache und Sitte, so zu sagen, aufgeht, und daß fast alle Fremden

in den italienischen Elementen, als den eigentlich hier einheimischen und vorherrschenden, gleichsam schwimmen.

Die italienische Sprache ist demnach die allgemeine Conversationssprache, die Jeder verstehen muß und auch versteht. Sie ist die Sprache an der Börse, und selbst die meistens von Deutschen begründeten Institute der Börsen-Deputation und des Lloyd haben diese Sprache als ihre officielle Sprache angenommen, und sie in den meisten Zweigen ihrer weitläufigen Etablissements und Correspondenzen eingeführt. — Sie ist insbesondere die Sprache des Triestiner Seehandels, so daß sich ihrer auch alle Deutschen bedienen, sobald ihre Correspondenzen eine oceanische Richtung nehmen. Alle auf den Handel bezügliche Nachrichten, Avise und Bekanntmachungen werden meistens nur in italienischer Sprache publicirt, weil ihr allgemeines Verständniß vorausgesetzt wird. Das Italienische ist ferner die Sprache der Triestiner Commune, die ganz aus dem uralten römisch-italienischen Municipium erwachsen ist. Alle Communal-Berathungen, obwol auch Deutsche, Griechen, Slaven und überhaupt alle Fremden in den Rath der Stadt gewählt werden können, werden in italienischer Sprache geführt, so wie auch alle Rathsbeschlüsse und Magistrats-Verordnungen blos in italienischer Sprache bekannt gemacht werden.

Ebenso hat der oberste politische Chef der Stadt einen italienischen Titel. Er heißt „Podestà", und diesen italienischen Titel giebt ihm selbst die Regierung in ihren in deutscher Sprache erlassenen Verfügungen. Ich lese z. B. in einer solchen Verfügung: „Dem Podestà der Stadt sind alle Beamten der Gemeinde untergeordnet." — Auch die Sprache des Theaters ist italienisch. Es giebt 4 Theater in Triest, und sie sind alle italienisch, obwol sich die Italiener, außer in den Opern und im Ballet, in keinem Genre der dramatischen Kunst sehr hervorthun. Nur selten kommt

einmal eine deutsche Truppe hierher. — Wie die Theater, so sind überhaupt alle öffentlichen Vergnügungen und Vergnügungs-Orte nach italienischem Schnitt, die Casinos, die Cafés, die Carnevals, die Corsos ꝛc. — Im Allgemeinen kann man wol sagen, daß durch das von Oestreich veranlaßte Inslebentreten dieser großen Handelsstadt das italienische Sprachgebiet mehr, als irgend ein anderes, namentlich auch mehr, als das deutsche, an Zuwachs und Ausdehnung gewonnen hat. Das Italienische, wie gesagt, grassirt hier überall bei den Fremden. Die Slaven der Umgegend nehmen es viel schneller an, als irgend eine andere Sprache, und vermuthlich wird von Triest aus jetzt auch in Krain, Steiermark, Croatien ꝛc. die Kenntniß des Italienischen mehr, als ehemals, wo diese Länder von einer italienischen Hauptstadt viel entfernter waren, befördert und aufrecht erhalten. In Laibach, Grätz, Carlstadt ꝛc. haben sich von Triest aus italienische Kaufleute niedergelassen. Nach Allem, was ich auf verschiedenen Reisen in den dem nördlichen Italien benachbarten Ländern selbst beobachtet oder von Andern gehört habe, ist es überhaupt eine durchgehende Erscheinung, daß das Italienische hier überall (auch in Tyrol, in den Sette Communi) das Deutsche überflügelt, trotz der neuen deutschen Colonien, die sich in Verona, Triest ꝛc. mitten ins Italienische hineingeschoben haben, trotz der deutschen Schulen im Küstenlande und in Tyrol, und trotzdem, daß die Italiener gewissermaßen nicht der herrschenden Nation und Sprache angehören.

Da ich keine genauen statistischen Data über die ethnographischen Bestandtheile der Bevölkerung von Triest habe bekommen können, so will ich hier, um doch wenigstens etwas Uebersichtliches zu geben, jene 251 Triester Handels-

firmen von 1849 nach ihren Nationalitäten zusammenstellen, und nach der Stärke jeder Nationalität ordnen.

Es waren darunter (nach meiner Zählung und Schätzung):

Italiener:	circa	90,
Griechen:	„	66,
Deutsche:	„	44,
Slaven:	„	18,
Engländer:	„	13,
Franzosen:	„	10,
Andere:	„	10.

Ich habe in dem Vorigen so viel von der Verschiedenheit der in Triest angesiedelten Nationen gesprochen, von ihren Eigenthümlichkeiten und von ihren separirten Bestrebungen, sowie von ihren gegenseitigen Eifersüchteleien und Antipathien. Alle diese Dinge sind nun allerdings vorhanden; aber man muß sich darnach nicht zu grobe Begriffe von der Sonderung der Nationalitäten machen. Wenn man es sich zum Zweck setzt, gerade die Verschiedenheit der Dinge zu zeigen, so sieht man am Ende lauter grell contrastirende Farben. Um nun diesen Eindruck wieder etwas zu mildern, ist es billig, zu sagen, daß, wie ich glaube, die verschiedenen Nationalitäten im Allgemeinen in sehr guter Eintracht leben, und daß sie im Ganzen es wol erkennen, wie sie alle bei der Blüthe Triests als eines östreichischen Emporiums interessirt sind. Das einige Oestreich hat sich in dem freien Triest ein tüchtiges Band zum Zusammenhalten seiner verschiedenen Völker geschaffen. Es hat sich dieß auch im Jahre 1848 recht bewährt, wo unter allen großen, vorherrschend von Italienern bevölkerten Städten Triest eigentlich die einzige war, die nicht feindselig gegen Oestreich auftrat, sondern sich von italienischen Verführungen entfernt hielt.

Als ich in Triest war, sollte eben ein großes, neues, politisch-commercielles Blatt, und zwar in deutscher Sprache,

gegründet werden. Unter den Firmen, die sich dabei mit Beiträgen von 100 bis 150 Gulden unterzeichnet hatten, waren 31 Deutsche, 11 Italiener, 8 Griechen, 3 Schweizer, 2 Slaven, 1 Franzose und 1 Armenier. Dieses Factum beweist hinlänglich, daß es bei jeder Nationalität dieser Stadt intelligente Menschen giebt, die genug Gemeinsinn haben, um ein nützliches Unternehmen zu fördern; die auch wol einsehen, wie wichtig für ganz Triest ein gutes, in deutscher Sprache geschriebenes Blatt besagter Art sein muß, und die es dabei verschmerzen oder übersehen können, daß nicht gerade ihre Sprache diejenige ist, in welcher die Zwecke eines solchen Institutes am besten erreicht werden können.

3. Die Triester Börsen-Deputation und der Lloyd.

Jene grandiose orientalische Compagnie, die zur Zeit Karls VI. gestiftet wurde, und die den Handel von Triest, Livorno und Ostende, welche beiden letzteren Häfen damals auch noch unter östreichischem Scepter standen, bis an die äußersten Enden der bekannten Welt ausdehnen sollte, platzte bald, wie eine große Seifenblase. — Nicht anders ging es der großen „östreichischen Compagnie für beide Indien", die unter Joseph II. zur Beförderung eines die ganze Welt umspannenden Handels auftauchte, und die auch 7 Schiffe auf einmal nach Indien auslaufen ließ, aber ihre Colonien in den Tropen und am Ende auch sich selbst aufgeben mußte.

Es sind, glaube ich, noch einige ähnliche Unternehmungen zur Poussirung des Handels in Triest aufgetaucht, aber vom Schauplatze wieder abgetreten. Unter denjenigen commerciellen Institutionen und mit vereinten Kräften für

Handelszwecke wirkenden Associationen, die sich bewährt haben und noch fort bestehen, sind keine wichtiger, als erstlich die sogenannte Börsen-Deputation und zweitens der Lloyd.

Die Einrichtung der sogenannten Börsen-Deputation stammt noch aus dem vorigen Jahrhunderte. Im Jahre 1794 nämlich wurden in Folge einer Regierungs-Verfügung alle Triestiner Großhändler („Negozianti all' ingrosso") in eine Körperschaft, oder vielmehr zu einem Vereine („unione in corpo unito") verbunden, der den Namen „la Borsa mercantile di Trieste" bekam. Dieß geschah, wie es in der darüber ergangenen Instruction („Istruzione") des Gouverneurs heißt, erstlich, damit auf diese Weise die Kaufleute die von der Obrigkeit erlassenen Befehle und Avisos in corpore empfingen; zweitens, um der Regierung alle die Auskünfte über den Handel geben zu können, die sie etwa verlangen würde; drittens, um bei der Regierung auch alle die Petitionen und Remonstrationen anzubringen, welche man etwa für die Beförderung des Handels vortheilhaft oder nöthig halten möchte, und endlich viertens, um alle diejenigen legalen Acte und Papiere zu vollziehen und auszustellen, deren sehr sorgfältige und oft sehr rasche Execution (esecuzione) das öffentliche und Privat-Wohl des Handels verlangen dürfte.

Um dieß Alles ins Werk zu richten, sollte vorerst ein Börsenhaus gebaut werden, was indeß erst im Jahre 1802 geschah. In diesem Hause sollte sich nicht nur die ganze Kaufmannschaft zur Abmachung ihrer Handelsgeschäfte versammeln, sondern es sollten hier gewisse Beamte der Börse auch immer in für Jeden geöffneten Sälen gegenwärtig sein, um in allen vorkommenden Fällen Auskunft oder Hülfe zu gewähren.

In den allgemeinen Versammlungen der gesammten Börsenmitglieder, d. h. also aller großen Kaufleute, sollte

Jeder vorschlagen können, was er für den Handel zweckmäßig hielte, und würde dieser Vorschlag von der Mehrzahl der Kaufleute angenommen, so sollte daraus eine Petition oder Remonstration an die Regierung formulirt werden.

Die Direction der gesammten Börsengeschäfte wurde 6 Deputirten der Börse (der sogenannten „Börsen-Deputation") anvertraut, die aus jeder Nation und Religion durch Ballottement genommen werden konnten. — Diese Deputirten der Börse, die ziemlich ausgedehnte Gewalt bekamen, sollten den Handel von Triest und seine Bewegungen gleichsam beständig überwachen, um seine Mängel und Bedürfnisse besser erkennen zu können. Auch sollten sie der Regierung in minder wichtigen und pressanten Angelegenheiten selbst Vorstellungen machen können. Nur, wenn es sich darum handelte, das ganze System des Handels umzugestalten, oder in der Börsen-Verfassung selbst eine wesentliche Veränderung zu treffen, sollte darüber eine allgemeine Versammlung der Kaufleute zusammenberufen werden.

Aus diesen Anordnungen ist nun ein höchst merkwürdiges und für den Triestiner Handel ungemein wichtiges Institut hervorgegangen, das für Triest von unschätzbarem Werthe und für jeden Freund der Geographie und National-Oekonomie im höchsten Grade interessant sein muß, da durch diese Anstalt die schätzbarsten Nachrichten über das ganze Handelsleben von Triest aufgehäuft und fortwährend angesammelt werden. Die Börsen-Deputation von Triest hat sich innerhalb der Zeit ihres Bestehens etwa in 50 Jahren ein solches Ansehen erworben, daß sie nicht nur für Triest, sondern auch für das ganze Kaiserthum von Einfluß geworden ist. Man fragte die in ihr vereinigten Herren von Wien aus auch in allgemeinen Handels-Angelegenheiten der Monarchie um Rath, und so lange Oestreich kein eigenes Han-

dels-Ministerium besaß, d. h. bis zum Jahre 1848, stellte diese Börsen-Deputation gewissermaßen das östreichische Handels-Ministerium vor.

Ich will es versuchen, in aller Kürze ein Bild von der Wirksamkeit dieses Instituts zu entwerfen.

Zuerst bildet jene Börsen-Behörde eine Art Handelsgericht. Wechsel-Proteste und andere protestirende Acte werden bei ihr angenommen und einregistrirt; deßgleichen Uebertragungen von Procuras und andere Legalisationen, Compromisse, Auctionen, Transactionen zwischen Schuldnern und Gläubigern u. s. w. — Alsdann werden bei ihr die neuen Etablissements verzeichnet und Matrikeln darüber geführt. In vielen bei diesen Angelegenheiten vorkommenden Fällen hat die Börsen-Deputation ein gewisses richterliches Ansehen.

In mancher Beziehung kann man die Börsen-Deputation eine Art Handelspolizei nennen. Namentlich hat sie die Oberaufsicht über das Institut der Mäkler. Wer Mäkler werden will, muß sich bei der Börsen-Deputation melden; sie hat zunächst darüber zu entscheiden, ob das Individuum zu dem Mäkleramte die nöthigen Qualitäten besitzt, und erst dann kann dasselbe der Consulta der Kaufleute als wählbar vorgestellt werden. Die Mäkler heißen daher in Triest auch „i sensali della Borsa" (Börsen-Mäkler). Sie bilden ein Corps, an dessen Spitze eine Commission, „Commissione dei giurati e patentati Sensali di Borsa" (Commission der geschworenen und patentirten Sensale der Börse) steht. Diese Commission publicirt die täglichen Preis-Courante der Waaren und die monatlichen sogenannten Situationen (Situazione). In diesen gedruckten und Jedem zugänglichen Situationen wird das am Ersten des Monats am Platz vorhandene Quantum jeder Waare, sowie das im Laufe des Monats

aus- und eingeführte Quantum derselben, angegeben, auf daß man sich daraus über die Lage des ganzen Platzes und jeder Waare unterrichten könne. So wie das Mäkler-Collegium selbst, so stehen auch diese Publicationen desselben unter Oberleitung der Börsen-Deputation.

Alle die Hafenpolizei, die Hafenbauten, die Handels-Schifffahrt und die Industrie angehenden Tarife, sowie endlich auch die nautischen und commerciellen Schulen, stehen gleichfalls unter ihrer Oberleitung.

Insbesondere ist der Börsen-Deputation die zweckmäßige Beleuchtung der Seewege des adriatischen Meeres an der Küste von Triest, Istrien und Dalmatien anvertraut, und die meisten der hier bestehenden Leuchtthürme wurden auf ihre Anordnung gebaut. — Und eben so unterstehen ihr die Art und Weise der Verladung der Waaren via terra, der Frachtverkehr und die Anordnungen, die man zu seiner Regelung und Erleichterung treffen könnte.

Auf Anregung der Börsen-Deputation sind auch schon manche andere, das Wohl der Stadt fördernde Institutionen ins Leben gerufen worden, die dann unter ihre Aufsicht gestellt wurden. So z. B. der schon erwähnte Monte civico commerciale, ein Institut zu doppeltem Zwecke, erstlich, um Wechsel zu discontiren, und zweitens, um in einer Sparcasse den arbeitenden Classen Gelegenheit zur Ansammlung kleiner Capitalien zu geben.

Das interessanteste Geschäft der Börsen-Deputation betrifft aber die Ueberwachung des Handels von Triest und überhaupt von allen östreichischen Seeplätzen. In dieser Beziehung ist sie das oberste statistische Bureau des Handels. Es werden ihr zu diesem Zwecke von der Regierung die Consular-Berichte aller östreichischen Handels-Agenten im Auslande zugesandt, die von allen Theilen der Welt in reichlicher Menge zuerst in Wien einlaufen, und

dann nach Triest zur Börsen-Deputation wandern. Auf dem Bureau oder in dem Archive der Börsen-Deputation sah ich die größten Vorräthe der wichtigsten derartigen Berichte. Ueber die Handelsbewegung in den verschiedenen östreichischen Häfen selbst darf die Börsen-Deputation Berichte von den verschiedenen Hafen- und Markt-Behörden einfordern. Das ganze hier zusammenfließende, kolossale, statistische Material wird von der Börsen-Deputation verarbeitet und in Auszügen publicirt. Schon seit dem Jahre 1838 hat die Börsen-Deputation von Zeit zu Zeit kleine Werke veröffentlicht, die ein sehr detaillirtes Bild des Seehandels und der Schifffahrt Oestreichs geben, und deren zahlreiche Daten so zuverlässig und genau sind, wie wir sie wol nur über die Handelsbewegungen weniger großen Marktplätze und Länder der Welt besitzen.

Selbst ausländische Staaten und Kaufmannschaften des mittelländischen Meeres müssen vielfache Kunde und Aufklärung über die Statistik ihres eigenen Handels aus diesem Material der Börsen-Deputation Triests schöpfen. Endlich tritt, wie ich schon andeutete, die Börsen-Deputation in Handelsangelegenheiten auch als legislative, oder wenigstens als eine in legislativen Angelegenheiten berathende Gewalt auf. Bei den von Oestreich abzuschließenden Handels- und Schifffahrts-Tractaten — bei der Ermächtigung von Consulaten und Anstellung von Consuln im Auslande — wird sie von der Regierung um ihre Meinung befragt und giebt ihre Gutachten (Pareres) ab, die eben so wenig unberücksichtigt bleiben, wie ihre Proposiziones.

Es fragt sich, ich wiederhole es, ob es überhaupt noch in andern Seestädten Börsen-Deputationen giebt, denen man so Vieles anvertraut, die einen solchen Einfluß ausüben, und die sich durch ihre großartige Wirksamkeit ein so bedeutendes Ansehen erworben und Anderen so viel Gutes gestif-

tet haben. Ich muß aber hinzusetzen, daß ich zwar in dem Obigen immer im Präsens gesprochen habe, daß ich aber vermuthlich oft hätte im Perfect reden sollen, weil höchst wahrscheinlich nach Errichtung des Handels Ministeriums in Wien und der sogenannten Central-Behörde in Triest die Börsen-Deputation nicht mehr ihre alte Bedeutung im ganzen Umfange behalten wird, sondern vielmehr manche Zweige ihrer Wirksamkeit an die bezeichneten Aemter und Behörden übergehen werden, oder schon übergegangen sind.

Besser bekannt, als die Triestiner Börsen-Deputation, ist das zweite der von mir genannten Handels-Institute, ich meine, der östreichische Lloyd. Alle Welt weiß, oder wenigstens ist es hundertmal geschrieben und gedruckt worden, daß dieser berühmte Lloyd im Jahre 1833 dadurch seinen Anfang nahm, daß die Mitglieder mehrerer in Triest schon existirender Assecuranz-Gesellschaften zusammentraten, zu einer einzigen Gesellschaft sich vereinten, und zu gleicher Zeit beschlossen, ein Institut nach dem Modell des bekannten, in England existirenden Lloyd zu bilden.

In dem sogenannten Tergesteum, einem großartigen, dem Handelsstande gewidmeten Gebäude in der Mitte der Stadt, etablirte man ein Lesecabinet, in welchem eine Reihe von Journalen und auch ein Theil der an die Gesellschaft gerichteten Handelsbriefe öffentlich zu Jedermanns Einsicht ausgelegt wurden.

Wo einmal Kräfte associirt sind und der Impuls zum Handeln gegeben ist, da geht die Thätigkeit bald weiter. Da die Association des Lloyd von vornherein beschlossen hatte, nicht blos durch Verbreitung von Handelsnachrichten, sondern überhaupt auf alle mögliche Weise den Handel von Triest zu fördern, und allen commerciellen Unternehmungen dieses Platzes als Mittelpunkt zu dienen: so war es sehr natürlich, daß sie sich nun insbesondere und zunächst dem

Bestreben hingab, diejenige Reform der Schifffahrt, die gerade mit der Zeit der Gründung und des Aufblühens des Lloyd zusammenfiel, die Dampfschifffahrt nämlich, in den Gewässern und auf den Handelswegen Triests einzuführen und zu benutzen.

Die Directoren des Lloyd brachten zu diesem Zweck eine Actien-Gesellschaft zusammen, die im Jahre 1836 mit einem Capitale von einer Million Gulden Dampfschiffe zu bauen begann, die Zahl derselben und die Größe ihres Capitals immer vermehrte, und endlich regelmäßige Dampfschifffahrten nach allen Gewässern der östlichen Hälfte des mittelländischen Meeres einrichtete.

Mit der Begründung dieser Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Lloyd begann die Abtheilung des ganzen Instituts in sogenannte „Sectionen," zunächst in eine erste und zweite Section. Jede derselben bekam ihren besondern Geschäftskreis angewiesen, jede ihre besondern Statuten und Directoren. Der ersten Section wurde hauptsächlich die Assecuranzthätigkeit, und der zweiten die Besorgung der Dampfschifffahrt zugetheilt.

Die den Handel von Triest interessirenden Nachrichten und Kenntnisse auf alle mögliche Weise zusammenzubringen und zu verbreiten, blieb anfangs noch der ersten Section überlassen. Man begnügte sich nicht blos damit, fremde Journale in dem gestifteten Lesesaale auszulegen; vielmehr gründete der Lloyd selber Journale, die er von geschickten Männern redigiren ließ, und unter diesen eines, das ziemlich lange bestanden und sich einen Namen in der Welt erworben hat. Für seine Journale und sonstigen Druckangelegenheiten etablirte der Lloyd seine eigenen Druckereien. Ferner stellte er in allen orientalischen Hafenplätzen, die Triest angingen, Agenten an, welche gleichsam als seine Privatbeamten ihre fortlaufenden Berichte über Handelsan-

gelegenheiten einsenden sollten, wie die diplomatischen und consularischen Regierungsbeamten der Regierung dergleichen zuschicken. — Da jedoch im Laufe der Jahre diese Correspondenz immer bedeutender und weitläufiger wurde; da die literarische Thätigkeit des Lloyd sich mehr und mehr ausdehnte, und da man am Ende auch zu artistischen Unternehmungen überging: so wurde im Jahre 1850 beschlossen, für alle diese letzteren Thätigkeitsbranchen eine besondere Section, die sogenannte „dritte Section", zu errichten. — Hierdurch und durch einige andere Veränderungen bekam der Lloyd eine neue Organisation, die sich nun nach den darüber emanirten Erlassen der Gesellschaft in folgender Weise darstellt.

Dieser neuen, „durch die veränderten Umstände" nöthig gewordenen Verfassung des Lloyd (von 1850) zufolge bleibt es der Zweck der Gesellschaft, in Triest, als dem wichtigsten Seeplatze Oestreichs, allen Unternehmungen als Mittelpunkt zu dienen, welche direct oder indirect auf die Entwickelung des Handels, der Schifffahrt und des Gewerbfleißes einwirken können. — Die Anstalt — „lo stabilimento" heißt der Lloyd immer im Italienischen — zerfällt nun in drei Sectionen oder Abtheilungen: die erste Abtheilung oder die vereinigten Assecuranz-Kammern, — die zweite Abtheilung oder die Dampfschifffahrtsgesellschaft, — die dritte Abtheilung oder die literarisch-artistischen Anstalten. — Jede dieser Abtheilungen erwählt zwei Delegirte, und die sechs Delegirten zusammen bilden die sogenannte „Central-Delegation des östreichischen Lloyd", oder die Direction.

Von der ersten Abtheilung, den „vereinigten Versicherungs-Kammern", ist am wenigsten zu sagen, besonders seitdem sie das Geschäft der interessanten Correspondenz mit den Agenten im Auslande an die dritte Section abgegeben hat. Ihr Zweck ist, die Versicherungs-Prämien zu bestimmen, oder

„in Fällen von Seegefahren oder Verlusten die Hülfsleistung und Rettung zu leisten".

Viel interessanter ist die zweite Abtheilung des Lloyd, die Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Der Zweck dieser Abtheilung ist, eine Dampfschiff-Verbindung mit allen in- und ausländischen Häfen des adriatischen, mittelländischen und schwarzen Meeres aufrecht zu erhalten, und die Zweige dieser Verbindung immer mehr auszubilden und zu erweitern.

Das Vermögen dieser Gesellschaft, das sich bei ihrer Gründung 1836 auf eine Million Gulden belief, stieg 1838 auf 1,500,000, 1839 auf 2 Millionen, 1845 auf 3 Millionen, und steht auf dieser Capitalsumme, die jedoch abermals vermehrt werden soll, einstweilen noch jetzt.

Im Jahre 1807 besaß die Gesellschaft 7 Dampfschiffe, 1838 schon 10, 1845 hatte sie 20, 1850 31, jetzt aber 34 dienstthuende und außerdem noch 6 in England bestellte und im Bau begriffene Schraubendampfer.

Die verschiedenen, von jenen Dampfschiffen befahrenen Linien sind allmählig eine nach der anderen herangewachsen. Den Stamm des Baumes bildet die Fahrt nach Constantinopel, und von da aus ging man bald ins schwarze Meer über mit Auszweigungen auf der einen Seite nach Trapezunt, auf der andern zur Donau-Mündung. Weiterhin setzten sich die Nebenlinien nach Smyrna, Thessalonich, Athen und Syra an, so wie eine besondere Linie für Aegypten und Syrien entstand. Nachdem man das Entferntere besorgt, erbarmte man sich auch der Nachbarschaft, und so sproßten dann aus dem Hafen von Triest auch die istrischen, venetianischen und dalmatischen Linien hervor.

Auf diesen verschiedenen Linien hat der Lloyd im Jahre 1836 87 Reisen gemacht, im Jahre 1848 aber 727. 1836 beförderte er in allen den angezeigten Richtungen 7,900 Rei-

sende und 35,000 Briefe, 1848 aber 118,000 Reisende und 289,000 Briefe. — Im Jahre 1836 beförderte er in baarem Gelde circa 4 Millionen Gulden, 1848 aber 30 Millionen; an Waaren 9,000 Centner im Jahre 1836, 267,000 Centner aber 1848.

Den Werth aller baaren Gelder und Waaren, die der Lloyd innerhalb der zwölf Jahre von 1836 bis 1848 im Oriente von einem Orte zum andern transportirte, hat man auf 660 Millionen Gulden berechnet, wobei alle die Geschäfte nicht angeschlagen sind, welche durch die bedeutende Anzahl von Briefen und Wechsel-Operationen und durch die Reisenden persönlich eingeleitet und besorgt wurden.

Im Jahre 1849 stieg die Thätigkeit des Lloyd wieder um ein Bedeutendes. Die Anzahl der von seinen Dampfschiffen durchlaufenen Distancen betrug 428,000 Seemeilen, d. h. ungefähr so viel, wie 20 Weltumsegelungen. Die Anzahl der Reisenden vermehrte sich um 24,000, die der Briefe um 52,000, die der baaren Gelder ferner um 6 Millionen, und endlich die der Waaren um 77,000 Centner.

Wenn man die einzelnen Hafenplätze, bei deren Personen- und Frachtverkehre der Lloyd betheiligt ist, vergleicht, so stellt sich heraus, daß Constantinopel bei Weitem der wichtigste Platz ist; denn dahin geht die Mehrzahl der Reisenden, so wie auch der Briefe und Transporte. — Nach Constantinopel kommen im zweiten Range die Plätze Athen, Syra, Smyrna und die Donau-Mündungen.

Es giebt daher in der Welt wenige Associationen, deren wohlthätige Wirksamkeit mit der des Lloyd verglichen werden könnte. Ohne Zweifel spielt er in der neueren Geschichte der Cultur und der Wiedererweckung des Orients eine sehr hervorragende Rolle. — Das Haupt-Etablissement dieser Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Lloyd ist außer seiner Schiffs-

werfte sein Arsenal. Der Lloyd hat in Triest bei der Ausrüstung seiner rasch wachsenden Flotte mit manchen eigenthümlichen Hindernissen zu kämpfen gehabt. Bei einer Stadt, deren Bevölkerung langsam zunimmt, und wo nicht gerade eine Beschäftigung von vornherein so sehr prädominirt, mögen sich alle Künste und Gewerbe gleichmäßiger entfalten und sich mehr ins Gleichgewicht setzen. Bei Triest aber, wo der Handel allein so schnell eine große Stadt ins Leben rief und eine bedeutende Bevölkerung versammelte, die gar mancherlei Bedürfnisse hatte, mögen in dem bunten socialen Gebäude manche Lücken bleiben, die sich erst allmählig füllen. Die Künste und Handwerke lassen sich nicht plötzlich an einen neuen Ort versetzen; sie bilden sich nur allmählig eine Classe von Schülern und Jüngern heran, und fixiren oder vervollkommnen sich nur langsam. Dieß war namentlich in Triest der Fall. Seine Kaufleute und Schiffer strömten von allen Seiten herbei. Seine Künstler und Handwerker aber kamen anfangs blos aus Italien, namentlich aus Venedig, wo zwar einige Gewerbe (z. B. die Goldschmiedekunst) in hohem Grade blühten, die meisten aber nicht mit dem Geschmacke und den Anforderungen der Zeit fortgeschritten waren. Die Masse dieser italienischen Handwerker, die nach Triest kamen, wird hier im Ganzen als nicht sehr unternehmend, routinirt und kunsterfahren geschildert. Noch vor dreißig Jahren mußte man, wenn man in Triest etwas Gutes haben wollte, fast Alles erpreß aus Wien kommen lassen. Seitdem haben sich aber viele deutsche Handwerker hier angesiedelt, die sehr gute Waaren liefern, und die, da sie ordentlicher und sparsamer leben, als die Italiener, oft sehr wohlhabend werden. „Die Italiener," so sagte man mir von verschiedenen Seiten, „sind Veränderungen und Verbesserungen viel weniger zugethan, als die Deutschen. Sie sind zu sehr verliebt in ihr Vaterland, lernen

selten eine fremde Sprache, was doch in dem vielsprachigen Triest so vortheilhaft ist, reisen auch nicht so viel, wie die deutschen Handwerker, und bleiben in den particularistischen Gewohnheiten ihrer Heimath und ihres Geburtsortes befangen."

In neuerer Zeit waren zwar viele geschickte, erfahrene Arbeiter und Handwerker aus Deutschland hierher gekommen; dennoch aber waren, als der Lloyd seine Flotte zu bauen anfing, manche dem Dampfschiffsbau nöthige Branchen noch gar nicht in Triest etablirt. Nicht blos die Maschinenmeister und Dampfkesselschmiede, nicht nur die Verfertiger von Compassen und andern nautischen Instrumenten fehlten; es fehlte auch an Drechslern, Tischlern und Metallgießern, um die Schiffe nach der jetzt herrschenden Mode in ihrem Innern zu schmücken. Die venetianischen Schiffe, wie sie vor den Zeiten des Triester Lloyd auf der Adria in See stachen, waren große, hölzerne Wannen mit einem Deckel darauf. Ein solches Dampfschiff der Neuzeit aber, wie es ein verwöhnter Passagier des neunzehnten Jahrhunderts zu finden erwartet, ist ein schwimmender Palast, in dem einige Hundert Menschen accommodirt werden sollen, und der für sie hunderterlei Dinge nöthig hat und hunderterlei Künste in Thätigkeit setzt. — Die großen Dampfschifffahrtsgesellschaften in London, Liverpool, Marseille, Havre de Grace &c. haben es viel leichter. Sie haben höchstens für ihre Schiffe und ihre Maschinen zu sorgen; im Uebrigen bestellen sie sich bei den großen Reepschlägern ihrer Stadt so viele Centner Taue, bei den Kettenfabrikanten solche und solche Ketten, bei den Verfertigern astronomischer und nautischer Instrumente so viele Compasse, Octanten, Quadranten &c., bei den Töpfern und Fayence-Arbeitern diese oder jene Quantität Waschbecken, Teller, Tassen &c., wie sie sie für den Schiffsgebrauch gerade bedürfen. Kurz, es stehen ihnen bei der großen Vertheilung aller Arbeiten und Geschäfte rechts und links viele wohl versehene Läden, Werk-

stätten und Magazine offen, in die sie nur hineinzugreifen brauchen. Für den Lloyd war Nichts dergleichen vorbereitet. Er mußte, so zu sagen, Alles erst von Grund aus schaffen, und das Arsenal, welches er zum Zwecke der Ausrüstung und beständigen Unterhaltung seiner Flotte begründet hat, bildet daher ein Ensemble der verschiedenartigsten Handwerker-Ateliers. — Es liegt dieses merkwürdige Etablissement, das in mancher Hinsicht einzig in seiner Art ist, am Westende der Stadt in der Nähe der äußersten Spitze der Halbinsel, zu welcher hier das Stadt-Terrain ausläuft, und man hatte die Güte, es mir in seinen Details zu zeigen.

Zuerst kamen wir in das große Magazin für die Eisenvorräthe, und gleich hier schien sich schon herauszustellen, daß auch die Eisenwerke in Inneröstreich noch wenig geeignet sind, jedes Verlangen, das ein Dampfschiffs-Arsenal an sie stellen könnte, zu befriedigen. — Dieß ist natürlich kein Wunder, da solche Forderungen zuvor nie an sie gestellt wurden. Das steirische Eisen ist zwar vortrefflich; aber die Methoden des Anfrischens, die auf den dortigen Hammerwerken in Gebrauch sind, müssen wol noch immer nicht zweckmäßig genug sein, obgleich allerdings das englische Frisch-Verfahren sich neuerdings in jenen Gegenden zu verbreiten begonnen hat. Eben dieses Eisen, so klagten uns die Lloyd-Arbeiter, sei nicht hinlänglich verarbeitet. Bei großen Massen, wie man sie hier gebrauchte, fänden sich nicht selten sehr weiche und sehr harte Stellen darin, die später bei der weiteren Verarbeitung nicht wieder herausgebracht werden könnten. So kolossale Roheisen-Formen, wie sie z. B. für einen Dampfschiffs-Boiler, oder für die Achsen, eisernen Wellen und Stempel der Räder nöthig sind, liefern sie entweder noch gar nicht, oder nicht in der nöthigen Auswahl, Qualität und Quantität. Man hat beim Dampfschiffsbau Roheisenstangen von allen Dimensionen,

runde, viereckige, dicke und dünne, sehr schwache und sehr starke, nöthig. Man muß dieß in einem solchen Magazine sehen, um zu begreifen, daß dergleichen nur alte, längst darauf eingerichtete Werke,. wie die englischen, liefern können. Insbesondere bewundernswürdig fand ich die großen Bleche für die Boiler. Die größten unter ihnen waren Eisenplatten von 8 bis 10 Fuß Länge, 4 bis 5 Fuß Breite und einem halben Zoll Dicke. Solche Platten kann man annoch weder in Krain, noch in Kärnthen oder Steiermark machen; jene Platten waren daher auch, wie überhaupt die meisten hier vorhandenen Roheisen-Stücke, aus England, und zwar aus einem gewissen, seiner Bleche wegen sehr berühmten Eisenwerke, das in solchen kolossalen Eisenplatten ganz einzig in seiner Art sein soll. Ich begreife es vollkommen, daß englische Vorrichtungen dazu gehören, um ein solches Metallstück, welches vielleicht seine zehn Centner wiegt, geschickt zu handhaben, und es nicht nur von einer durchgehend völlig gleichen Dicke, wie eine Spiegelplatte, sondern auch von einer ganz gleichförmigen innern Beschaffenheit auszuschmieden. Auch die großen Ankerketten, deren sich die Schiffe bedienen, können noch nicht in Inneröstreich hergestellt werden. Man besitzt dort noch nicht die interessanten Anstalten, welche dazu gehören, die Kraft solcher Ketten zu erproben und sie als tüchtig zu erweisen. — Sie haben übrigens dort in Steiermark einen Eisen-Industriezweig, in dem sie sich auszeichnen, die Nägel. Dieß ist bei ihnen ein sehr alter Artikel, und sie sind vortrefflich darauf eingeübt. Ihr Eisen kommt ihnen dabei sehr zu Hülfe. Doch habe ich in Triest später gehört, daß auch diese illyrischen und steirischen Nägel jetzt zum Theil durch fremde und zwar belgische Nägel bedroht werden, die zwar nicht so gut, aber unendlich billiger sein sollen.

Es sind hier im Arsenale des Lloyd im Durchschnitt

600 bis 650 Menschen beschäftigt, und unter dieser Anzahl befinden sich, wie fast in allen östreichischen Werkstätten, Leute von sehr verschiedenen Nationalitäten. Die Mehrzahl mag wol aus Illyriern, Italienern und steirischen Deutschen bestehen. Außerdem aber giebt es mehrere westphälische und Rhein-Deutsche, und endlich einige Engländer. Früher waren die Letzteren in größerer Anzahl da; jetzt sind ihrer etwa nur noch ein Dutzend, da man sich schon selbst tüchtige Dampfschiffsbaukundige unter den Inländern herangezogen hat. Diese englischen Arbeiter helfen und dirigiren noch bei der Ausführung der wichtigsten und großartigsten Schmiede-Arbeiten, z. B. wo es darauf ankommt, eine große Eisenwelle kritisch zu beurtheilen, ihre Tauglichkeit zu bestimmen, oder ihre Form zu corrigiren. — Die ausländischen deutschen Arbeiter vom Rhein und aus Westphalen, sagte man mir, seien vorzüglich bei den Schlosser-Arbeiten und bei dem Eisendrechseln beschäftigt. Die östreichischen Deutschen und Illyrier dagegen würden gewöhnlich bei den gröberen Schmiede-Arbeiten verwendet. — Diese armen Leute sah ich hier Arbeiten verrichten, bei denen mir die Augen übergingen. So z. B. sah ich Einen in einer eisernen Röhre stecken, in der er auf dem Rücken lag. Ein Paar tüchtige Cyklopen hämmerten auf die Röhre los, in die sie die glühenden Nägel zum Verknüpfen der einzelnen Röhrentheile hineintrieben. Damit nun die Röhrenwände keine Beulen bekommen, damit auch die Hämmer unter ihren Schlägen eine feste Unterlage erhalten, und die durchgetriebenen Nägel auf beiden Seiten einklemmen oder platt gedrückte Köpfe gewinnen, muß jener arme, in der Röhre steckende Mann beständig einen dicken Hammer gegen den geprügelten Nagel halten, und von unten her jenen aus freier Luft herabschwingenden Schlägen entgegenwirken. Ich muß gestehen, ich habe oft an Raphael und Coreggio gedacht,

und sie zugleich bedauert und bewundert, wenn ich mir vorstellte, wie sie auf ihren hohen Stellagen, auf dem Rücken liegend, die Gewölbe ihrer Kirchen malten, und doch in dieser unbequemen Stellung ihre Begeisterung aufrecht erhielten. Aber mit diesem armen inneröstreichischen Kesselschmiede hatte ich noch mehr Mitleiden. Er steckt, wie gesagt, stundenlang in einem finstern Loche auf eisernem Canapee, den gewichtigen Hammer nach oben gedrängt, in einer Stellung, in welcher es sehr schwierig ist, Kraft auszuüben, und doch muß er sie üben. Bei jedem Schlage von oben wird ihm sein Hammer nach unten wegricochetirt, und er muß ihn immer wieder genau an dieselbe Stelle bringen. Seine Freunde außerhalb des Kessels machen einen höllischen Lärm, der schon für den Zuschauer zum Weglaufen ist, und daß der Mann, der stundenlang darunter liegt, nicht todt und taub dabei wird, ist mir ein Wunder. Eine solche Dampfröhren-Nagel-Einhämmerungs-Arbeit haben die Griechen noch nicht gekannt; sonst hätten sie ihrem Sisyphus gewiß dieses Exempel aufgegeben. Die einzige Recreation, die dieser arme Sisyphus hat, ist die, daß er, wenn ein Nagel fertig ist, zum folgenden, der 1½ Zoll davon absteht, hinkriecht, und seine Stellung, soweit es darnach nöthig ist, etwas ändert. — Freilich ist dergleichen in jeder großen Dampfkesselschmiede etwas Hergebrachtes und Gewöhnliches; allein wir Nichtschmiede und Nichthandwerker machen es uns nur zu selten klar, in welche Situationen und Zustände die Arbeiter sich für uns fügen müssen.

Die verschiedenartigen Arbeiten sind je nach den Stoffen und Kunst-Gattungen im Atelier des Lloyd auseinandergehalten. Es giebt eine Eisenschmiede-Abtheilung, eine Kupfer- und eine Messing-Abtheilung. — Die erstere ist natürlich die größte und vorwiegende. — Die Kupfer-Abtheilung muß sich sogar mit der Herstellung der auf den Schiffen nöthigen Kaffee-

und Thee-Wasserkessel und mancher anderer so kleiner Gegenstände besassen, um die man sich natürlich in einem englischen, amerikanischen oder französischen Arsenale nie zu bekümmern nöthig hat. Hier in Triest aber konnte man dergleichen Dinge ebenso wenig bekommen, als z. B. Schiffslampen und Schiffslaternen, und man entschloß sich daher, sie selbst anzufertigen. In der Messing-Abtheilung müssen auch die den Schiffen nöthigen messingenen Thürschlösser gemacht werden, weil man sie in Triest oder in Oestreich nirgends kaufen kann. — Bei diesen messingenen Schiffsthürschlössern sind alle inneren Theile, sogar auch die Federn des Schlosses, von Messing, weil Eisen und Stahl bei den beständig in den Schiffsräumen verspritzenden Fluthen bald der Rost verderben würde.

Auch seine Möbeln, seine Bänke, Tische und Betten, fabricirt der Lloyd in seinem hundertarmigen Arsenale selbst, in welchem dafür große Tischler- und Drechsler-Ateliers etablirt sind. Die Tischler waren theils Italiener, theils Deutsche; jene für die gröberen, diese für die feineren Arbeiten. Die Saalwände in einigen neuerdings gebauten Schiffen wurden mit besonders schöner, eingelegter Arbeit geschmückt. Diese Einlegungen rührten alle von deutschen Künstlern her, so wie auch einige ausgezeichnet schöne Holzmalereien und farbige Decorationen. Die Ueberlegenheit des deutschen Künstlers und Arbeiters über den italienischen wurde mir in Triest von mehreren Seiten und von sehr unparteiischen Männern gepriesen. Daraus braucht man aber nicht gleich zu schließen, daß der italienische Arbeiter überhaupt von Haus aus niediger stehe, als der deutsche. Es läßt sich denken, daß dieser seine Ueberlegenheit in Triest zum Theil dadurch erlangt, daß er die hohe Schule für Künste und Gewerbe aller Art, Wien, am häufigsten benutzt.

Es ging eben die Woche zu Ende, als wir das Arsenal

des Lloyd verließen, und wir hatten daher zum Schluß noch das Schauspiel der Auslöhnung der Arbeiter in derjenigen Abtheilung des Etablissements, welche „die Buchhaltung" heißt. Auf einer langen Tafel lagen die 600 Häuflein von großen und kleinen Papier-, Silber- und Kupfer-Münzen für Jeden bereit; dazu bei jedem Häuflein das Rechnungsbuch, in welchem genau nach der Proportion des zugestandenen Lohnes, nach der Zeit, den Tagen und Stunden, die er wirklich gearbeitet, Jedem sein Facit herausgestellt war. In blanken Münzen lag dieß Facit gleich dabei, und Jeder konnte es auf Treue und Glauben, ohne nachzuzählen, einstecken; denn der Organismus der Buchhaltung des Lloyd arbeitet vortrefflich und accurat, wie ein Uhrwerk. Die Berechnungen werden von verschiedenen Seiten controlirt, und die kleinen Summen von den einzelnen Beamten nachgezählt. Man sagte mir, daß seit undenklicher Zeit keine Irrung und Meinungsverschiedenheit über den Betrag der Arbeit, der Zeit und des Lohnes vorgekommen sei.

Aus dem Gesagten kann man schon abnehmen, daß der Lloyd nicht blos als eine reine Waaren- und Güter-Transport-Anstalt, nicht als eine blose Handels-Gesellschaft, sondern auch als ein wahrer Cultur-Verbreiter, und in seinem Arsenale als eine Pflanzschule und Akademie für Künste und Gewerbe in Triest zu betrachten ist. Dadurch, daß er für sich und für seine Zwecke eine Menge neuer Gewerbe und Ateliers begründen mußte, schuf er die Gelegenheit, daß sich diese Gewerbe auch außerhalb seiner Arsenale ausbreiten konnten. Es treten jährlich viele geschickte und eingeschulte Leute in die Dienste des Lloyd, die dann hier angesiedelt und an den Ort gewöhnt werden, und die dann auch leicht entweder in andere Dienste oder zu einem eignen selbstständigen Etablissement übergehen.

Die ganze Stadt und Umgegend zog auf diese Weise Vortheil aus dem Capital von Kräften und Geschicklichkeit, das der Lloyd schuf.

Die dritte oder literarisch-artistische Abtheilung des Lloyd, der wieder für ihre Thätigkeit ein besonderes Actien-Capital zugewiesen ist, hat vor allen Dingen den Lesesaal des Stabilimento und dann das Departement der sogenannten Agentschaften im Auslande zu besorgen. Darin besteht jedenfalls wieder eine der merkwürdigsten Branchen der Wirksamkeit des Lloyd. Nicht nur in jedem Hauptorte der orientalischen Gewässer, sondern fast auch in jeder kleinen Stadt an der Donau oder dem schwarzen Meere, in Sinope, in Varna, in Burgos 2c., hat diese überall in der Levante berühmte „Terza Sezione" ihre besoldeten Correspondenten und Agenten, welche fortlaufende Berichte über Verkehrsangelegenheiten, See- und Landereignisse, über Ernte-Aussichten, Handels-Aspecten, Getreidepreise, Regierungsmaßregeln 2c. einsenden. — Nur wenige dieser Berichte hält man zurück, wenn besondere Ursachen dazu vorhanden sind. Die meisten werden öffentlich auf dem Tische des Tergesteums ausgelegt, wo Jeder sie einsehen kann. Ich habe in der Lecture dieser Berichte, die, so zu sagen, eine aus sehr authentischer und intelligenter Quelle fließende Tagesgeschichte jedes türkischen, griechischen, ägyptischen, syrischen und kleinasiatischen Seemarktes liefern, zuweilen wahrhaft geschwelgt, und habe oft dabei an die alten Phönicier und Punier gedacht, wie sie sich wol verwundern möchten, wenn sie hier die intimsten Geheimnisse des Handels vor aller Welt Augen enthüllt sahen.

Eben so wenig, wie die alten Phönizier diese Enthüllungen des Lloyd begreifen würden, werden die Engländer, die Phönicier unserer Tage, welche an eine außerordentliche Theilung der Arbeit und an alle Arten menschlicher Thätig-

keit gewöhnt sind, es einsehen, was eine Assecuranz-Compagnie, wie es der Lloyd anfänglich war, und eine Dampfschifffahrts-Gesellschaft, zu welcher er später wurde, mit Beförderung der Cultur, mit den schönen Künsten und mit der Typographie und Literatur zu schaffen habe. Die eigenthümliche Stellung des Lloyd, der auf einem bisher noch wenig cultivirten Boden aufwuchs, und der das Institut beseelende deutsche Geist, der, seiner Natur nach immer von einem Punkte ausgehend, so viele und vielseitige Zwecke, als möglich, zu finden strebt, brachten es endlich dahin, daß der Lloyd es nebenbei sich auch zum Ziele setzte, nicht blos den Handel, Personen- und Waarentransport, sondern auch Künste und Wissenschaften in Triest zu fördern, und daß er am Ende neben seiner Assecuranz- und Dampfschifffahrts-Section noch eine eigene literarisch-artistische Abtheilung begründete.

Eine kleine Haus-Typographie war dem Lloyd, wie man begreifen wird, für mancherlei Vorkommnisse von vornherein von Nöthen. Als das bekannte treffliche Journal begründet werden sollte, welches während seines Bestandes so ausgezeichnet viele Kunde über den Triestiner Handel und überhaupt über die ganzen commerciellen und nationalökonomischen Zustände der östreichischen Monarchie, der Donauländer und des Orients gesammelt und verbreitet hat, und das Publicum stets au courant erhielt mit den Bewegungen und Veränderungen im Verkehre dieser Gegenden, mußte man natürlich die Typographie vergrößern. Lettern waren in Triest nicht zu haben; man mußte sie von Prag kommen lassen. Und nun offenbarte es sich erst recht, wie weit Triest noch in allen literarisch-artistischen Anstalten zurück war. Der Lloyd wünschte zum Vortheil seiner Passagiere die Existenz von Albums, in welchen die von ihm beschifften merkwürdigen Gegenden bildlich dargestellt werden möchten.

Es fanden sich keine Anstalten in Triest, die dergleichen liefern konnten. Die Herren des Lloyd mußten selbst mit Künstlern in Verbindung treten, mußten Maler und Zeichner in den Orient und zur Donau schicken und Lithographen, Stahl- und Kupferstecher engagiren, um diese als wünschenswerth sich herausstellenden bildlichen Darstellungen anfertigen lassen zu können. — Dieß führte dann weiter, und man kam endlich dahin, nicht blos die Kunst betreiben zu lassen, so weit sie der Gesellschaft und dem nächsten Zwecke derselben diente, sondern geradezu zu beschließen und zu erklären, daß man auch literarische und artistische Werke hervorbringen und den Absatz vermitteln wolle. Der Lloyd wurde auch Verleger, Lithograph und Kunsthändler. Diese Veränderung geschah im Jahre 1850, in dem man jene sogenannte „dritte" oder „literarisch-artistische Abtheilung des Lloyd" begründet hat, deren Zweck im ersten Paragraphen ihrer Statuten ausgesprochen ist und darauf hinausläuft, „alle die Nachrichten und Kenntnisse zu sammeln und zu verbreiten, welche den Handel, die Schifffahrt, den Gewerbfleiß und die Künste zu fördern geeignet sind, sowie ferner literarisch und artistische Werke hervorzubringen und deren Absatz zu vermitteln."

Die verschiedenen merkwürdigen Etablissements, die der Lloyd für diese seine dritte Abtheilung begründet hat, befinden sich ebenfalls, wie seine Lesesäle, im Tergesteum. Seine Buchdruckerei ist bereits eine der bedeutendsten in Oestreich, und steht wol nach den großen Druckereien von Prag und Wien im zweiten Range. Es sind schon manche geschmackvolle Werke daraus hervorgegangen, und es bedienen sich der Dienste derselben zuweilen auch die Verleger von Triest. — Auch dient sie der Regierung in Triest gewissermaßen als Staats-Druckanstalt. Man hatte die Güte, mir ein Album zu schenken, in welchem alle Typen und

Alphabete gesammelt waren, mit denen der Lloyd jetzt zu drucken im Stande ist. Es bildeten dieselben einen recht reichhaltigen und ziemlich starken Quartband. Man zeigte mir hier eine kleine, sehr merkwürdige Druck-Anstalt, die hier gewissermaßen als eine Art Antiquität noch aufbewahrt wird. Es war eine kleine Maschinerie, die man damals gebaut hatte, als man noch die bestimmte Hoffnung hegte, daß die Linie der englisch-ostindischen Ueberland-Post über Triest gelegt werden würde, und die dazu bestimmt war, am Bord der Schiffe selbst zu arbeiten. Es sollten damit sofort alle Neuigkeiten, welche die Schiffe aus den von ihnen berührten Plätzen mitbrächten, unterwegs gedruckt werden, damit alsdann sogleich bei der Ankunft in Triest diese Neuigkeiten, wie Journale, in hinreichenden Exemplaren vertheilt und versandt werden könnten. — Gewiß sind solche typographische Anstalten am Bord der Schiffe ein sehr gutes und mit Vortheil auszuführendes Unternehmen. Mich wundert, daß man diese Idee auf englischen und amerikanischen Schiffen noch nicht weiter ausgebeutet hat.. — Es macht einen eigenen, aber angenehmen, einen fremdartigen, weil ungewohnten, aber höchst wohlthuenden Eindruck, die Redactionen von Journalen, sowie die Schriftsteller und Drucker mit den Directoren einer Handelsgesellschaft und den einflußreichen Kauf- und Assecuranz-Herren gleichsam, wie eine Familie, in demselben Hause von Zimmer zu Zimmer bei einander hausen zu sehen. Da bekommt man es doch handgreiflich, was man so oft behauptet, daß der Handel Künste und Gewerbe, Gedanken und Cultur anrege und erzeuge. Dieß ist ganz deutsch, und man kann wol hinzusetzen: es ist auch sehr schön. Ich habe auch in England den innern Haushalt mancher Gesellschaft gesehen, z. B. das innere Getriebe der „Anti-cornlaw-society“, die Bureaux und Anstalten vieler Dampfschifffahrts-Gesellschaften, auch

die Baulichkeiten und Einrichtungen der Bibelgesellschaften, der Wesleyschen wie der methodistischen. Auch diese Gesellschaften hatten kleine Typographien in ihren Instituten, jedoch lediglich zu dem Zwecke, um die ihrer allernächsten Absicht dienenden Pamphlete und Avisos zu drucken. Wie hätte Cobden wol gespöttelt, wenn ihm Jemand den Vorschlag gemacht hätte, er solle seine Typographie nach dem Muster der Triestiner Assecuranz- und Dampfschifffahrts-Gesellschaft auch nebenher noch dazu benutzen, um Belehrung über Kunstproducte und gute aufklärende Bücher unter den Leuten zu verbreiten!

Eine der neuesten und gewiß sehr heilsamen literarischen Unternehmungen des Lloyd war ein kurz vor der Zeit meines Besuchs begründetes „Familienbuch." Dieses periodische Werk erscheint in monatlichen Heften, und ist darauf berechnet, belehrende und anziehende Aufsätze, namentlich zunächst für die deutschen Familien in Triest und in den südöstlichen Ländern Oestreichs, zu sammeln und ihnen eine nützliche Lecture zu verschaffen. — Die Kunst-Anstalt des östreichischen Lloyd liefert ganz ausgezeichnete Stahlstiche, und daß sie schon einen nicht geringen Ruf in Deutschland genießt, kann ich daraus schließen, daß sogar Kunst-Verleger aus Mainz am Rhein in dieser Kunstanstalt zu Triest haben arbeiten lassen. Man hatte die Güte, mir eine Reihe von Stahlstichen zu schenken, welche Rhein-Scenen ganz vortrefflich darstellten und in Mainz verlegt waren, deren „Stich und Druck aber in der Kunst-Anstalt des östreichischen Lloyd" besorgt worden war. — Der Lloyd ist dem Wesen und Geiste nach deutsch, und die Werke und Journale, welche er herausgiebt, sind daher fast alle in deutscher Sprache abgefaßt. Die Triestiner Italiener haben sich dieser literarisch-artistischen Tendenz und Branche des Lloyd nicht so sehr ange-

schlossen. — Neuerdings ist hier auch für Holzschneidekunst gesorgt, und zuletzt sogar ein galvanoplastisches Atelier begründet worden.

---

4. Spaziergang im Hafen von Triest und durch einige seiner Waaren-Magazine.

Als der Kaiser Karl VI. den Plan zu einem Freihafen und zur Begründung eines großen Handelsplatzes am adriatischen Meere gefaßt hatte, ließ er alle dort ihm gehörenden Häfen die Revue passiren. Auch Aquileja wurde dabei in Erwägung gezogen, und die Wahl wäre vielleicht auf diese alte, so viele Vortheile darbietende Position gefallen, wenn damals das östreichische lombardisch-venetianische Reich schon existirt hätte. Allein die Nähe der fremden Gränze bei Aquileja leitete die Gedanken dem Hafen von Triest zu, obgleich er als ein Anker- und Sicherheitsplatz für Schiffe an mehreren nicht unwesentlichen Uebelständen leidet. Am wenigsten ist er von derjenigen Seite gut geschützt, von welcher her man ihn auf den ersten Blick am meisten gesichert halten sollte, nämlich von der Landseite her. Obwol nämlich hier der Karst, wie eine hohe Mauer, rings um Triest und seinen Hafen gegen Norden und Osten herumsteht, so ist doch diese Wand zum Schutz gegen den Wind sehr schlecht geeignet. Sie ist nämlich nur scheinbar eine Mauer. Wäre sie es wirklich, und gäbe es gleich hinter ihr wieder ein tiefes, weites, ebenes Land, so würden die kalten Ost- und Nordwinde durch sie gebrochen und von dem Hafen abgehalten werden. Allein der Karst erhebt sich oben zu einem großen und ziemlich weitläufigen Plateau, hinter dem dann noch höhere Kalkgebirge liegen. Die kalten Winde, welche von diesen Gebirgen herabwehen,

gleiten nur leicht über dieß Plateau hinweg, das bei Triest sehr schroff endet. Die schweren, kalten Luftmassen rollen darüber hin, wie Kugeln auf einer geneigten Fläche, und am Rande bei Triest fallen sie plötzlich und ungebrochen, gleichsam wie große Luftlawinen, ab, und stürzen eben mitten in den Hafen und in den Golf der Stadt hinein. Diese heftigen Boras wüthen zuweilen Tage lang in der Nähe von Triest, lassen keine Schiffe heran und zwingen dieselben, in einem Hafen von Istrien Schutz zu suchen. Mitunter haben sie sogar die schon im Hafen liegenden Schiffe vom Anker gerissen und ins Meer hinausgetrieben. — Um diese Gefahren zu mindern, hat man seit einigen Jahren mehre Bojen im Hafen von Triest befestigt. Es sind dieß große, mit Eisen überzogene Hohlkugeln oder Tonnen, die auf dem Wasser schwimmen, dicke Ringe zur Befestigung der Schiffe haben, und an starken Ketten und Ankern auf dem Grunde des Meeres klammern. Die Schiffe sollen an ihnen jetzt selbst bei der stärksten Bora ganz sicher sein. Es sind ihrer 8, und da selten mehr, als 20 bis 30 große Schiffe, im äußern Hafen zu liegen gezwungen sind, so genügt dieß.

Der ganze kleine Meeresabschnitt, den man als den Hafen von Triest bezeichnen kann, bildet ein Kreis-Segment (man kann nicht eigentlich sagen: einen Halbkreis), mit einer Ausdehnung von 1600 Klafter (nicht ganz 2 italienischen Meilen), und mit einer Sehne von 1000 Klafter. Diese Sehne erstreckt sich von N. N. O. nach S. S. W. von einem äußersten Punkte der Stadt zum andern, von der Gegend des alten bis zu der Gegend des neuen Lazareths. Die ganze, nicht völlig zwei Miglien lange Küste ist ein befestigtes und zum Anlanden der Schiffe, wie zum Ausladen der Waaren vorbereitetes Ufer. Auch sind durch mehrere kleine, in den großen Hafen hineingebaute Molos und durch Einschnitte ins Ufer mehrere Abtheilungen jenes großen

Hafens geschaffen worden, die als vollkommen gute Nebenhäfen betrachtet werden können, und einem Theile der einlaufenden Schiffe die schönste Sicherheit gewähren.

Zuerst finden wir im Süden einen fast 200 Klafter langen Molo, den Maria Theresia bauen ließ, und der nach ihr den Namen hat. Er trägt auf seiner äußersten Spitze den Leuchtthurm von Triest, und gewährt dem Hafen einen nicht geringen Schutz gegen Südwesten und Westen. Ich vermuthe, daß man der Tiefe des Meeres und der Gewalt der Wogen wegen es nicht wagen durfte, ihn länger hinauszubauen und den Hafen von Triest ganz damit zu decken. Schon die Römer sollen an dieser Stelle einen Molo gehabt haben. — Außer diesem großen Maria-Theresianischen Molo gehen noch 5 andere Molos von verschiedenen Stellen des Ufers ins Meer hinaus; doch sind nur drei davon einigermaßen bedeutend. Sie bringen verschiedene Abtheilungen des Hafens hervor, und dienen zum Anlanden und Ausladen der Schiffe. — Der größte dieser Molos ist der von S. Carlo, der auf der Stelle erbaut wurde, wo im Jahre 1737 ein Schiff desselben Namens sank und nicht wieder flott gemacht werden konnte. Man sagte mir in Triest, daß die meisten dieser Molos auf einem unsichern Boden erbaut seien, weil ihr Grund, wie es eigentlich hätte sein sollen, nicht pilotirt worden sei. Die meisten Häuser von Triest sind zwar auch nicht pilotirt, und haben es auch nicht nöthig, weil der Boden unter ihnen ganz fest ist. Dieß soll aber nicht überall am *Hafen* der Fall sein; daher es dort auch einige schöne Häuser giebt, die der größeren Sicherheit halber auf einen soliden Rost von Pfeilern gestellt wurden. Bei den Molos soll man nun jene Vorsicht nicht gebraucht haben. Einer derselben war daher auch bei meiner Anwesenheit in Triest an seiner Spitze schon umgesunken, und hatte sich, vom Meere unterspült, in seine Elemente aufgelöst. Man

fürchtete dasselbe Schicksal, ich weiß nicht aus welchem Grunde, auch noch für einige andere Molos.

Außer dem großen Leuchtthurm und Molo am Südende der Stadt und des Hafens ließ Maria Theresia noch andere Molos am Nordende in die See werfen und um eine kleine Abtheilung des Hafens ganz herumgehen, welche sie für die mit der Pest behafteten Schiffe bestimmte. Er hieß daher der „Porto sporco" (buchstäblich: der schmuzige Hafen, d. h. der Pesthafen). In diesen Hafen mußten alle Schiffe aus den Pestländern einlaufen. An seinem Ufer liegen die Pestlazareth-Gebäude, zusammen das „Lazzaretto nuovo" (das neue Lazareth) genannt, von einer Mauer umgeben, und wie eine Festung von der übrigen Stadt abgesondert. Früher wurden hier sowol die Schiffe aufgenommen, an deren Bord wirklich die Pest schon ausgebrochen war, als auch die, welche blos beobachtet werden und die ihre Contumaz-Zeit abhalten sollten. Später, als Venedig mit Oestreich vereinigt wurde, wies man alle wirklich inficirten Schiffe nach Venedig, und in das neue Lazarareth von Triest kamen blos die zu beobachtenden Schiffe. Es war also keine Pest-Lazareth-Anstalt mehr, sondern nur ein Contumaz-Hafen. Jetzt, als ich dieses Lazareth besuchte, war es glücklicher Weise beinahe ganz leer. Die Pest, oder soll ich sagen auch die Pestfurcht, hat mehr und mehr zu grassiren aufgehört. Die Thorwächter und Aufseher gingen in den großen leeren und ruinenartig dastehenden Gebäulichkeiten müßig umher. Nur ein einziger kleiner „Rosinen-Capitain" von Standhio saß darin, wie ein Vögelchen in einem Elephanten-Käfig. Er mußte sich entsetzlich langweilen, und kam auch stracks an die Gitter herangelaufen, um mit uns eine Conversation par distance anzuknüpfen. Ich weiß nicht, warum gerade blos dieser kleine Rosinen-Capitain so verdächtig befunden

worden war. In früheren Zeiten konnte man hier stets größere und bessere Gesellschaft finden.

In der Nähe dieses Lazareths befindet sich die Schiffswerfte des Lloyd, die ich ebenfalls besuchte. Es war daselbst das neue Lloyd-Dampfschiff, die Imperatrice, eben im Bau begriffen. Man sagte mir, daß alles Eichenholz dazu theils aus Steiermark, theils aus Kärnthen gekommen sei. Zur äußeren Bekleidung der Schiffe verwendet man hier gewöhnlich die schönen und glatten Stämme der sogenannten „Grüneiche", welche sich besonders zum Sägen der Deck-, Gang- und Bodenplanken eignet, und viel aus Steiermark und Kärnthen zugeführt wird. — Der benachbarte Karst und Istrien erzeugen zwar auch Eichenholz, freilich wenig, dabei aber von ganz seltenen Qualitäten, insbesondere für das innere Rippenwerk der Schiffe. Die östreichische Steineiche, auf felsigem Boden gewachsen, dem Einflusse der heftigen Nordwinde ausgesetzt, wird nie sehr groß; dagegen ist ihr Holz von Natur krumm gebogen, oft gerade so, wie es für eine Schiffsrippe sein muß, — knorrig und von compacten Fasern, schwerer, als irgend eine andere Gattung, und selbst im trocknen Zustande so elastisch, daß man die Splitter wie Faden winden kann. Es soll in den englischen Arsenalen anerkannt sein, daß blos aus der Karstgegend und der gegenüber gelegenen römischen Küste das beste „frame" und „compass-timber" geliefert wird. Frankreich hat ähnliches in der Bretagne, dessen Ausfuhr aber verboten ist*).

Ein anderer kleiner Nebenhafen des großen Triestiner Hafen-Bassins ist der sogenannte „Mandracchio". Mandra heißt im Italienischen ein „Pferch" oder eingeschlossener Platz,

*) Siehe hierüber eine kleine, „über die östreichische Flotte" handelnde Brochure.

und Mandracchio werden in mehreren Städten am adriatischen Meere die kleinen, ringsumschlossenen Häfen genannt. Der Mandracchio von Triest ist die älteste Hafenarbeit der jetzigen Stadt. Er wurde schon im Jahre 1620 gegraben, und diente von jeher zur Aufnahme der kleinen Küstenfahrzeuge, namentlich der istrischen. Er liegt gerade der kleinen Altstadt Triest zur Seite und mit dem Molo S. Carlo ungefähr in der Mitte der ganzen Hafen-Uferentwickelung der Neustadt Triest, die sich zu beiden Seiten mit lang anwachsenden Flügeln ausbreitete. Es ist daher auch noch jetzt in der Gegend um den alten, kleinen Mandracchio herum der Hauptkern der Stadt und das vornehmste Handelsleben. Die größten Gebäude und Plätze Triests, die Börse, das Tergesteum, das Theater, das Gubernial-Gebäude, der Börsen- und der Theater-Platz und die Piazza maggiore, sind in der Nähe, sowie auch die größten Seeschiffe vor der Mündung dieses Mandracchio und zu beiden Seiten des Molo S. Carlo ihre Station haben. Endlich die letzte und wichtigste Partie oder Fortsetzung des Hafens ist der sogenannte „Canal grande". Diesen Canal ließ Maria Theresia, von der, wie gesagt, überhaupt die wichtigsten Triestiner Hafenbauten ins Leben gerufen wurden, graben. Er erstreckt sich, recht eigentlich auf der Linie des Triestiner Hafenufers stehend, mitten in die Hauptpartie der neuen Stadt hinein. Schon in alten Zeiten war hier ein natürlicher Canal, nämlich die Mündung eines kleinen Karstbaches, die sogar im Stande war, kleinen Schiffen und Barken zum Einlaufen zu dienen. Doch war das Wasser untief und zu Zeiten sumpfig. Maria Theresia ließ das Bett ausgraben, mit Mauern und Quais befestigen und den kleinen Gebirgsbach zur Seite ableiten. Der Canal ist indeß nur 300 Klafter lang, und daher nicht zur Aufnahme vieler Schiffe fähig. Auch hat er nicht, wie der venetianische Canal grande,

der quer durch die ganze Stadt geht, zwei Ausgänge. Vielmehr endigt er in einem Sack, was natürlich die freie Bewegung der Schiffe sehr hemmt. Napoleon, so erzählte man mir in Triest, soll die Absicht gehabt haben, den Canal noch weiter durch die Stadt im Quadrat herum und wieder in den großen Hafen hinauszuführen, so daß die Schiffe dann frei darin hätten circuliren können. Dieß war eine viel bessere Idee, als die eines östreichischen Beamten, von dem man in Triest erzählt, er habe einmal den Vorschlag gemacht, den Canal-Grande zuzuwerfen und eine schöne Straße statt seiner herzustellen, damit die Kirche des heiligen Antonius im Hintergrunde des Canals von den Masten der Schiffe nicht so sehr verdeckt würde. — Ich möchte wol wissen, ob Napoleons Idee, trotz der jetzt ihr entgegenstehenden Hindernisse, der Straßen und Gebäude, doch mit der Zeit noch einmal ausgeführt werden wird. Wenn Triest noch bedeutend wächst, so glaube ich's gewiß. Es bleibt dann nichts Anderes übrig.

Die Schiffe und Schiffer haben in den eben genannten verschiedenen Abtheilungen des Hafens, je nach ihren Nationalitäten, ihre verschiedenen Stationsplätze, die sie (zum Theil blos in Folge von Gewohnheit) regelmäßig einzunehmen pflegen. Wenigstens gilt dieß von den hier am häufigsten verkehrenden und gleichsam einheimischen Nationen, den Griechen, Dalmatinern, Istriern und Süditalienern oder Apuliern (Pugliesen). Die Griechen sieht man gewöhnlich zwischen und vor den beiden Molos versammelt, die mehr nach dem „Lazzaretto vecchio“ zu liegen. Sie haben oft sehr bunte Schiffe, zuweilen mit sehr grellen Farben angestrichen und nicht selten auch auswärts mit heiligen Bildern geschmückt; besonders die Griechen aus Constantinopel. Ich sah eins, das hinten fast so viele Bilder hatte, wie ein Altar in den griechischen Kirchen. Sie

bringen Rosinen, Korinthen, Feigen und andere Früchte aus dem Oriente; dann Thierhäute, Getreide und etwas Oel. Das kleine griechische Schiff, das ich besuchte, war ganz mit Feigen vollgepackt. Die Feigen, auf ihre Schnürchen gezogen, lagen ohne alle weitere Emballage im Fahrzeuge, und viele Tausende dieser süßen Perlenschnürchen füllten den ganzen Schiffsraum aus.

Der kleine Mandracchio ist blos für die istrischen Schiffe, und zwar insbesondere für die istrischen Weinschiffe. Es wächst zwar nahe bei Triest auch Wein; allein, da bald das rauhe Karst-Plateau beginnt, in nicht hinlänglicher Quantität, und der Wein, den die Masse der Bevölkerung von Triest trinkt, kommt aus Istrien. Das kleine Loch des Mandracchio fand ich, so oft ich es besuchte, immer wimmelnd voll von kleinen istrischen Schiffen, und in dem Bassin fast mehr schwarzen Wein, als Wasser. Wie Bienen summen die Käufer und Verkäufer um diesen lebhaften Weinmarkt herum, und wenn es immer mit allen Artikeln in Triest so flott ginge, wie mit den istrischen Weinen, so stände es wundervoll um den Handel der Stadt. Die kleinen Weinschiffe sind zugleich Magazine, Verkaufsboutiquen und Schenken. Mitten auf dem Verdecke eines jeden steht ein großer Weintopf und daneben ein Glas: der Topf zum Aus- und Einschöpfen, das Glas zum Probiren. Die Schiffer liegen hier so lange, bis sie ihre ganze Ladung vermittelst ihrer Töpfe und Gläser an den Mann, eigentlich sollte man sagen, an die Kehle gebracht haben, und kehren dann in ihre Heimath zurück, um neue Fracht zu suchen.

Außerhalb des Mandracchio im Süden des Molo S. Carlo findet man gewöhnlich zuerst die Dalmatiner und dann weiterhin die Pugliesen. Das vornehmste Product, welches diese Leute bringen, ist Oel. Namentlich haben die Pugliesen gewöhnlich nur Oel; die Dalmatiner nebenher frei-

lich auch manche andere Waaren aus dem Innern von Bosnien, der Herzegowina, von Montenegro und anderen türkischen Provinzen, z. B. Felle, Fleisch, Wachs, Honig, Süßholz und Farbenhölzer. Zuweilen bringen sie sogar montenegrinische Kartoffeln, die in Triest sehr beliebt sind. Die Wirthschaft mit dem Oele bei diesen Schiffern kam mir sehr wunderlich vor. Gewöhnlich haben sie in ihren Fahrzeugen ein Paar Oelgefäße stehen, welche so groß sind, daß sie nur mit Mühe im Schiffsraume aufgerichtet und gar nicht fortbewegt werden können. Sie bleiben daselbst wie eingemauert, und mit Kübeln und Kellen machen sich dann die Leute herbei, diese Fässer am Hafen-Quai auszuschöpfen und das Oel in die Gefäße der Triestiner Kaufleute zu bringen. Diese sind aber auch nur provisorisch; sie stehen auf mit geduldigen Ochsen bespannten Wagen, und warten lange Zeit, bis die lärmenden und laut hantirenden Dalmatiner alle Fettigkeit aus ihren Fässern herausgekratzt und von Hand zu Hand heraufgebracht haben. Alsdann wandern sie in die Magazine der Kaufleute, wo das Oel wieder in andere große Gefäße oder auch in ausgemauerte Souterrains gelassen wird, um aus diesen wieder in diejenigen Tonnen übergefüllt zu werden, in denen man es schließlich versendet. Ich begriff nicht, warum die Dalmatiner und Pugliesen es nicht gleich von vornherein in solche schließliche Fässer bringen, und mir schwindelt der Kopf, wenn ich an all' das Ausgießen, Umfüllen und Ueberschütten des Oels denke, das ich hier am Hafen und in den Magazinen gesehen habe, und an die weitern Verluste und Leckagen, die nothwendig dabei erfolgen müssen. Was mögen nicht schon Regen, Wind und Staub in dem Hafen verderben! Vieles geht auch in den hölzernen Gefäßen verloren; denn das Holz verschluckt einen Theil des Oels und imprägnirt sich damit. Ein großes Faß, sagte

man mir, verschlucke wohl einen Centner Oel, ehe es sich gesättigt. Je mehr man nun aus einem Gefäße ins andere überfüllt, desto mehr Durst dieser Art hat das Oel auf seiner Wanderung zu stillen. Ich begreife es nicht, welche Weitläufigkeiten man vielen Waaren auf ihrem Marsche bereitet. Allein man sagte mir, dieß sei Alles unvermeidlich!

Das dalmatiner Oel ist als östreichisches Product bei der Einfuhr ins Innere des Landes vor den fremden Oelen begünstigt. Ich glaube, es zahlt daselbst $2\frac{1}{2}$ Fl. pro Centner weniger Zoll, als das fremde Oel. Letzteres ist aber besser, und wird in Oestreich theurer bezahlt. Dieser Umstand giebt nun zu mancherlei Täuschungen und Kniffen Veranlassung, z. B., wie man mir sagte, oft zu folgendem: Die dalmatiner Schiffer lassen sich in Dalmatien Certificate über ihre Ladungen von so und so viel Centnern dalmatischen Oels geben, füllen aber nicht alle ihre Fässer damit, sondern lassen fast die Hälfte leer. Diese nun füllen sie entweder unterwegs irgendwo mit besserem, fremden Oele, oder kaufen solches auch wol erst in Triest auf, und so bewirken sie, daß dann die ganze Quantität, das ächte und unächte Oel, für dalmatisches gilt, und den Vorzug eines niedrigeren Zolles genießt.

Nach den Dalmatinern und Pugliesen kommt noch bis in die Gegend des alten römischen und spätern Maria-Theresianischen Molo ein langer Quai, auf dem man fast nie eine andere Waare sieht, als Holz. Man kann sagen, daß, was Gewicht und Umfang betrifft, Holz die vornehmste Waare von Triest sei. Triest führt nämlich jährlich circa 2 Millionen Centner Holz (Etwas darüber) ein, und exportirt auch wieder beinahe 2 Millonen (Etwas darunter). Keine der von Triest in den Verkehr gebrachten Waaren erreicht dieses Gewicht. Es ist der 4. Theil von dem ganzen, in Triest überhaupt in Bewegung

gesetzten Waarengewichte; denn dieses beträgt (Einfuhr und Ausfuhr zusammen) nicht ganz 17 Millionen Centner. Holz ist daher diejenige Waare, die in Triest, namentlich aber auf dem großen Handelswege von Triest ins Innere von Krain, Kärnthen und Steiermark, am meisten in die Augen fällt. Auf diesem inneren Landwege macht das Holz dem Gewichte nach beinahe die Hälfte aller von Triest aus auf ihm in Bewegung gesetzten Waaren. Via terra bewegen sich, nämlich von Triest aus und nach Triest hin, nicht viel über 3 Millionen Centner von allerlei Waaren (Ausfuhr und Einfuhr zusammen), und davon kommen auf das Holz allein 1,400,000 Centner. — Nicht weniger als 700,000 Centner Holz werden von der Küste des adriatischen Meeres vorzugsweise aus Istrien nach Triest gebracht. Eben dieses interessante istrische Holz ist dasjenige, welches man an dem bezeichneten Quai in langen Holzschuppen und auf großen Holzplätzen aufgestapelt sieht. Es sind gewaltige Haufen von Ast- und Wurzelknorren aller Art, und man hat hier das reichhaltigste Museum, um die Art und Weise des widerlichen Wachsthums zu studiren, zu welchem die Felsen und die Bora der Karstgebirge die Eichen und andere Bäume zwingen. Uebrigens sieht man in Venedig und auch in allen dalmatischen Häfen ähnliche kleine, vegetabilische Museen und Holzmarkt-Plätze.

Die fern herkommenden Seeschiffe der großen Handelsnationen endlich liegen großentheils weiter hinaus zu beiden Seiten des Molo S. Carlo und in dem großen Canale.

Es giebt, glaube ich, außerhalb England wenige Häfen in Europa, wo die Schiffe es mit dem Ausladen bei ruhigem Wetter so bequem hätten, wie hier, und wo ihnen eine so lange, zum Ausladen so vortreffliche Quai-Entwickelung geboten würde. Die großen Schiffe legen

sich dicht an den Quai heran, und ihre Waaren kommen unmittelbar entweder ins Magazin, oder auf die Lastwagen, die sie in die Magazine abführen. Ich sah hier einen Norweger Stockfische und einen Engländer brasilianischen Kaffee ausladen. Bei den Kaffeesäcken machte man mich auf ein eigenthümliches Verfahren aufmerksam. Es waren nämlich hier von den Kaufleuten Männer angestellt — ich glaube, eine Art Mäkler, große Waarenkenner, die mit einem eisernen Instrumente, das ähnlich gestaltet war, wie die Butterzieher, welche man in Hamburg, Bremen und Holstein zur Butterprobe gebraucht, in die Kaffeesäcke hineinstachen, und aus jedem eine gewisse Portion Bohnen hervorholten. Sie betasteten und beguckten diese Bohnen einen Augenblick, und warfen sie dann in verschiedene Gefäße, die man ihnen nachgetragen hatte. Einige Säcke wurden, ich glaube, als schlecht gleich bei Seite geschoben, die Proben der andern, gut befundenen aber zusammengemischt. Diese Probenmischung, die von jedem Sack Kaffee Etwas enthielt, dient nachher zur Bestimmung des durchschnittlichen Werthes der ganzen Waaren-Quantität. Die Leute sollen eine außerordentliche Uebung in der Beurtheilung der Waare haben. Ihre Fingernerven sind so fein, ihre Augen so geübt, daß sie sogleich beim ersten Betasten der Bohnen wissen, wie dem Abnehmer die Tasse Kaffee munden wird, die er sich davon kocht, und welchen Effect sie auf seine Geruchs- und Geschmacks-Organe haben wird.

Bei dem norwegischen Stockfische erzählte man mir von den sonderbaren Wanderungen, die dieser Fisch noch nach seinem Tode vollführt, und die beinahe eben so merkwürdig sind, wie die Wanderungen, welche er bei seinen Lebzeiten ausführt. Die Stockfischladungen machen nämlich den ganzen langen Weg von Norwegen aus rund um Europa herum, und werden dann von hier aus wieder

in der Richtung nach Norwegen zu ins Innere von Oestreich versandt, nach Illyrien, Ungarn und bis nach Wien hin. Dieß ist ein Land- und Seeweg von mehr als 1000 Meilen Länge. Von Wien nach Norwegen über Hamburg hat man aber kaum 300 Meilen weit, dabei nur einen etwas größern Landweg. Erst in Prag, welches meistens nicht von Triest aus mit Stockfischen versorgt wird, begegnen sich einander die Europa umschiffenden, über Triest gehenden Stockfische, und die, welche direct über Hamburg auf der Elbe landeinwärts kommen. Dieß ist wieder ein recht schlagendes Beispiel von dem Uebergewichte der Seefracht über die Landfracht. Mir fielen hierbei die Apfelsinen und Orangen von Messina ein, die auch Europa, aber in umgekehrter Richtung, umwandern, und über Petersburg ins Innere von Rußland und nach Moskau kommen.

Wie die Ausschiffungs- und Hafenplätze, so besuchte ich auch einige der Verwahrungs-Orte der Handelsobjecte, einige Triestiner Magazine und Waarenlager. Das größte und schönste Magazin für Colonialwaaren, das ich hier sah, überhaupt eins der größten Waarenhäuser, die man irgendwo sehen kann, ist das von Reyer und Schlick. Das Haus Reyer und Schlick ist die bedeutendste Handelsfirma von Triest. Es ist ein deutsches Haus, und der alte Herr Reyer, der, nachdem er sein 50jähriges Handelsjubiläum und seine goldne Hochzeit gefeiert hatte, starb, soll in der letzten Zeit der Patriarch der deutschen Colonie in Triest gewesen sein. — Im Jahre 1849 hat dieses Haus allein 69 große Seeschiffe aus dem Auslande erhalten. Man sagte mir aber, daß es Jahre gegeben habe, in welchen dasselbe allein 100 Schiffe für seine eigene Rechnung befrachtet habe. Manche Handelsstadt würde glücklich sein, wenn ihre gesammte Kaufmannschaft jährlich so viele Schiffe bemeistern könnte. Jenes Haus soll einmal in einem Jahre einen reinen Profit von 800,000 Gulden

gemacht haben. Diese Summe kommt den Revenuen manches Königs gleich. Es ist merkwürdig, daß die Historiker und Geographen über so manchen kleinen Fürsten von Monaco oder Kniphausen die genauesten Details geben, während sie solche große, in der Welt so wirksame Kaufleute so sehr vernachlässigen. Fürsten und Grafen, sowie auch Künstler und Schriftsteller, sind oft weit und breit beim großen Publicum berühmt. Diese großen Kaufleute aber, vor denen jedes Mitglied der Gilde in Amerika und China den Hut abnimmt, sind in der Welt ziemlich ignorirte Größen. Bei den Königen und bei den Gesetzgebern läßt man immer die Persönlichkeiten figurien; aber vom Handel spricht man nur immer so en bloc, und läßt die Individuen ganz in den Hintergrund treten. Als ob der Handel nicht auch seine bewundernswürdigen Genies, seine Erfinder und Reformatoren hätte! Eine Geschichte der kaufmännischen Genies giebt es noch gar nicht. Selbst in den meisten der sogenannten Handelsgeschichten, die ich gelesen habe, wird kaum einmal ein Kaufmann beim Vor- und Zunamen erwähnt. Begreift man dieß? — Es ist aber von jeher so gewesen. Welche brillanten Schilderungen hat Salomo nicht von dem Handel der Stadt Tyrus entworfen! Wie viele Schriftsteller haben sich nicht den Kopf zerbrochen über den Handel von Carthago! Aber während sie uns bei den Kriegsgeschichten alle die Hamilcar und Hannibal nennen, geben sie uns nicht eine einzige tyrische Firma, ein einziges punisches . . . . . Sohn und Compagnie! Und doch waren ja eben diese Firmen, diese „Und Compagnie's", die Schöpfer der ganzen tyrischen und punischen Herrlichkeit. Wie jämmerlich und unphilosophisch sind unsere geographischen und topographischen Lehrbücher, die oft auf's Genaueste angeben, welche alte Kirche, welche Höhle, welches Echo oder sonstiges Naturwunder es bei einem Orte

giebt, die den Schüler aber nicht einmal mit einem einzigen der die ganze Welt mit ihren Speculationen in Verbindung setzenden großen Handelshäuser bekannt machen! Zum Theil waren freilich, wenigstens früher, die Kaufleute selbst Schuld daran, weil sie ihre Verrichtungen fast noch in ein größeres Dunkel hüllten, als die Diplomaten die ihrigen. — Doch, wie gesagt, Reyer und Schlick's Magazin ist ein sehr großes und schönes Gebäude. Es ist ein Muster-Magazin, und wir sahen hier gewaltige Quantitäten von Zucker und Kaffee so aufgehäuft, wie diese Waaren aufgehäuft sein müssen, nicht nur um vor aller Unbill geschützt, sondern auch um so zur Hand zu sein, daß sie in jedem Augenblicke möglichst schnell wieder eingepackt und fortgeschafft werden können.

Ein Magazin ganz anderer Art, aber ebenfalls von großem Interesse, ist der große Manufactur-Waaren-Bazar von Schwachhofer, in dem man Tücher, Baumwollen-Waaren und Seidenstoffe aus England, Holland, Deutschland, der Schweiz und Frankreich, mit einem Worte aus allen Theilen der manufacturirenden Welt, vereinigt sieht. Es giebt zwar noch mehre andere Etablissements dieser Art in Triest; aber ich glaube, keine weiter, die so groß sind, wie das von Schwachhofer. En gros handelnde Magazine mit einer so reichen Auswahl von Manufacturwaaren sind etwas ganz Eigenthümliches für Triest, das, wie gesagt, in höherem Sinne ein Freihafen ist, als irgend ein anderer Freihafen der Welt, und das zugleich den mannigfaltigen Anforderungen so vieler Völker zu genügen hat. Der Handel Triests mit Manufacturen ist sehr bedeutend. Rechnet man auch noch die in den Fabriken geformten Metalle dazu, so zeigt sich, daß hier jährlich eine Masse von Fabrikaten eingeführt wird, die einen Werth von mehr als 13 Millionen Gulden repräsentirt. — Die östreichischen Fabriken haben hier ihren vornehmsten

Absatz. Da Triest ein Portofranco ist, so concurriren freilich in vielen Zweigen mit jenen die Fabriken Englands und anderer Länder, und dieser Umstand ist den östreichischen Fabriken des Innern ebenso zuwider, wie unsern norddeutschen Fabriken der Handel Hamburgs mit englischen Waaren. Es sind daher von ihrer Seite viele Bestrebungen ausgegangen, die Hafenfreiheit von Triest zu unterminiren und wo möglich über den Haufen zu werfen, dadurch alle fremden Fabrikate auszuschließen und den Platz dann allein zu versorgen. Man sagte mir aber an Ort und Stelle, daß, wenn dieser Plan gelingen sollte, der Erfolg vielleicht nicht blos für die Ausländer und überhaupt für die Handelsblüthe von Triest, sondern auch für die Fabrikanten des Innern selbst nachtheilig werden könnte. Die Orientalen nämlich, die Griechen, Türken, Bosnier, Aegypter rc., auf welche dieser Manufacturenhandel besonders berechnet wäre, hätten gar mancherlei Bedürfnisse, die alle auf einmal in den Triester Magazinen befriedigen zu können ihnen sehr erwünscht wäre. Gewisse Arten von Manufacturen nähmen sie vorzugsweise gern, wenn sie aus Oestreich kämen; bei andern aber zögen sie die englischen oder französischen, oder die einer andern Provenienz vor. Manchmal fragten sie blos nach englischen oder sonstigen ausländischen Waaren, und nähmen dann auch wol Etwas von den östreichischen mit, weil sie diese gerade in demselben Magazine neben den ausländischen fänden. Zuweilen würden die östreichischen Waaren also nur durch Vermittelung der ausländischen verkäuflich. Wenn diese Leute nun erführen, daß Triest aufgehört habe, ein Freihafen zu sein, und daß sie ihre nichtöstreichischen Bedürfnisse dort nicht mehr befriedigen könnten, so würden sich viele von ihnen ganz von diesem Markte wegziehen, und ein großer Theil der östreichischen Waaren selbst würde wol ohne Abnehmer bleiben. Triest, mit den Fesseln der Douane an=

gethan, würde sich nicht mehr so frei und energisch bewegen können, und würde auch für den östreichischen Handel als Vertriebsmaschine an ihm diensamer Tauglichkeit verlieren. Selbst wenn auch hie und da eine östreichische Fabrikatgattung bei der Schließung des Freihafens Etwas gewinnen sollte, so würden doch viele östreichische Consumenten dabei wieder einbüßen. Nämlich so: der Handel blüht da am besten, wo man möglichst viel nicht nur einkaufen, sondern auch wieder verkaufen und zum Tausch anbieten kann. Der Kaufmann verdient dann immer doppelt, beim Einführen sowol, als beim Ausführen der Waare, und kann sich daher auch mit einem geringeren Profit begnügen. Viele Producte des Orients und überhaupt des Mittelmeeres, die das innere Oestreich nöthig hat, gehen blos deßwegen in großen Massen nach Triest, weil man hier sicher ist, alle möglichen Arten von Rückfracht zu bekommen. Werden nun die fremden Manufacturen vom Markte ausgeschlossen, so wird diese Aussicht auf Rückfracht vermindert. Die genannten Waaren werden Triest nicht mehr so begierig aufsuchen; sie werden nach andern Absatzpunkten streben, in Triest rarer und theurer werden, und so auch den Consumenten im Innern mehr kosten. Die englischen, holländischen, rheinischen, französischen &c. Manufacturen dienen in Triest daher nur als Lockmittel, um den Markt mit Käufern und Verkäufern zu füllen, und wie sie manche östreichische Manufactur erst verkäuflich machen, so machen sie es auch möglich, den östreichischen Consumenten orientalische und mittelländische Producte zu billigeren Preisen zu liefern.

Es wurden gerade, als ich in Triest anwesend war, wieder Verhandlungen darüber gepflogen, ob man den Forderungen des östreichischen Fabrik-Interesses in Bezug auf die Aufhebung des Portofranco in Triest nachgeben solle, oder nicht. Es waren dazu mehre Fabrikherren aus

dem Innern in Triest versammelt, um sich mit den Kaufleuten und Behörden zu besprechen. Die Klagen über Triest waren gerade jetzt wieder so laut geworden, weil kurz vorher Venedig seinen Freihafen verloren, und in Folge dessen ein sehr lebhafter Schmuggelhandel mit ausländischen Waaren durch die Lagunen sich entwickelt hatte. Die Lagunen bei Venedig sind nämlich ein Labyrinth. Sie haben eine Menge Ausgänge ins Meer, und die Inseln und Lidos bilden eine ungeheure Küsten-Entwickelung, wo kleine Schiffe überall leicht aus- und einschlüpfen, überall landen und ausladen können; denn das ganze Labyrinth genau zu bewachen, ist den Douaniers fast unmöglich. Die Manufacturisten glaubten nun, daß diese Umstände von Triest aus benutzt würden, um eine Menge billiger englischer Waaren über die Lagunen in Oestreich einzuschmuggeln, und daß in dem Freihafen-Privilegium von Triest die Quelle und Wurzel jenes Schmuggels zerstört werden müßte. Wie Venedig, so sollte auch Triest fallen. Ich freue mich sehr, daß wir seit einiger Zeit erfahren haben, wie die Sache ganz anders, und zwar zum Vortheil der freien Bewegung des Handels, ausgefallen ist. Die Herren des Innern mögen wol selbst in Triest andere Ueberzeugungen gewonnen haben, oder hat hier die kräftige und energische Hand eines aufgeklärten Mannes, der die ganze Sache leitete, durchgegriffen? Kurz, statt Triest seinen Portofranco zu nehmen, hat man auch Venedig den seinigen wiedergegeben, und diese Anordnung der Dinge hat den Lagunen-Schmuggel noch besser beseitigt, als dieß die Vorschläge einiger inneröstreichischen Fabrikanten gethan haben würden; denn die Douanenlinie, welche man nun hinter die Lagunen zurückverlegt hat, ist leichter zu bewachen. Wäre Triests Freihafen aber verstopft worden, so wäre Ancona gleich bei der Hand gewesen, um davon zu profitiren, und der Schmuggel sowol, wie der

Handel von Triest, würden sich theilweise nach Ancona gezogen haben.

Der Kaufmann und der Manufacturist sollten sich ihres eigenen Interesses wegen möglichst in die Hände arbeiten; aber es scheint immer zwischen ihnen mancherlei Eifersucht und Mißstimmung zu bestehen, etwa wie zwischen dem Verleger und Schriftsteller. Der Kaufmann, welcher den Abnehmern näher steht und ihre Bedürfnisse genauer kennt, kann in vieler Beziehung dem Manufacturisten mit Rath und Belehrung an die Hand gehen. Aber leider! so hört man oft, wollen die Manufacturisten sich diesen Rathschlägen des Kaufmanns nicht immer fügen. Insbesondere soll dieß bei den deutschen Fabrikanten der Fall sein; viel weniger oder gar nicht bei den englischen. Man erzählte mir hier in den Manufactur-Magazinen von Triest einige interessante Fälle, in denen deutsche Fabrikanten durch Mangel an Nachgiebigkeit sich selber geschadet. Man zeigte mir z. B. eine Gattung baumwollener Tücher, die jetzt in Wien sehr gut fabricirt, aber unzweckmäßig verpackt werden. Man legt diese Tücher nämlich in Wien in Quadratform zurecht; sie sollten aber in länglicher, parallelogrammartiger Form zusammengelegt werden, wie dieß an dem Orte, wo sie bisher fabricirt wurden, ich glaube, es war in Frankreich, geschieht. Obgleich nun diese Tücher in Wien jetzt eben so gut, wie an jenem französischen Orte, gemacht werden, so kann man sie doch ihrer Quadratform wegen nicht so gut verkaufen. Die Leute erkennen sie sogleich daran als Wiener, und wollen sie nicht, da ihr Vorurtheil noch für die französischen Tücher dieser Gattung ist. Trotzdem, daß die Triester Kaufleute schon mehr, als eine Epistel, über die Quadrat- und Parallelogramm-Form nach Wien geschrieben haben, so haben sie es doch noch nicht durchsetzen können, daß die Wiener ihre alte Verpackungsweise aufgeben, da

sie behaupten, daß ein in Quadrat zusammengelegtes Tuch eben so gut sei, als ein längliches. — Ein anderer Fall, den man mir mittheilte, ist dieser: In Bielefeld oder, ich weiß nicht, an welchem anderen deutschen Orte, sind sie gewöhnt, Leinen in Stücken zu 50 Brabanter Ellen Länge zu machen. In einem gewissen Lande des Orients, in Bosnien oder Aegypten, wollen sie aber lieber Leinwandstücke zu 48 Ellen, weil sie zu einem ihrer Hemden nur 4 Ellen brauchen, und aus 48 Ellen daher gerade ein Dutzend herausbringen. Wenn sie nun das Stück zu 50 Ellen kaufen, so erhalten sie, da 4 nicht darin aufgeht, einen Rest, mit dem sie Nichts anzufangen wissen. Jene Bielefelder Stücke bleiben daher oft unverkauft, weil die Engländer sich längst den Anforderungen der Bosnier gefügt und Zahlen adoptirt haben, die sich mit 4 dividiren lassen. Die Deutschen hat man noch nicht dahin bringen können.

Ich theilte später diese beiden mir in Triest vorgetragenen Fälle einem amerikanischen Kaufmann mit, der viele Aufkäufe in allen Theilen von Deutschland zu machen gewohnt war, und fragte ihn, was er davon halte. Er erzählte mir, im Innern von Amerika gäbe es eine Menge kleiner Kaufleute, besonders an eben erst in der Entstehung begriffenen Orten, die gern von allen möglichen Tuch- und Manufacturwaaren kleine Specimens in ihren Läden hätten. Weil sie von jeder Sorte nicht viel brauchen könnten, doch aber so vollständig als möglich assortirt sein möchten, so hätten sie gern kleine Kattun-, Tuch- und Leinwandstücke zu 15 Ellen. Doch müßte dann jedes dieser kleinen Stücke besonders verpackt und mit einer glänzenden Aufschrift, mit Vignette und Etiquette versehen sein, damit es „showy" aussähe. In Deutschland verfertige man diese kleinen Stücke noch nicht, und der amerikanische Leinenhändler schnitte sich daher in Newyork oder Philadelphia

von jedem großen deutschen Stücke 15 Ellen ab, wolle aber immer die Packleinwand und die Etiquette dazu haben. Der unverpackte Rest, der dem Newyorker Kaufmann übrig bliebe, wäre dann beinahe nur noch als „alte Waare" verkäuflich. Dieß setze nun die deutschen Waaren sehr im Preise herunter, und obgleich er den deutschen Fabrikanten die Sache schon mehrere Male vorgetragen habe, so wollten sie sich doch nicht darein fügen. In England habe man dieß längst gethan, und man mache daher mit den englischen Waaren viel bessere Geschäfte.

„Weil ich ein Deutscher bin,
„Hab' ich meinen eig'nen Sinn,"

heißt es in einem alten deutschen Liebesliede: „Amor auf der Leipziger Messe." Nun in der Liebe ist allerdings Eigensinn ganz an seiner Stelle. Aber Mercurius ist doch der nachgiebigste von sämmtlichen Göttern, der sich dienend den Launen Aller fügt. Ein Kaufmann hat zwar überall mit vorurtheilsvollen, eigensinnigen, der Gewohnheit und Mode anhängenden Kunden und Völkern zu thun. Aber was soll aus dem Handel werden, wenn er ihnen nun auch noch mit seinen eigenen, selbst erfundenen Moden, Gewohnheiten und Vorurtheilen entgegentreten will? Ein vorurtheilsvoller Kaufmann, der seine lieben Gewohnheiten „um des schnöden Gewinnes" willen nicht aufgeben will, ist eigentlich das lächerlichste Ding von der ganzen Welt. Wenn wir Deutschen dieß zu thun nicht im Stande sind, so mag dieß uns im Uebrigen schon zur Ehre gereichen; aber es würde dann eben zeigen, daß wir keine Geschäftsleute seien. Die Engländer erfassen das Wesen und den Zweck einer Beschäftigung, welcher bei dem Handel Nichts weiter, als möglichst rascher und großartiger Waaren-Umschwung ist, viel schneller und praktischer, und da sie sonst eben nicht wegen ihrer Nachgiebigkeit bekannt sind, so zeigen sie sich doch als Ma-

nufacturisten und Kaufleute so fügsam und geschmeidig, als möglich, und gehen darauf aus, auf alle Weise zu bewirken, daß den Wünschen und Forderungen ihrer Committenten schnell und genau entsprochen werde.

Viele eigenthümliche Formen und Verpackungs-Arten der Waaren macht die Weise des Transports im Orient nöthig, wo Manches von vorn herein auf die Maulthiere, Esel und Kameele berechnet sein muß, auf deren Rücken die Waarenlasten weiter geschafft werden sollen. Die Form z. B., in welcher das Roheisen aus den steirischen Hochöfen und Frischfeuern kommt, wäre für Maulthiere gar nicht geeignet. Die bosnischen Eisenschmelzer und Schmiede legen es von vorn herein in flache, nicht sehr lange und auch nicht sehr schwere Stücke zusammen, in denen es den Maulthieren leicht zur Seite gehängt werden kann. Ahmte man in Steiermark diese Form fleißig nach, so würde man vielleicht noch Roheisen nach Bosnien einführen können, statt daß das bosnische Eisen, obgleich dieses sehr weich ist, zu den dalmatischen Küsten ausgeführt wird. — In den Magazinen von Triest haben sie kleine hydraulische Pressen, um die Waarenpackete, wie man sie hier im Orient für die Maulthiere will, gleich recht sauber und fest zusammenbringen zu können.

In Wollentüchern stehen die Engländer in manchen Gattungen selbst gegen die östreichischen Fabriken zurück. So z. B. wird in Klagenfurt in der Tuchfabrik von Moro ein Scharlachtuch fabricirt, das, wie man mir sagte, in keiner anderen Fabrik der Welt so ausgezeichnet gut hergestellt werden kann, und gegen welches selbst das beste englische Scharlach „erbleicht." — Wiener Shawls gehen jetzt schon viel nach dem Orient, und eben so manche andere östreichische Wollenfabrikate. Aber die großen Kanonen der Engländer, ihr Hauptgeschütz, mit dem sie die ganze Levante bombardiren

und erobern, und mit dem sie so viel fremde Concurrenz todt machen, das sind ihre sogenannten Domestics, jene gemeinen und überbilligen Baumwollenstoffe, die zu Hemden, Kleidern, Bettzeugen, Polstern, Ueberzügen, Vorhängen und anderen häuslichen Zwecken im Orient in großen Quantitäten verbraucht werden. Man zeigte mir hier mehre Exemplare dieses schweren Geschützes, dieser Domestics. Es waren äußerst große und felsenfest zusammengepackte Ballen von Baumwollen-Stoffen, die in Manchester mit hydraulischen Maschinen gepreßt und mit eisernen Banden so umschlungen werden, daß nicht geringe Kunst und Kraft dazu gehört, sie wieder aus einander zu bringen. Diese Ballen pflegen noch abenteuerlichere Schicksale zu erleben, als die norwegischen Stockfische, von denen ich oben sprach. Sie kommen nämlich in der beschriebenen Form und Verpackungsweise von Liverpool nach Triest. Hier werden sie nicht geöffnet, sondern der orientalische Kaufmann aus Constantinopel, Salonichi oder Alexandrien kauft sie so, wie sie sind, auf Treue und Glauben, und in dem Vertrauen, daß das auch wirklich darin ist, wofür er sein Geld bezahlt. Diese englischen Domestics-Ballen sind in allen Häfen des Orients so bekannt, und können auch als eine allgemein gesuchte Waare so leicht überall abgesetzt werden, daß sie daselbst gewissermaßen als eine Art kolossaler Münze cursiren. Der Kaufmann aus Salonichi oder Constantinopel läßt sie vielleicht auch in seinem Hafen noch nicht auspacken, und sendet sie gelegentlich als Rückfracht oder Bezahlung nach Syrien oder Smyrna oder ins schwarze Meer. Ja sogar von dort noch können sie wol einmal wieder uneröffnet zurückkommen, und auf diese Weise lange von Hafen zu Hafen, von Hand zu Hand herumwandern, bis sie endlich ausgepackt werden und in den Kleinhandel übergehen.

---

5. Triester Fabriken.

Karl VI., der Begründer des Freihafens von Triest, wollte diese Stadt auch zu einem Hauptsitze der manufacturirenden Industrie machen. Allein die industrielle und fabricirende Thätigkeit wird in Seehandelsplätzen in der Regel nicht groß, und diese Erscheinung mag sich aus verschiedenen Ursachen erklären. Hat sich einmal der Handelsgeist eines Platzes bemächtigt, so nimmt er den größten Theil der Talente in seine Dienste. Die arbeitenden Classen finden einen lohnenden Erwerb bei der Schifffahrt und dem Transporte der rohen Waaren, und die höheren Classen reizt der glänzendere Gewinn bei den kaufmännischen Speculationen. Die meisten Erfindungen sind aus den Köpfen armer Leute hervorgegangen, die von der Noth gedrängt wurden, und viele blühende Fabrikzweige haben zuerst gerade in dürftigen Gegenden Wurzel geschlagen, wo man gar keinen andern Erwerb finden konnte, als daß man sich mit Kopf und Hand daran machte, den wenigen rohen Bodenproducten durch Raffinirung einen höhern Werth zu geben. — Sehr viele Industriezweige schließen sich den schönen Künsten an, und blühen am besten in den Residenzstädten der Fürsten, den Hauptstädten der Königreiche, in denen Wissenschaft, Kunst und Luxus ihren Wohnsitz aufschlagen. — Da die großen Seeplätze in der Regel an den äußersten Rändern der Länder, an den Mündungen der Flüsse liegen, so fehlt auch hier für viele Arten industrieller Etablissements die nöthige Wasserkraft, und es sind oft gerade die quellen- und wasserfallreichen Berg- und Hügellandschaften, in deren Thälern Fabriken am vortheilhaftesten begründet werden.

Es blühten indeß von jeher auch in den Seestädten

hie und da gewisse Fabrik- und Manufacturzweige, vor allen namentlich solche, die zunächst dem Handel ganz unentbehrlich waren. Der Schiffsbau und was damit zusammenhängt, die Künste des Seilers und Segelmachers, haben sich natürlich vorzugsweise in den Seestädten entwickelt. — Viel mehr noch ist dieß mit solchen der Fall, die sich mit der Raffinirung eines sehr schwerfälligen und zu Lande nicht leicht zu verführenden Rohproducts beschäftigen. Die großen Bäume, welche auf der Weichsel und andern polnischen Flüssen zu den preußischen Häfen herabkommen, gestaltet man in Memel, Danzig ꝛc. zu Bretern, Balken, Stangen ꝛc., und giebt ihnen in vielen zu diesem Zweck errichteten Sägemühlen schon diejenige Form, in der sie den Consumenten zukommen sollen. Die große Zuckerraffinerien, die man in Hamburg, London, Amsterdam und andern Seestädten findet, mögen dort aus einer ähnlichen Ursache entstanden sein. Den Wallfischthran schleppt der Kaufmann über das Meer in seine Häfen, und raffinirt ihn in seinen eigenen Etablissements. Fast alle Thran-Raffinerien der Welt sind in Seestädten. Die Cigarren-Manufactur, die in Bremen blüht, ist auch zu dieser Classe von Seehafen-Industrie-Zweigen zu rechnen. Oel ist ein schwerfälliger und nicht leicht zu transportirender Stoff. Als Seife läßt es sich viel leichter fortschaffen. Vielleicht ist aus diesem Umstande die Erscheinung zu erklären, daß wir die Seifen-Fabrikation sehr häufig in den See- und Handelsplätzen blühen sehen. An den Küsten der Gewässer des Mittelmeeres, wo von allen Seiten so viel Oel zusammenfließt, liegen und lagen von jeher einige der bedeutendsten Seifenfabriken der Welt. Schon im hohen Alterthume war Tyrus durch seine Seife berühmt. Im Mittelalter war es Venedig, und noch jetzt ist es Marseille. Wie Venedig, so cultivirten vermuthlich auch schon die anderen Vorgänger von Triest: Aquileja, Adria ꝛc., die

Seifenfabrikation. Und wenn vor 60 Jahren ein Herr Carlo Luigi Chiozza die Idee hatte, in Triest eine Seifenfabrik zu errichten, und das Glück, daß dieses Etablissement ungemein gut rentirte, so wurzelte diese Idee und dieses Glück in der Natur, den Verhältnissen und der Geschichte dieser Gegenden.

Es giebt zwar noch andere Seifenfabriken in Triest; aber die von Chiozza ist die größte. Sie soll überhaupt das größte Etablissement dieser Art nicht nur in Oestreich, sondern auch in allen Ländern des deutschen Bundes sein. Es sind in dieser Fabrik eine Reihe von Jahren hindurch jährlich nicht weniger, als 6,000,000 Pfund Seife, erzeugt worden. Jetzt freilich producirt sie nicht mehr so viel. Man hatte die Güte, mir das ganze merkwürdige Etablissement in seinen Einzelheiten zu zeigen und mir zugleich dabei mancherlei Belehrungen zukommen zu lassen, die zur Charakteristik der Triestiner Verhältnisse interessant sind. Das Oel, das sie hier verarbeiten, ist meistens levantiner und italienisches Oel. Dasjenige aus Oestreich selbst, aus Dalmatien, Istrien und Ragusa, ist einestheils für die Seifenfabrikation zu leicht, und anderntheils genießt es als östreichisches Oel auch eine Zoll-Begünstigung bei der Ausfuhr ins Innere des Kaiserthums. Es ist daher vortheilhaft, das dalmatische Oel in seinem rohen Zustande in den Handel fließen zu lassen, das fremde levantiner Oel dagegen, das in Triest eben so billig ist, wie das dalmatische, im Innern aber nicht so viel Vortheile, als dieses, gewähren kann, in Seife zu verwandeln.

Sie magaziniren ihre Oelvorräthe in großen sogenannten Oelbrunnen. Dieß sind ausgemauerte Gewölbe unter dem Boden des Hauses, in denen das Oel sowol von der Hitze, als auch von der Kälte wenig leidet und sich gut conservirt. Die verschiedenen Oelsorten, die in Bezug auf Herstellung der Seife sehr verschiedene Qualitäten haben, werden

dabei auseinander gehalten. Smyrna hat seine besonderen „Brunnen“, Apulien die seinigen ꝛc. Die Soda, nächst dem Oele die wichtigste Substanz bei der Seifenfabrikation, bezieht man aus Sicilien, wo eine gewisse an Soda sehr ergiebige Pflanze in Menge wächst. Diese kalihaltige Pflanze wird dort angebaut, und die Bauern verbrennen die geernteten Stengel auf dem Felde nach der Ernte in großen Haufen. Alle brennbaren Pflanzenstoffe gehen in Rauch auf. Das unverbrennliche Kali aber bleibt, in dicke, harte Massen zusammengeschmolzen, zurück. In dieser Form kommt die Soda in den Handel, und geht namentlich nach Venedig und Triest. Hier in unserer Fabrik hatte man einen bedeutenden Vorrath davon. Diese rohe sicilianische Soda sieht aus, wie ein grünliches, im Bruch glänzendes, vulcanisches Product. Sie ist noch mit manchen fremdartigen Stoffen, namentlich auch mit einer Menge verkohlter Pflanzenstiele, vermischt, und muß vor der Anwendung gereinigt werden. Zu dem Ende wird die rohe Soda mit etwas Kalk, der alles Kohlenstoffige herauszieht, vermischt und vom Wasser durchlaugt, wornach sich das reine Kali herstellt. Jene reichhaltige Soda-Pflanze gedeiht, wie es scheint, nur in Sicilien. Man hat ihren Anbau auch auf der östlichen Seite des adriatischen Meeres bei Triest versucht, aber vergebens.

Die Seifen-Gattungen, welche man hier erzeugt, sind hauptsächlich auf die Bedürfnisse der östreichischen Industrie berechnet. Die östreichischen Baumwollen- und Tuchfabriken, und dann allerdings auch die Leinwand-Wäschereien, verbrauchen den größten Theil davon. — Toiletten-Seife wird wenig hervorgebracht. Sie machen übrigens Seife nach allen in der Welt üblichen Verfahrungsarten, nach „Marseiller-“, nach „Engländer“-, nach „Venetianer-Art“ ꝛc.; hauptsächlich aber nach Venetianer-Art. Natürlich, weil sie mit den Venetianern

ungefähr in denselben Absatzgebieten concurriren. Die venetianischen Seifen-Fabriken sind zwar jetzt sehr herunter, wie überhaupt die meisten venetianischen Industriezweige ausgeblüht haben, veraltet und nicht mit der Zeit fortgeschritten sind. Aber es giebt unter den Seifen-Consumenten doch noch viele stille Anhänger und Verehrer von Venedig, die der Marcus-Löwen auf den Etiquetten ihrer Seifen sehen wollen. Man setzt ihnen daher denselben auch hier in Triest darauf. Die Seiden-Fabrikanten der Lombardei verbrauchen ebenfalls eine ziemliche Menge Seife, und gerade für die Seide soll die „Seife nach Venetianer-Art“ besonders geeignet sein. Doch erfordert es ein großes Studium, die Gewohnheiten, Vorurtheile und Bedürfnisse eines jeden Ortes und eines jeden Districts in Italien kennen zu lernen und allen Anforderungen bei der Fabricirung zu entsprechen. Fast jede Localität will nicht nur ihre eigene Qualität, sondern auch ihre eigne Nuancirung in der Farbe der Seife haben. Die eine Gegend will sie einfach gefärbt, die andere marmorirt; die eine röthlich, die andere bläulich marmorirt. Es giebt unzählige Nuancen der Marmorirung, und in jede dieser Nuancen ist die Bevölkerung eines besonderen Districts verliebt. Doch ist diese Liebe nicht ganz blind; denn allerdings gelingen gewisse Gattungen der Marmorirung der Seife nur dann, wenn auch bei der Composition der Bestandtheile der Masse selbst die nöthigen Vorbedingungen erfüllt sind. Der Consument sieht daher schon an der Art des Verlaufs des Geäders, ob die Seife von ächter Qualität ist, oder nicht. In einer so großartigen Fabrik, wie die von Chiozza, wird fast jede Procedur, die man mit dem Producte vornimmt, zu einem Schauspiel; und was bei einem Seifensieder in einer Winkelgasse unserer kleinen Städte eine schmuzige Verrichtung ist, wird hier ein interessanter Proceß. Die Kessel, in denen das Oel mit der Soda vermischt, allmählig

erwärmt und zuletzt erhitzt und gesotten wird, sind kolossal. Deßgleichen die Gefäße, welche die Substanz zur Abkühlung aufnehmen. Sogar die Art und Weise, wie die am Ende gewonnenen, gigantischen Seifenblöcke zerschnitten werden, ist merkwürdig — Auch bei dieser Zerschneidung der Seife muß auf die verschiedenen Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Bevölkerungen Rücksicht genommen werden. Fast jede Gegend verlangt ihren eigenen Schnitt, und die Arten der Schnitte, d. h. die Breiten- und Längen-Proportionen der kleinen Seifenklötze, sind so verschieden, wie die Colorirungen und Marmorirungen. Forscht man genau nach, so findet man gewöhnlich, daß die von ihnen gewünschten Formen mit irgend welchen ihrer andern Gewohnheiten oder mit gewissen Gestaltungen ihrer Werkzeuge, Möbeln und Maschinen in Verbindung stehen und durch sie bedingt werden. — Bei großer Hitze, wie sie hier im Triestiner Sommer so häufig ist, kühlt die Seife schwer aus. Doch gerinnen gewisse Oele leichter, als andere, und Fabrikanten wenden dann diese vorzugsweise an; auch setzen sie dann Dinge zu, die das Gerinnen befördern. Sie haben hier ein Verfahren erfunden, wodurch sie eine gewisse Gattung Seife unter allen Umständen in äußerst kurzer Zeit, man sagte uns, in wenigen Stunden mischen, sieden, reinigen, gießen, abkühlen, schneiden und verpacken können, und sie haben für dieses Verfahren ein Patent und Privilegium erhalten. — Man verfertigt hier auch eine gewisse in England erfundene Seifen-Art, die nicht aus Oel, sondern aus Kolophonium gemacht wird, die sogar mit Seewasser eine leichte Verbindung und Vermischung eingeht, und für den Seehandel daher von Bedeutung ist. Das Kolophonium dazu bezieht man aber nicht aus den benachbarten Wäldern der Alpen, sondern aus — Canada! Mich nahm dieß nicht wenig Wunder, und ich wollte es nicht glauben. Man sagte mir jedoch, es sei

dem nichtsdestoweniger so, und der Grund davon sei der, daß das nordamerikanische Kolophonium billiger sei, als das aus den Alpen zu erzielende.

Eines der größten fabrikartigen Etablissemens in Triest ist die im Jahre 1828 von einer Privatgesellschaft gegründete, durch Dampfkraft getriebene Getreide-Mühle. Ein großer Theil der Umwohner des adriatischen Meeres mahlt noch heutiges Tages sein Getreide auf Handmühlen zwischen zwei kleinen Steinen. Die Aquilejenser und die alten Venetianer haben auch wol keine andere Mühlen-Gattung gekannt. Selbst als die Wassermühlen endlich erfunden waren, müssen die venetianischen Bäcker eine wahre Noth mit dem Mehle gehabt haben; denn weit und breit um Venedig herum gab es keine Gelegenheit zur Anlegung solcher Mühlen, und Windmühlen kamen bisher — ich weiß nicht, warum — nicht in Gebrauch. Sie mußten sich erst die dalmatischen Wasserfälle und die schönen Gelegenheiten zur Erreichung von Wasserkraft in den venetianischen Alpen erobern, und da haben denn die Venetianer allerdings überall auch viele Mühlen für ihre Stadt errichtet. Im Ganzen ist aber doch erst in neuester Zeit das Mahl- und Mühlwesen an den Küsten des adriatischen Meeres auf einen bessern Fuß gekommen. Seit einigen Jahrzehnden sind Privatgesellschaften zusammengetreten, und haben nun um Triest mehre großartige Mühlen-Etablissements ins Leben gerufen. Zuerst sind die Quellen des Timavo mit mehreren ganz neuen Etablissements dieser Art, die auch nach dem neuesten Systeme gebaut sind, umgeben worden. Alsdann hat man eine sehr große Dampf-Mühle in Fiume gebaut, und endlich diese in Triest errichtet, die ich mir ansah. — Man sagte uns an Ort und Stelle, daß diese Mühle täglich 300 Metzen Getreide vermahlen könne. Sie habe 16 Gänge, und ihre Maschine arbeite mit 80 bis 90 Pferdekraft. — Das Ge-

treide, welches sie vermahlt, — fast nur Weizen — kommt zum Theil aus Odessa, zum Theil aus der Campagna di Roma; auch etwas aus Ungarn. So vielen verschiedenen Ländern ist das brodlose Triest für Getreide-Beiträge verbunden. — Die Müller, welche hier beschäftigt sind, sind meistens Krainer, auch Deutsche, selten Italiener. — Die Mehlsäcke, deren man sich bedient, werden zwar in Triest gemacht; die Leinwand dazu kommt aber aus Italien. Eben daher, so sagte man mir in einer Segelfabrik, kommt auch das Gewebe zu den Segeln, die man hier verfertigt. Unbegreiflich, daß wir Deutschen in Schlesien und in Bielefeld, da wir doch Märkte im Innern Amerikas haben, nicht dieser unserer deutschen Bundes- und Bruderstadt jene Artikel liefern! — Sie mahlen das Getreide hier ganz trocken. Das Mehl wird zwar dabei nicht so weiß, als wenn es etwas angefeuchtet wird; es erhält vielmehr eine leichte bräunliche Färbung, aber es conservirt sich dann besser. Und hier sieht man darauf besonders, weil man dieß Product vorzugsweise mit Rücksicht auf Amerika und namentlich auf Brasilien erzeugt. Das Mehl soll dazu dienen, den Zuckerhandel mit Brasilien zu fördern. Man giebt es nämlich den Zuckerschiffen als Rückfracht mit, da man sonst jenem Lande wenige Artikel von hier bieten kann. Zwar concurriren die Triestiner auf den brasilianischen Märkten mit den nordamerikanischen Mehl-Lieferanten, und wenn in Nord-Amerika die Ernte besonders gut war, können sie diese Concurrenz nicht aushalten; aber wenn Nord-Amerika gerade nicht großen Ueberfluß hat, kann dieser Triestiner, aus Rußland, Italien und Ungarn zusammengesuchte Brodbacke-Stoff doch hie und da noch seinen Preis erringen. — Die große Triestiner Mühle ist zwar auch nach amerikanischer Weise eingerichtet; doch soll die Fiumaner im Ganzen sowol größer sein, als auch schöner und auch energischer arbeiten. Sie soll die Be-

stellungen der Kaufleute, die natürlich oft nicht anders, als sehr dringend, sein können, rascher befriedigen.

Eine dritte Fabrik Triests, die auch in den übrigen Theilen der östreichischen Monarchie nicht wieder ihres Gleichen finden soll, ist die hier bestehende Salpeter-Fabrik, die von einem Engländer angelegt wurde, sich aber jetzt im Besitze eines Deutschen befindet. Sie reinigen hier jährlich ein Quantum von 12,000 Centner Salpeter, den sie theils aus Valparaiso, theils aus Indien beziehen. — Freilich erzeugt auch Oestreich selbst eine bedeutende Quantität Salpeter, vornehmlich in den großen Pusten Ungarns längs der Theiß. Er wird dort sowol künstlich in großen sogenannten Salpeter-Plantagen erzeugt, als auch in der Erdrinde von der Natur deponirt gefunden*). Allein dieser ungarische Salpeter wird nicht in Triest raffinirt. Auch scheint seine Quantität den Bedürfnissen der östreichischen Regierung nicht zu genügen. Dieselbe hatte mit diesen in Triest bestehenden Raffinerien einen Contract auf 10 Jahre abgeschlossen, vermöge dessen aller hier raffinirte Salpeter ihr zu einem gewissen Preise überlassen werden mußte. Es gehört für einen Reisenden ein besonderes Geschick oder Ungeschick dazu, daß er bei seinem Besuche in einer solchen Fabrik gerade den Moment des Ablaufs eines solchen 10jährigen Contracts trifft. Dieß war jedoch in jener Salpeter-Fabrik mit mir der Fall. Es war gerade eben Alles in Stillstand versetzt, weil man noch wartete, ob die Regierung den Contract erneuern würde. Wir sahen daher Nichts, als die schönen Räumlichkeiten der Raffinerie und eine Menge der zuletzt producirten, herrlichen, weißen Krystalle jenes Stoffs.

*) Ein Aufsatz: „Ueber Salpeter-Erzeugung in Ungarn von dem Professor Szabó in den Jahrbüchern der k. k. geologischen Reichsanstalt 1850, I. Jahrgang Nr. 2" giebt darüber Auskunft.

In demselben Quartier der Stadt, in welchem die Salpeter-Fabrik liegt, besah ich wieder ein industrielles Etablissement von Triest, freilich ganz anderer Art, nämlich eine in neuerer Zeit begründete, sehr großartige Möbel-Fabrik von einem gewissen Goslet oder Goßleth. Dieser Kunsttischler oder Möbel-Fabrikant verarbeitet eine bedeutende Quantität der in Triest vom Handel zusammengeführten Möbel-Hölzer, und hat eine nicht verächtliche Bedeutung für den mit Triest verkehrenden Orient erlangt. Es ist in neuerer Zeit in Constantinopel, Athen, Alexandrien ꝛc. viel gebaut worden, und viele Paläste in diesen Städten sind von Triest aus, und namentlich aus dieser Gosletschen Fabrik, möblirt worden, sowie denn auch für diese Häuserbaue im Orient beständig vieles Bauholz aus Triest dahin geschafft wird. Von Aegypten kann man beinahe sagen, daß dort Alles, was Holz ist, aus Triest, d. h. aus Illyrien gekommen sei. Sogar die Flotte des Mehemed Ali wurde größtentheils aus illyrischem Alpenholze gebaut. Es giebt zwar noch mehrere Etablissements dieser Art in Triest, aber nicht so bedeutende, wie das genannte. Der Geschmack der Wiener Tischler in der Ausstattung von Möbeln ist berühmt, und diese Triestiner mögen ihre Schüler sein. Ebenfalls in jene orientalischen Städte, wo die Zahl der europäischen Ansiedler oder der nach europäischer Weise lebenden Eingebornen beständig sich mehrt, gehen jährlich eine Menge Wiener Fortepianos. Man sagte mir, in den letzten Jahren habe man von Triest aus jährlich 200 Wiener Flügel nach Constantinopel, Griechenland und dem mittelländischen Afrika und Asien gesandt. Diese Wiener Flügel werden hier in den Triestiner Tischlereien furnirt, gestimmt, verpackt und abgesandt.

So viel also sah ich von Dem, was man etwa als einen Theil der fabricirenden und manufacturirenden Thätigkeit

Triests betrachten könnte. Ich gestehe, es ist nicht viel, und es existiren allerdings noch manche andere eigenthümliche Industriezweige in Triest, von denen ich aber Nichts gewahr wurde. Allenfalls könnte ich noch die Werkstätten der Segelmacher erwähnen, sowie auch die Badeschwamm-Bleichen, von denen ich eine in einer Vorstadt Triests besichtigte, und in denen die rohen Schwämme, welche man aus dem Archipelagus verschreibt, oder an den Küsten Dalmatiens fischt, fängt oder sticht — man sollte eigentlich sagen pflückt, oder nach östreichischer Redeweise brockt — („Schwamm- und Korallenbrocker", wie „Blumenbrocker") — geputzt, getrocknet und gebleicht werden. Doch dergleichen rohe Fabrikzweige — wenn man sie so nennen darf — durch welche sehr rohen Naturproducten etwas Politur und zum Theil auch erst Transportfähigkeit verliehen wird, giebt es noch viele in Triest, wie überhaupt in jeder Seehandels-Stadt.

---

6. Miscellen.

Oft hört man die Klage in Triest, der Handelsgeist herrsche dort so vor, daß alle Unternehmungen, die keinen directen Gewinn abwürfen, selten Freunde und Beförderer fänden. Der Kunstverein, den man — ich glaube auf Anstiften einiger deutscher Herren — gründete, hat nicht lange floriren wollen. Großartige Gesangvereine, wie überall in unsern Handelsstädten, bestehen in Triest nicht. Bedeutende historische und antiquarische Gesellschaften zu begründen, ist bisher dort noch nicht geglückt. Selbst mit dem Schulwesen hat es immer sein Aber gehabt, und in letzterer Beziehung mag namentlich die Verschiedenheit der Sprache und der Nationalität vielfach hinderlich gewesen

sein. — Die Schauspielkunst, und besonders die Oper, ist fast noch die einzige Kunst, von der man sagen kann, daß sie in Triest blühe und bedeutende Anerkennung finde. Sie ist ganz italienisch. Ein Triestiner sagte mir, daß das Publicum der Stadt an seine Opern-Sänger und Sängerinnen sehr große Anforderungen stelle, und daß, wenn eine Sängerin einmal in Triest ihr Glück gemacht habe, ihr Ruhm dann auch für Italien begründet sei und fest stehe. Täuschte er sich nicht, so scheint es demnach, als wenn Triest jetzt in Bezug auf die italienische Oper eine besondere Kritik und Kennerschaft und ein gewisses Primat in Anspruch nehme.

Zu ihrer Vertheidigung könnten die Kaufleute von Triest, wenn man ihnen mit Anträgen zur Unterstützung antiquarischer, historischer oder artistischer Bestrebungen kommt, und sie diese Anträge von der Hand weisen, sagen, daß man das, was man ist, ganz sein solle. „Wir", so könnten sie raisoniren, „nützen der Welt mit unsern Kräften und Capitalien am meisten als Kaufleute. Wissenschaftliche Unternehmungen überlassen wir am besten den Gelehrten in den Universitäts- und Residenzstädten." — „Allein, eben weil ihr Kaufleute ganz sein wollt und sollt," so könnte ihnen Jemand erwiedern, „und um dieß in noch höherem Grade sein zu können, müßt ihr euch ein wenig mehr, als ihr es seid, den Künsten und Wissenschaften geneigt zeigen. Auch das, was ihr für die Bildung im Allgemeinen thut und aufwendet, kehrt vielfach in die Kasse eurer Comptoire zurück, und befruchtet die Blüthe eures Handels. Die Athenienser, zu ihrer Zeit das geist- und kenntnißreichste und das gebildetste Volk der Welt, waren doch zugleich auch die gewandtesten Kaufleute. Nichts blüht für sich allein, sondern vielmehr Alles im Zusammenhange mit dem Ganzen, und gedeiht nur bei gegenseitiger Befruchtung und belebendem

Austausche. Die Tempel, die ihr den Künsten und Wissenschaften baut, und die ihr der Bevölkerung eurer Stadt eröffnet, humanisiren den Sinn eurer Untergebenen und Gehülfen, wecken ihren Geist, und gewähren ihnen sittliche Freuden und Erholungen, die sie für die ernsten Geschäfte empfänglicher machen.

Von allen Wissenschaften scheint mir keine mit den kaufmännischen Geschäften in so naher Berührung zu stehen, als namentlich die Naturwissenschaft. Auf keine scheint der Kaufmann geradezu mehr hingeführt zu werden, als auf sie. Fast immer hat derselbe mit rohen oder mehr oder weniger bearbeiteten Naturproducten und mit der Kritik ihrer Eigenschaften zu thun. Ja, man kann sagen, daß die Waarenlager zuweilen wahre naturhistorische Museen sind. Niemand wird von Haus aus in so vielfache und verschiedene Gebiete der Natur, in so viele Länder und Klimate geführt, wie der Kaufmann nebst seinen Dienern und Gehülfen. Man sollte denken, die Naturwissenschaften müßten geradezu namentlich von den Kaufleuten befördert werden und vorzugsweise in den Handelsstädten blühen; nirgends sollte man daher auch reichere naturhistorische Museen erwarten, als eben in den Handelsstädten.

Zum Theil zeigt sich auch in der That dieser Gedanke verwirklicht, z. B. in Holland, wo seit langer Zeit die Naturwissenschaften dem Handel, so zu sagen, im Schooße gesessen haben, wo in allen Handelsstädten sich reiche Museen befinden, und wo selbst aus der Kaufmannschaft sehr einflußreiche Beförderer und Kenner der Naturgeschichte hervorgegangen sind. — Auch in allen französischen Handelsstädten, selbst in solchen kleinen, wie Boulogne, hat man neuerdings ganz allerliebste naturhistorische Museen begründet; in Havre de Grace, Bordeaux und Marseille findet man ausgezeichnete derartige Sammlungen.

— Auch in unsern Hansestädten hat man in der Neuzeit Vieles für die Naturwissenschaften gethan. In Hamburg und in Bremen hat man öffentliche Museen begründet. Einzelne der dortigen Kaufleute besitzen reiche Privatmuseen. Kleine Sammlungen legt sich dort jeder Kaufmannssohn an. Eine Menge sogenannter Conchylien- und Naturalien-Händler haben sich daselbst etablirt. Auch Schiffscapitaine im Dienste der hanseatischen Marine sind in den fremden Ländern, welche sie besuchen, auf alle Naturmerkwürdigkeiten der Fremde aufmerksam, und bringen ihren Rhedern, ihren Stadtmuseen und den Conchylienhändlern Proben davon mit. — Die deutschen Gelehrten und Freunde der Wissenschaften wenden sich jetzt in vielen Fällen nach Hamburg, um ihre naturhistorischen Bedürfnisse von dorther zu befriedigen. Es ist ein ordentlicher und regelmäßiger Handelszweig dadurch entstanden. Ebenso sind solche vortreffliche Etablissements, wie die berühmten Hamburger Handelsgärtner, die so reich versehene Sammlungen von Pflanzen aller Klimate haben, aus diesem neuen Streben nach Beförderung der Naturwissenschaften hervorgegangen. — Auch in unserer Handelsstadt Frankfurt besitzen wir einige der vorzüglichsten naturhistorischen Museen, die sehr heilsam und förderlich auf den Sinn der Bevölkerung gewirkt haben.

Triest steht in dieser Hinsicht hinter den übrigen deutschen Handelsstädten noch etwas zurück. Es ist allerdings ein naturhistorisches Museum dort bereits zusammengebracht, und zwar eins, das einen ganz vortrefflichen Kern für ein schönes, großes und angemessenes Stadt-Museum abgeben kann. Allein ich fand leider seine Angelegenheiten in Verwirrung. Der kenntnißreiche Director wußte nicht, ob er fest angestellt werden würde, oder nicht. Wem das Museum jetzt eigentlich gehöre, erfuhr ich auch nicht. Ob die Stadt sich entschließen würde, es anzukaufen, war gleichfalls ungewiß.

Die Kasse des Museums war augenscheinlich leer; denn hie und da waren es sogar die Gläser, in denen die aufbewahrten Thiere an ihrem letzten Rest Spiritus zehrten. Von einigen Freunden des Museums vernahm ich Klagen, daß es in Verfall gerathe, und daß der Sinn in der Stadt fehle, diese Sache zu unterstützen.

Und doch hat Triest als Handelsgebiet einen so äußerst interessanten und noch so vielfach ununtersuchten Abschnitt unserer Erde vor sich, und doch hat es eine so bestimmte, deutlich bezeichnete Aufgabe durchzuführen, die zu lösen es durch seine Handelsbeziehungen allein im Stande ist. Nicht nur am adriatischen Meere, sondern überhaupt in allen Meeren der Levante oder den Gewässern des ganzen östlichen Abschnitts des mittelländischen, ionischen, griechischen und des schwarzen Meeres, sowie in denen des Archipelagus, giebt es heutiges Tages keine reichere, keine intelligentere und keine mit Mitteln aller Art besser versehene Kaufmannschaft, als die von Triest; keine, deren Mitglieder und Diener so häufig in alle Winkel und Verstecke dieser Gewässer eindrängen; keine endlich, die einem so gebildeten Staate und Volke angehörte, dessen Gelehrten mit solcher Begierde auf Das, was durch die Vermittelung ihrer Triestiner ihnen zu Theil werden könnte, hinschauten.

Auch die Vorgänger der Triestiner am adriatischen Meere, die Venetianer, die Ragusaner rc., hatten alle ihre nicht direct commerciellen Liebhabereien und Leidenschaften. Venedig pflegte die Malerkunst, die Architektur, die Sculptur. Die Ragusaner verloren sich stets in der Dichtkunst und Literatur, sogar in der altclassischen der Lateiner und Griechen. Man kann sagen, sie waren handeltreibende Gelehrte. Und doch schadete ihre Gelehrsamkeit ihrer Handelschaft so wenig, daß sie sogar sehr accurate, sehr geschäftspünktliche, sehr gewinn- und speculationslustige Kaufleute

waren. Ihre Contobücher gediehen ganz vortrefflich neben Homer, Virgil und Horaz.

Venedig und Ragusa, wird man einwenden, waren kleine souveraine Staaten mit reichgewordenen, einheimischen, luxusliebenden *) Aristokraten. Triest aber ist in höherem Grade, als sie, eine reine, blos auf Gewinn bedachte Handelsstadt, die gar keine politische Macht erstrebt, die für ihre Bürger und Einwohner kaum einmal ein Vaterland oder eine Heimath abgiebt. Es ist eigentlich keine Stadt, sondern nur ein Rendezvous, ein Platz der Zusammenkunft verschiedener Kaufleute zur Abmachung von Geschäften und zur Erlangung von Gewinn. Der Insulaner aus Lussin Piccolo, von Orebitsch oder aus der Bai von Cattaro, der in Triest ein großes Handelshaus errichtet hat, liebt seine Insel, sein Lussin Piccolo, seine Kirche in Dobrota oder an sonst einem Orte der Bocca, und schickt Etwas von seinem Erübrigten dorthin, um die Kirche seines Dorfes zu schmücken, sowie dessen Hospitäler und Anstalten zu verbessern. Er gedenkt sich dort einmal anzukaufen und sich ganz dahin zurückzuziehen. Dasselbe beabsichtigt der deutsche Kaufmann aus Wien oder Grätz, aus Nordhausen oder Bremen oder einem Rheinorte, der sich in Triest niederließ. Er hofft so viel zu gewinnen, um einmal in seinem deutschen Vaterlande wieder ganz unter Deutschen leben zu können. Eigentliche „erzogene und geborne Triestiner Kinder" **) giebt es fast gar nicht, oder doch nur wenige.

Der Patriotismus für den Ort ist daher nicht groß. Dieß Alles ist ganz anders z. B. mit unsern Bremer und

---

*) Die Ragusanischen Aristokraten, obgleich im Uebrigen sparsam, liebten wenigstens den „geistigen Luxus".

**) „Togen boren Bremer Kinner" sagt man in Bremen von ächten Bremern.

Hamburger Kaufleuten, die nach Amerika, nach Westindien und Brasilien, in alle Welt hinausgehen, aber mit ihren Capitalien dann doch immer wieder nach Bremen und Hamburg zurückkehren, um nun dort bis an ihr Lebensende ihren Reichthum zu genießen, oder ihn nach in der Fremde angeknüpften Verbindungen zu neuen Geschäften zu benutzen. Dieser der Stadt Triest mangelnde Charakter der Heimath und des Vaterlandes, sage ich, der es in weit höherem Grade als blose Handelscolonie erscheinen läßt, als Ragusa, Venedig, Ravenna und Aquileja es waren, deren Einwohner nicht blos als Kaufleute, sondern auch als Patrioten, Staatsbürger, Politiker und Regenten auftraten, bewirkt es, daß Alles, was nicht Handel ist, dort nicht besonders gedeihen will.

Man darf daher auch nicht zu viel von Triest verlangen. Man darf nicht erwarten, daß die Triestiner Marcus-Kirchen bauen oder Titiane erzeugen, wie die Venetianer; man darf nicht von ihnen fordern, daß sie sich ganz in die Literatur vertiefen und Verse, wie die Ragusaner, machen sollen. Dieß ist unmöglich. Allein eine ganz gelinde, ganz angemessene und ganz zeitgemäße, kleine Leidenschaft für die Naturwissenschaften könnten sie doch wol hegen. Die Naturwissenschaften blühen jetzt in der Welt, wie nie zuvor, und es ist Pflicht aller Zeitgenossen, mögen sie leben, wo es immer auch sei, an diesen wohlthätigen, zeitgemäßen Bestrebungen Theil zu nehmen. Jede Begründung eines ganz neuen Etablissements hat zwar ihre besonders großen Schwierigkeiten; aber die Erhaltung und Erweiterung des schon Bestehenden ist doch leichter. In ihrem zoologischen Museum haben die Triestiner bereits einen so vortrefflichen Anfang, eine Sammlung, die von vorn herein eine so richtige Tendenz angenommen hat, daß ich nicht begreife, wie die Existenz und Fortbildung einer so zweckmäßigen Unternehmung wieder ins Stocken gerathen und in Zweifel gezogen werden konnte.

Die Tendenz dieses Museums spricht sich schon in dem Namen aus, den es erhalten hat. Es heißt „Museo zoologico dell' Adriatico" (adriatisches Museum). Gewiß war es das Beste, daß Triest sich zuerst der ihm naheliegenden Adria widmete. Jeder Ort nützt dann der Wissenschaft am meisten, wenn er den ihm eröffneten Theil des Erdkreises vorzugsweise beachtet. — Da dieses Triestiner Museum das einzige seiner Art ist, so ist seine Erhaltung und Weiterbildung um so wichtiger. — Die Fauna Adriatica ist hier beinahe schon vollständig beisammen. Zum Vergleich sind Seethiere aus andern Meeren in ziemlicher Anzahl hinzugefügt worden. Die Abtheilungen der Zoophyten und Mollusken sind reich und ausgezeichnet. See- und Land-Conchylien aller benachbarten Gegenden sind hier so zahlreich, wie sonst nirgends, beisammen. Eine zootomische Sammlung von Thierskeleten und animalischen Organismen — Dingen, die man erst in der Neuzeit in unseren zoologischen Museen neben den ausgestopften Thierhäuten reichlicher aufzustellen begonnen hat — muß Jedem besonders erwünscht sein, und müßte diesem jetzt selten besuchten und fast nur den auswärtigen Gelehrten bekannten Museum einen zahlreichen Besuch wißbegieriger Leute zuziehen. So wie die Sachen jetzt stehen, ist dieß Alles noch ein ziemlich vergrabener und in loco wenig gewürdigter Schatz.

Es giebt noch keine Conchylien- und Naturalienhändler in Triest, wie in Hamburg, in Havre de Grace und an andern Seeplätzen. Die Triestiner Handwerker und Künstler haben sich auch noch wenig mit den Seeproducten beschäftigt. Korallen-Drechsler, wie in Genua, findet man in Triest nicht, obwol an den Küsten Dalmatiens häufig Korallen gefunden werden. Für die Verwendung und Zusammensetzung der hübschen Conchylien zu zierlichen Gegenständen giebt es dort auch noch keine so geschickten Hände,

wie in Venedig und in vielen französischen Küstenorten, — die Triestiner Schiffscapitaine widmen den Meerproducten, die ihnen auf ihrer Fahrt begegnen, nicht so viele Aufmerksamkeit, wie z. B. die Führer der hanseatischen Marine. Ebenso hat die Stadt noch nicht genug kundige Ausstopfer und Aufsteller der Thierkörper an sich gezogen. Und doch sind alle diese Künste, Beschäftigungszweige und Menschenclassen den Sammlern von Naturgegenständen und den Museen von Nöthen, und um so mehr in Schutz zu nehmen, als sie dem Publicum Naturgegenstände beständig unter die Augen führen, das Interesse daran rege erhalten, und überall als kleine Quellen dienen, aus denen einem Museum neue Gegenstände zugeführt werden können.

Zu den erfreulichsten Anstalten, welche ich in Triest sah, gehörte vor allen das große „neue Hospital" (hospidale civile). Es heißt das „neue", weil es einem anderen unter Maria Theresia errichteten nachfolgte. Im Jahre 1841 wurde es mit einem Aufwande von mehr, als einer halben Million, vollendet. Es ist das größte Gebäude in Triest. Man hat es auf 1000 Betten eingerichtet, und im Laufe eines Jahres finden hier etwa 4000 Kranke Pflege und ärztliche Hülfe; außer den Kranken noch 150 arme schwangere Frauen, 350 Findlinge und eine nicht unbedeutende Anzahl von Invaliden und Altersschwachen. — In meinen Augen wiegt dieses großartig gebaute Hospital manche der schönen Kirchen Venedigs auf. Wahrscheinlich hat noch nie zuvor an der Küste des adriatischen Meeres eine so vortreffliche Anstalt dieser Art bestanden. Wir fanden alle Räume sehr luftig, licht und äußerst reinlich gehalten. Das Hospital hat seine eigene Capelle, seine Apotheke und einen besondern anatomischen Saal. Man sagte mir, die Stadt Triest wende jährlich 100,000 Gulden darauf.

Wenn man die Triestiner anklagt, daß wissenschaftliche

und artistische Unternehmungen bisher von ihnen nicht in hohem Grade gefördert worden seien, so muß man doch auch nicht unerwähnt lassen, daß sie in anderer Beziehung auf das geistige Leben in Oestreich sehr vortheilhaft eingewirkt zu haben scheinen. Daß aus Triest eine Reihe bedeutender östreichischer Staatsmänner hervorgegangen ist, oder daß diese wenigstens, was auf Eins herauskommt, in Triest eine lange Zeit gelebt, dort beobachtet, gewirkt und gelernt haben, das ist ein Umstand, auf den die Triestiner selbst mit gerechtfertigtem Selbstbewußtsein den Fremden aufmerksam machen. Der aufgeklärte, feindenkende, geniale östreichische Minister Graf Stadion war lange Zeit Gouverneur in Triest. Der ausgezeichnete östreichische Kriegsminister Graf Gyulay ging ebenfalls, so zu sagen, zum Theil aus der Triestiner Schule hervor. Von dem Grafen Salm (1850 Vorsteher der zur Organisation Italiens niedergesetzten Commission) läßt sich dasselbe bemerken. Der jetzige Statthalter von Venedig war auch lange Zeit Beamter in Triest. Der jetzige Statthalter von Steiermark, ebenfalls ein sehr genialer und einsichtsvoller Mann, gehörte früher zu dem Advocatenstande Triests. Und recht mitten aus dem Kaufmannsstande dieser Stadt, selbst dort lange Zeit als Kaufmann ansässig, tauchte jener energische und erleuchtete Geist auf, der einige Jahre dem östreichischen Handelsministerium vorstand, und dessen Abgang nicht blos in Oestreich, sondern überall von den Wohldenkenden und Aufgeklärten in so hohem Grade bedauert worden ist.

Auch in dieser Hinsicht bietet Triest einen merkwürdigen Parallelismus mit dem Freihafen Odessa in Rußland dar. Dieß Odessa hatte seit seinem ersten Aufstreben ebenso die wohlwollendsten, mildesten, thätigsten und aufgeklärtesten Statthalter, deren irgend eine russische Provinz sich rühmen kann, einen Richelieu, einen Woronzow &c. Der freie Han-

del bringt eine gewisse Gedankenfreiheit mit sich. In einer solchen Seehandelsstadt, wo man so viele Nationalitäten beisammen zu sehen und zu beobachten Gelegenheit hat, wo täglich so viele Berührungen mit den entlegensten Gegenden vorkommen, erweitert sich der Gesichtskreis unserer Ideen und Anschauungen. Es fallen dort eine Menge Vorurtheile. Namentlich verschwinden dort auch die Standes-Vorurtheile, und in einem so aristokratischen Staate, wie Oestreich ist, mag dieß besonders wichtig erscheinen. Triest ist eine Versammlung freier Bürger, die mit einander auf dem Fuße gleicher Geburt umgehen. Alle östreichischen Aristokraten, die in Triest als Statthalter oder sonst als höhere Beamte lebten, sollen die Stadt und die dort herrschende zwanglose Umgangsweise sehr lieb gewonnen, und mögen von ihren dort angenommenen Gewohnheiten später Manches in das Innere gebracht haben.

Ich nannte oben nur einige der bekanntesten Beispiele von Staatsmännern, die eine Zeit lang in der Atmosphäre Triests lebten. Bei näherer Nachforschung möchten sich wol noch viele andere finden, sowie es denn auch wol mehr als wahrscheinlich ist, daß aus minder hohen Regionen stets eine Menge Männer aus dem Innern nach Triest kommen, dort richtigere Anschauungen von den Geschäften, von der Welt, von dem Werthe der Menschen ꝛc. gewinnen, und diese Anschauungen dann in dem Innern verbreiten. Es giebt nicht wenige croatische, slavische, ungarische, krainische und steirische Edelleute, die in Triest ihre Residenz entweder für eine Zeit lang oder für immer aufschlagen, ebenso wie nach Odessa viele wallachische, polnische und russische Edelleute kommen, um dort zu residiren. Man denke nur, wie Vieles solche Leute in einer derartigen Portofranco-Stadt noch lernen können, und wie viele gute Ideen sie den Ihrigen mitzubringen vermögen. — Mit

einem Worte, mir scheint es, als wenn durch das Vordringen bis zum adriatischen Meere und durch das Aufblühen Triests dem bisher so abgeschlossenen und in so binnenländischen Gewohnheiten befangenen Oestreich geradezu ein Fenster für Licht und frische Luft gegeben sei, durch welches es mannigfaltig mit der übrigen Welt communicirt.

Für sein Triest und dessen Beförderung hat Oestreich schon im vorigen Jahrhundert die Fahne der freien Schifffahrt erhoben, indem es gegen die Venetianer das adriatische Meer für frei erklärte, die Idee einer Herrschaft und eines Eigenthums an dem Meere ableugnete, ohne Differenzialzölle und Abgaben sämmtliche Schiffe aller Nationen herbeirief, und somit zu der erst jetzt in Folge der englischen Reformen und der holländischen, spanischen und portugiesischen Erklärungen und Veranstaltungen herbeigeführten Freiheit der Schifffahrt auf allen Meeren beitrug. Durch die Einrichtung des Portofranco in Triest hat es ebenso für den Freihandel gewirkt. Alle Triestiner sind von Haus aus Freihandelsmänner. — Durch Triest sind die Principien dieser Leute dem östreichischen Staatskörper gleichsam eingeimpft worden. Freilich hat das Binnenland in neuester Zeit einmal darnach getrachtet, die ganze Freiheit am adriatischen Meere wieder zu vernichten; allein dieser Plan ist glücklicher Weise gescheitert. Die Fahne der Verkehrs-Freiheit flattert fort, und es ist zu hoffen und zu erwarten, daß sie selbst auf einen Fortschritt der Freiheit im Innern zurückwirken werde. Vielleicht hat Triest selbst schon nicht wenig Antheil an der Hinwegräumung so mancher Verkehrsschranke, die in den letzten Jahren durchgeführt wurde. Ist es nicht in dieser Hinsicht bezeichnend genug, daß auch der den Freihandels-Ansichten huldigende Mann, der zuerst den Gedanken einer großartigen Handelseinigung des gesammten Mittel-Europa's zum Zweck des abermaligen Fortschaffens von Verkehrs-

Barrièren faßte und zur Ausführung zu bringen strebte, aus der Triestiner Kaufmannschaft hervorging? — Doch genug hiervon.

Einige der letzten Momente meines Aufenthalts in Triest waren der Frau Baronin von Sades, d. h. derjenigen Person gewidmet, welcher Petrarca alle seine Gedanken, sein ganzes Leben weihte, und von der er sang: „Beati gli occhi, che la vider vivente.“ Meine Augen sahen sie freilich nur im Conterfei, oder vielmehr in einigen Dutzend Portraits. Ein Triestiner Gelehrter nämlich, ein dort sehr geschätzter Herr Rosetti*), hat, von Petrarca's Dichtungen begeistert und dazu von dem allen Sammlern eigenthümlichen Eifer gereizt, sich die Mühe gegeben, erstlich so viele Portraits der Laura, wie auch Petrarca's selbst, dann ebenso alle existirenden Ausgaben der Werke des Dichters, oder wenigstens so viele, als er sich verschaffen konnte, zu sammeln und mit dieser merkwürdigen Sammlung der Stadt Triest ein Geschenk zu machen**). Die Ausgaben der Werke des Petrarca bilden eine kleine Bibliothek von vielen Hundert Bänden — seine Gedichte allein sollen über 200 Mal aufgelegt worden sein — und die Portraits des ruhmwürdigen Franz, sowie seiner angebeteten Laura, in Oel, Crayon und Kupferstich, in Miniatur und Lebensgröße, bilden eine kleine Gemäldegalerie von dem größten Interesse. Man sagte mir, daß außer in Triest nur noch in einer einzigen andern Stadt Italiens eine Sammlung dieser Art bestände. Petrarca war als Jüngling, als Mann und in vorgeschrittenem Lebensalter (er wurde 70 Jahre alt) dargestellt, und die Monarchin seines Herzens („del suo cuor monarcha“),

*) Er ist auch bei uns im übrigen Deutschland als Gelehrter und als Verfasser eines Berichts über die Ermordung Winkelmanns bekannt.

**) Auch die sämmtlichen Ausgaben der Werke des Papstes Aeneas Sylvius fügte er diesem Geschenke bei.

die nur ein Alter von 40 Jahren erreichte, als junges Mädchen und als vollendete Frau. Die Bilder sind wol von sehr verschiedenem Werthe. An einigen spürt man aber sehr wohl einen Abglanz der „gentilezza“, die Petrarca an seiner Herzens-Monarchin („gentil sua Donna“) preist. Nach diesen Bildern muß Laura beständig eine dreifache Schnur von Perlen an ihrem schönen Halse getragen haben; denn eine solche Perlenschnur erscheint fast auf allen Bildern. Auch findet man auf zwei Dritteln der Portraits dieselbe Kopfbedeckung, eine niedrige, kleine Haube, die nach vorn in zwei vermuthlich elastische Zipfel, welche in der Mitte der Stirn zusammenkommen, ausläuft.

Diese merkwürdige Sammlung war in zwei kleinen Räumen der Triestiner Stadtbibliothek — ich glaube, nur provisorisch — aufgestellt. Man sollte ihr ein etwas größeres und angemesseneres Heiligthum, ein ähnliches, wie den Manen Winkelmanns, weihen. Solche Paare, wie Laura und Petrarca, wie Abeilard und Heloise, sind in unserer Zeit eine so große Seltenheit geworden, daß man wenigstens diese Traditionen des Mittelalters auf jede nur mögliche Weise pflegen sollte. Rosetti's Sammlung wird bei einer entsprechenden Aufstellung eines der allerinteressantesten kleinen Heiligthümer Triests werden, in dessen Mitte jedes Herz, das einem Petrarca nachempfinden kann, sich erregt, erwärmt und gehoben fühlen, und wo jeder gebildete Fremde Augenblicke genießen wird, für die er der Stadt Triest und ihrem Rosetti besonders dankbar ist.

In den kleinen Raum, der mit Petrarca's Werken nicht nur angefüllt, sondern überfüllt war, konnte ich nicht hineinblicken, ohne seines Todes zu gedenken. In einem ebenso kleinen, mit Büchern überfüllten Raume, in seiner Bibliothek, wurde der siebzigjährige Denker eines Morgens

starr und leblos gefunden. Er war über Nacht mitten unter seinen Büchern und Studien gestorben.

Finaliter beschloß ich meinen Aufenthalt in Triest mit Besichtigung der Dinge und Localitäten, mit denen die Stadt ihr Leben anfing, mit dem Hügel, auf dem ehemals das Capitolium des alten römischen oder celtischen Tergeste lag, und auf dem noch jetzt eine interessante Sammlung alter Gebäude und Antiquitäten vereinigt ist. Wer aus den mit Waaren und Schiffen überfüllten Häfen und Magazinen, aus den eleganten, aber einförmigen Häuserreihen der neuen Stadt am Meere sich durch die engen und altmodischen Gassen der Altstadt hinauf begiebt auf das Capitol und den Domberg, der wird sich hier in eine ganz andere Zeit und Welt versetzt glauben. Wer des commerciellen Treibens beim Tergesteum und an dem Hafen müde ist, der flüchte sich hier hinauf, einen erfrischenden Blick in die Vergangenheit zu thun. Der in der Geschichte Triest Unkundige wird hier Manches finden, was er in dieser neuen Handelsstadt nicht suchte. Die Lage des Domes auf einem Hügel, der manchen schönen Ausblick auf die Stadt und das Meer gestattet, ist reizend. Es sollen hier in alten Zeiten Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva gestanden haben, und die Materialien und Steine derselben sollen noch jetzt zum Theil in den Gemäuern des Domes stecken. In seinem Innern erscheint der Dom — eine Basilika, die selbst in ihrer jetzigen Gestalt von ziemlich altem Datum ist — wie ein Hain von steinernen Bäumen und Säulen. Große, alte Mosaik-Bilder, aus Glaswürfeln zusammengesetzt, wie man sie in den venetianischen Kirchen sieht, schmücken einige seiner Altäre. Außen sind mehrere römische Inschriften und Alterthumsreste in den Mauern befestigt.

Der Triestiner Dom ist der Maria und dem S. Giusto

zugleich geweiht, weil er eigentlich aus zwei verschiedenen, diesen beiden Heiligen gewidmeten Kirchen entstanden ist. Der S. Giusto ist der Schutzheilige von Triest, dessen kirchliche Bedeutung und dessen Cultus in neuerer Zeit ebenso unerwartet zugenommen hat, wie die ihm anbefohlene Stadt selbst. Wie Wenige opferten früher dem Triestiner S. Giusto! Wenn jetzt sein Namensfest ist, pilgern Tausende zu seinem Dom hinauf, und von den Ufern des ganzen Triestiner Meerbusens erschallen die Glocken in allen Dörfen und Hafenstädten. Ja sogar Könige (z. B. Ludwig XVIII. von Frankreich) haben dem S. Giusto in neuerer Zeit Weihgeschenke dargebracht. Aber freilich ein S. Marco ist er noch nicht geworden. Auch wird er wol, selbst wenn Triest noch einmal so reich, wie Venedig, werden sollte, nie dem S. Marco, seinem Vorgänger, ja nicht einmal dem St. Blasius von Ragusa, an Ruhm gleichkommen; denn eine so ganz katholische Republik, wie Ragusa und Venedig es waren, wird das an Griechen, Protestanten, Illyriern, Glagolliten und Anglicanern reiche Triest nie werden.

Das Castell der Stadt Triest, das ganz in der Nähe des Doms mit ihm auf derselben Höhe liegt, ist minder alt. Auf Befehl Kaiser Friedrichs III. wurde sein Bau begonnen; aber die Venetianer, die an Errichtung aller alten Castelle in Istrien, Dalmatien und längs der ganzen Ostküste des adriatischen Meeres den größten Antheil haben, setzten den Bau energisch fort, und noch heutiges Tages trägt nach ihnen die nach Osten blickende Bastion den Namen „Venezia“.

Nahe bei dem Dome und dem Castelle, am Anfange des Schloß- und Domberges, zieht sich ein ehemaliger Garten hin, der später, als Joseph II. die Beerdigung der Todten innerhalb der Kirchen verbot, ein Gottesacker wurde. Jetzt, nachdem man neue Kirchhöfe bei Triest eröffnet hat, ist er

verlassen, bewahrt nur noch seine alten Grabmonumente und Todten, die er einmal aufgenommen hat, und verbirgt zugleich im Schatten seiner Bäume eine hier zusammengestellte Sammlung römischer Alterthümer und Inschriftssteine. Unter den letzteren besonders sind mehrere für römische Sitten- und Gesetz-Geschichte sehr interessant. Mitten in diesem unter den Cypressen und Gebüschen so anmuthig sich darbietenden Museum steht das Monument des verehrten deutschen Mannes, dem wir, seine Landsleute, für die wahre Erkenntniß des Alterthums vermuthlich mehr verdanken, als irgend einem andern Deutschen, dem aber mitten in der Kraft seiner Jahre ein Bösewicht in Triest ein so beklagenswerthes Ende bereitete. — Auf Anregung jenes schon erwähnten Gelehrten Rosetti und mit Unterstützung vieler Triestiner Kaufleute wurde unserm Winkelmann hier ein sehr hübsches und passendes Monument gesetzt, dessen sich seine Manen gewiß freuen. Es ist eins der wenigen Denkmäler, welche die nicht sehr monumentale Stadt Triest besitzt.

7. Der Triestiner Karst.

Seine natürliche Beschaffenheit, die Weise seines Anbaus, seine Naturscenen, Höhlen, Katarakte und unterirdischen Flußsysteme.

An der nordöstlichen Spitze des adriatischen Meeres streicht in der Richtung von Südosten nach Nordwesten ein höchst eigenthümliches und merkwürdiges Gebirge vorüber, das wir Deutsche seit alten Zeiten „den Karst“ nennen, und dem die andern anwohnenden Völker, die Italiener und die Slaven — mit Variationen — denselben Namen gegeben haben. Die Italiener nennen ihn „il Carso“, die Slaven „Krast“. Der Name ist uralt; denn schon die Römer nannten ihn so, nämlich „Carusa“

oder „Carusatius Mons“. Auch der wol noch ältere griechische Name dieses Gebirges, „Okra“, scheint denselben Ursprung zu haben*).

Der Ursprung dieses Namens ist ungewiß. Einige leiten ihn von „Kar“, einem alten Worte der Celten, der ursprünglichen Bewohner dieser Gegenden, ab, das soviel bedeutet, als wildes, ödes und zerklüftetes Felsland. Es ist dieß ein Wort, dem wir in den sonst von Celten bewohnten Berggegenden vielfach wieder begegnen. Noch heutiges Tages heißen „Kar“ oder „Karrfelder“ viele öde Felsgegenden in den Alpen. Auch ist es wahrscheinlich, daß dasselbe Wort den Benennungen der Provinzen Carnia, Krain, Kärnthen und der karnischen Alpen, sowie auch des bekannten, mit Felseninseln und Riffen gefüllten quarnerischen Meerbusens zu Grunde liegt. — Andere dagegen meinen, daß der Name aus dem Slavischen stamme, und hier bieten sich wieder zwei Quellen dar: erstlich ein Wort „Krasta“, mit seiner Verwandtschaft, das so viel bedeutet als „Grind“, „grindig“, d. h. rauh, uneben, zerklüftet; dann die Worte „Ker“ und „Hrast“, welche so viel, als Steineiche und Eiche, sagen wollen. Die erste slavische Ableitung von „Krasta“ fiele wol ungefähr mit der celtischen zusammen. Die zweite aber erklärt man sich durch die Annahme, daß der jetzt so öde Karst ehemals ganz mit Bäumen besetzt gewesen sei und einen zusammenhängenden Eichenwald gebildet habe, und daß die Slaven zum Andenken an diesen einst blühenden und anmuthigen Zustand des Gebirges jenen Namen noch aufrecht erhalten hätten. Von diesen verschiedenen Ableitungen scheint die letztere die willkürlichste

*) Strabo bezeichnet unter diesem Namen den Karst sehr deutlich, wenn er sagt: „Okra ist der niedrigste Theil der von Rhätien zu den Japoden (Croaten) gehenden Alpen“.

und unwahrscheinlichste zu sein; die erstere hat den jetzigen Zustand des Gebirges und die meiste Analogie für sich. Gewiß ist, daß bei dem Namen Karst jetzt Niemand mehr an bewaldetes Land denkt.

Man kann für den Namen „Karst“ als Eigennamen eine weitere, eine engere und eine engste Bedeutung annehmen. Alle die südillyrischen Gebirge im Nordosten des adriatischen Meeres, die sogenannten julischen Alpen, der Birnbaumer-Wald, der Tschitschen-Boden, das Plateau des Schneeberges ꝛc., haben das Gemeinsame, daß sie der Hauptsache nach aus einer eigenthümlichen, äußerst höhlenreichen und der Auswaschung und Zerklüftung sehr ausgesetzten Kalkmasse bestehen, die einen wahrscheinlich ältern Sandsteinboden bedeckt. — Da man nun an dem eigentlichen, im engern Sinne sogenannten „Karst bei Triest“ dieses Kalkterrain in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit besonders deutlich erkennt, so hat man den Namen Karst zu einem generischen erhoben, und nennt wol alle jene Höhlenkalkberge von Italien bis zur Save und auf der andern Seite weiter nach Dalmatien hinab Karst-Gebirge. — In dieser Weise faßt man den Karst auf, wenn man z. B. in der südlichen Hälfte von Istrien, wo auch alles Land aus jenem Höhlenkalk gebildet ist, behauptet, es trete überall der „ächte Karst“ wieder hervor. — In diesem Sinne sagen auch die Geographen von den julischen Alpen, daß sie zum Karstgebirge gehörten.

Die höhlenreiche Kalkmasse, welche über alle die besagten Gegenden ausgebreitet ist, bildet indeß nicht immer völlig zusammenhängende und ganze, sondern vielmehr eine mannigfach zerrissene und, so zu sagen, zerlappte Decke. An mehreren Stellen kommt der unter ihr liegende Sandstein zu Tage. Die Kalkmasse wurde an solchen Stellen entweder von vornherein gar nicht deponirt, oder sie wurde

dort später wieder zerstört und weggefressen. Diese Oberflächen-Stücke von Sandstein sind oft große und breite Landstrecken, die, gleichsam wie Inseln oder tiefe Mulden und Becken, mitten im Kalksteinmeere liegen. Da sie anders beschaffen sind, und eine ganz andere Weise des Anbaus und Lebens der Menschen bedingen, so scheiden sie sich sehr scharf von dem Kalkstein oder Karstlande ab, und sondern dieses in mehrere Abschnitte und Theile. — Solche mit Sandstein angefüllte Mulden sind z. B. das Thal des Vippach, der bei Görz dem Isonzo zufließt, das Thal der Rjeka, die vom Schneeberge herabkommt, und der mittlere Strich der Halbinsel Istrien, der sich mit seinem Sandsteingebilde noch bis über Triest hinaus ein wenig längs des Meeres fortsetzt..

Diese drei zuletzt genannten großen Sandsteinbecken fassen nur eine sehr längliche Abtheilung jenes weiten, großen Karst-Kalkgebirges zwischen sich, die mit 12 Meilen Länge vom Isonzo nach dem Fiumer Meerbusen oder dem Quarnero geht, und die man im engern Sinne „den Karst" nennt. Fiume liegt an der Südgränze dieses Karsts, wie Görz und Gradisca an seinem nördlichen Abhange. Bei Fiume, wo die Berge sich erniedrigen, wo durch sie eine Passage ins Innere des Landes hinein geht, und wo auch eine kleine Sandsteinmulde den Abschnitt noch genauer bezeichnet, nennt man die Berge in Nordwesten noch sehr gewöhnlich Karst; die in Südosten aber theilt man den croatischen und dalmatischen Gebirgen, dem Velebitsch rc., zu. — Diese Auffassung des Karsts, als eines Gebirgszuges zwischen dem Quarnero und dem Isonzo-Delta, ist die gewöhnliche bei unsern Geographen.

Doch giebt es endlich noch eine und zwar engste Auffassung dieses Namens, die daraus hervorgeht, daß der ganze, so eben bestimmte Kalkhöhen-Zug wieder in mehre,

durch ihre Höhe verschiedene und mehr oder weniger gesonderte Partien zerfällt. In der Mitte nämlich, nicht weit von Triest, im Norden von Istrien, treten die beiden Kalkstein-Mulden des obengenannten Rjeka-Thales und des mittlern Istriens ganz nahe zusammen. Nur ein schwaches Karstplateau von kaum $^3/_4$ Meilen Breite bleibt zwischen ihnen. Dasselbe ist an dieser Stelle fast ganz weggeschliffen, während es sowol in Südosten nach Fiume zu, als auch in Nordwesten am Isonzo hin sich bald in einer Breite von 3 bis 4 Meilen ausdehnt. Diese Abschmälerung der Masse ist zugleich mit einer Verschiedenheit in der Höhe und Erhebungsweise der beiden so entstehenden Hauptabtheilungen des Karsts verbunden. Die nördliche Abtheilung bildet mehr einen breiten Rücken, ein unebenes Plateau von durchschnittlich 1000 Fuß Höhe, und einzelne Spitzen steigen zu 1500 bis 2000 Fuß hinauf. Die südliche Abtheilung dagegen zeigt eine Reihe einzelner Höhen von 3000 bis 4000 Fuß Erhebung. Man hat daher beiden Abschnitten des Karsts wieder besondere Namen gegeben; der südliche heißt bei uns Deutschen der Tschitschen-Boden oder die Tschitscherei; der nördliche aber behält nun den Namen Karst im engsten Sinne. — Wenn Jemand von diesem Karst im engsten Sinne spricht, so denkt er dabei zunächst nur an diejenige kleine Abtheilung des großen, langen Karstgebietes, die von den Sandsteinthälern des Vippach und der Rjeka, sowie von der Diluvialebene des Isonzo und dem Golf von Triest, in die Mitte genommen wird. — Doch setzt man wol auch noch den Namen Triest hinzu, und nennt dieses kleine, ächte Karststück dann „den Triestiner Karst". — Die Slaven haben dafür den besondern Namen „Gabrek", der übrigens auch im engern und weitern Sinne genommen wird. Eigentlich heißt nur die Gegend quer über den Karst von

Triest nach Adelsberg zu „Gabrek"; allein sie dehnen diesen Namen auch wol auf den ganzen Triestiner Karst aus.

Wir sind nun im Stande, die Gränze dieses eigentlichsten oder Triestiner Karsts etwas genauer anzugeben; derselbe beginnt in Nordwesten zunächst an der Gränze der schönen und fruchtbaren italienischen Ebene bei den Städten Gradisca, Görz und Aquileja, östlich vom Delta-Lande des Isonzo. Hier sieht man unmittelbar aus dem grünen, an Wiesen, Aeckern und Weingärten reichen Flachlande die kahlen und nackten Rücken des Karsts sich erheben und sich in südöstlicher Richtung längs des Golfs von Triest hinziehen. Wie gegen jene Ebene, so fällt der Karst auch gegen diesen Meerbusen, an dem er etwa 4 Meilen weit fort geht, ganz scharf ab, und zwar so, daß seine Felsen streckenweise schroff aus dem Meere hervorragen, und daß nicht einmal Platz für die Anlage eines Weges bleibt. Die Chaussee von Italien her nach Triest hat sich am Meeresufer keinen Durchbruch bahnen können; sie geht über den Rücken des Gebirgs hin, und fällt erst bei Triest zur Küste hinab. — Hie und da giebt es jedoch in der etwa 500 bis 1000 Fuß hohen Mauer einige Einschnitte, kleine Buchten, Vorsprünge und Vorgebirge. In diesen Einschnitten, die gegen Norden und Osten geschützt und gegen Süden und Westen offen sind, hat sich zu Zeiten eine sehr üppige Vegetation südlicher Pflanzen eingenistet, die an der oben ganz kahlen Mauer mehr oder weniger hoch hinaufranken. Auf Vorgebirgen und Felsen haben zuweilen malerisch gelegene Schlösser, wie z. B. Schloß Duino, Posto gefaßt, und die kleinen Busen benutzen die Schiffer und Fischer der benachbarten Orte als Häfen und Zufluchtsorte. Da aber, wo am Fuße des Karsts im südöstlichsten Winkel des Golfs der Gebirgsabfall sich etwas weiter zurückzieht, und wo das flache Uferland breiter wird,

hat die reiche Stadt Triest das ganze Land mit schönen Häusern, städtischen Etablissements, üppigen Gärten und reizenden Villen geziert.

Im Norden und Nordosten wird der Triestiner Karst von dem Sandsteinbecken des Vippach- oder Vipaco-Thales umgeben, das sich mit einer Breite von 1 bis 1½ Meilen, wie ein länglicher Arm, mitten durch die Kalkgebirge hinzieht, und von dem östlich diejenige Partie der julischen Alpen liegt, die man den „Birnbaumer Wald“ nennt. Die Mulde des Vippachthals hat einen üppigen Anbau und ein schönes, schon italienisches Klima; seine reiche Vegetation rankt von Osten her an dem Gemäuer des öden Karstplateaus auf ähnliche Weise hinauf, wie die der Meeresküste im Süden und Westen.

Endlich setzt sich auch der Karst mit ebenso schroffen Höhen und vielfach zerrissenen Mauern im Südosten gegen das Thal und die Sandsteinmulde der Rjeka ab. Nur an zwei Stellen ist seine Gränze nicht so scharf: gegen den Tschitschen-Boden und gegen die südlichen Partien des Birnbaumer Waldes hin; denn mit diesen Kalkmassen verbindet sich auch die Kalkmasse des Karsts durch Arme, und geht in sie über.

So viel von den Gränzen des Karsts.

Die sämmtlichen Massen der Karst-Kalkgebirge im weitesten Sinne des Wortes, die julischen Alpen, der Birnbaumer Wald, die istrischen, croatischen und dalmatischen Kalkgebirge, sind so ungemein höhlen- und klüftereich, daß man sie fast einer versteinerten Schwamm-Masse vergleichen könnte. Nicht nur kleine und große unterirdische und zuweilen viele Meilen lange Höhlen gehen in allen Richtungen durch; nicht nur tiefe und breite Trichter sinken von der Oberfläche herab überall abwärts, sondern auch schmale senkrechte Löcher, wie unsere gegrabenen Brunnen, durchlöchern oft den Boden

bis zu unergründlichen Tiefen. Ja, wenn man die Wände und Felspartien dieser Gebirge im Detail untersucht, so findet man sie auch wieder zuweilen mit vielen kleinen und tief sich verschlingenden Löchern von einem oder zwei Zoll Durchmesser durchbohrt, die, gleichsam wie ein unabsehbares Labyrinth von Röhren, den Zusammenhang der Masse unterbrechen. Mitunter kann man wol einzelne abgelöste Steine finden, selbst so kleine, daß man sie aufzuheben und wegzutragen vermag, die in verschiedenen Richtungen, fast wie ein Stück Schwamm, durchlöchert sind.

Man begreift, daß ein so eigenthümlich gestaltetes Terrain von dem bedeutendsten und zwar nachtheiligsten Einflusse auf die Anlagen und Ansiedelungen des Menschen sein mußte. Das Wasser, welches aus der Atmosphäre auf dieses Terrain niederschlug, konnte sich da kaum halten und sammeln. Es mußte alsbald durch die zahllosen Löcher, Trichter und Höhlen zu Boden sinken und sich zu unterirdischen Seen und Flußgebieten vereinigen. Nur hie und da, wo etwa das Gestein streckenweise weniger löcherig war, oder wo etwa durch aufgehäuften Schlamm, Thon, Sand oder durch sonstige fremde Stoffe die Löcher und Höhlen verstopft waren, konnten Quellen und Flüsse entstehen, die aber dann bald wieder auf irgend eine neue Höhle stießen und darin verschwanden.

In Folge dessen hat die Vegetation und der Anbau in allen mit diesem Karsthöhlen-Kalk erfüllten Ländern, in Dalmatien, einem Theile von Croatien, Istrien, einem Theile von Krain und im Triestiner Küstenlande, mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Da giebt es nirgends oder nur selten Quellen, welche den Baum- und Waldwuchs fördern; keine Bäche, mit denen der Bewohner seine Aecker berieseln könnte; keine Brunnen, an denen Thiere und Menschen ihren Durst zu löschen vermögen. Künstliche und mühsam ge-

baute Cisternen müssen meistens die Stelle der letztern vertreten. — Etwas besser mit der natürlichen Bewässerung dieser Landstriche steht es noch auf der nördlichen und östlichen Seite, weil hier doch wenigstens Wolken, Thau und Nebel die Steinwände befeuchten und den Pflanzen Nahrung geben. Am schlimmsten aber steht es an denjenigen Abhängen aus, die dem adriatischen Meere und dem Süden zugekehrt sind, weil hier die heiße Sonne auch diesen letzten Trost des Landes wegsaugt, und sowol die Kunst- und Natur-Cisternen schnell leert, als auch die einzelnen noch vielleicht existirenden Quellen und Flüsse begierig austrocknet.

Meistens steigt man überall von den Küsten des adriatischen Meeres, sowol von Triest und Fiume, als auch von allen andern dalmatischen Küstenpunkten aus, bis zu einer gewissen Höhe aufwärts, wo man sagen kann, daß man den höchsten Rücken des Landes erreicht habe, und von wo es dann wieder bergab geht; so von Triest aus bei Präwald, von der croatischen Küste und von Zara aus bei gewissen Engpässen des Velebitsch, von Sebenico, Spalato und Ragusa aus auf den Höhenpässen der dinarischen Alpen. Ueberall auf diesen Höhen, in einer Entfernung von 5 bis 10 Meilen von den Küsten, gelangt man auf die Nordseite, wo den Reisenden sofort an türkischer, croatischer und krainischer Gränze ein begrüntes und bewaldetes Land begrüßt.

Der eigentliche kleine oder Triestiner Karst bildet einen Theil dieser südwestlichen, der Sonne zugewendeten Abtheilung der illyrischen Kalkberge, und zeigt daher alle Karst-Phänomene, die Wasserlosigkeit, den Mangel an Fruchtboden und Bewaldung, die Durchlöcherung und den Höhlenreichthum, in besonders hohem Grade, und man kann in diesem kleinen Gebiete fast alle diejenigen Erscheinungen studiren, von denen

man in allen jenen weitläufigen Ländern hie und da Wiederholungen wahrnimmt.

Die verschiedenen Oberflächengestaltungen und Vertiefungen des Karstbodens sind zwar natürlich äußerst mannigfaltig, und gehen oft so in einander über, daß man mitunter nicht weiß, in welche Classe man sie stellen soll. Nichtsdestoweniger aber lassen sich gewisse Classen von Formen erkennen und einigermaßen von einander sondern. Ich will hier hauptsächlich diejenigen, welche mir für Menschen, Thiere und Pflanzen einige Wichtigkeit zu haben scheinen, oder die von einigem Einfluß auf den eigenthümlichen landschaftlichen Anblick des Landes sind, hervorheben.

Die bei dem ersten Blick auf das Land am meisten auffallenden und zugleich in national-ökonomischer Hinsicht wichtigsten Erscheinungen sind die sogenannten Dollinas, d. h. die mehr oder weniger trichterförmigen Vertiefungen, mit denen der ganze Rücken des Karsts, wie das Fell des Leoparden mit kleinen und großen Flecken, besät ist. Es sieht aus, als wenn die Riesenhände der Weltbaumeister, welche an diesem Kalkplateau zimmerten, Alles mit den Fingern betüpfelt, und überall die Eindrücke derselben zurückgelassen hätten. Man findet Versenkungen von allen Dimensionen und Arten, die aber sämmtlich darin übereinstimmen, daß sie durchweg trichterförmig sind. Es giebt ganz flache und kleine Trichter, die in Proportion nicht viel tiefer eingesenkt sind, als ein Suppenteller. Es giebt andere, deren Verhältnisse man mit denen einer Punschbowle vergleichen könnte. Endlich giebt es manche, deren Wände ganz cirkelrund um den untersten Centralpunkt herumlaufen, und deren Figur sich abwärts ganz in der Weise verjüngt, wie ein Flaschentrichter oder ein umgestülpter Kegel. Einige sind so unbedeutend, daß nur ein kleiner Kartoffelgarten oder ein

Paar Gebüsche und zwei bis drei Bäume darin Platz haben. Viele dagegen sind geräumiger und größer, und manche haben oben mehrere Hundert Klafter im Durchmesser, fallen mit mächtigen Wänden in die Tiefe ab, und geben einen imponirenden Anblick.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Trichter dadurch entstanden sind, daß die unterirdischen Gewässer den Boden so weit unterhöhlten und abschliffen, bis die darüber stehen bleibenden Gewölbe einstürzten. Man hat zwar noch Berichte aus historischer Zeit über die Entstehung solcher Trichter durch Einsturz des Erdreichs; die meisten aber müssen im Laufe der Jahrtausende vor der Bewohnung dieser Gegenden von Menschen entstanden sein. Bekanntlich giebt es Erd- und Fels-Einsenkungen dieser Art in vielen Ländern der Welt, und namentlich findet sich bei Altenberg im sächsischen Erzgebirge ein großer Trichter, der dadurch entstanden ist, daß ein nicht unbedeutendes Oberflächenstück von vielen Stollen und Schachten der Bergleute durchfurcht und gelockert wurde, und dann, diese Löcher ausfüllend, zusammensank. Dieser Trichter bei Altenberg, die sogenannte „Binge", soll 150 Fuß tief sein und einen weiten Umfang haben. Man kann den ganzen Karst gewissermaßen als ein von den Gewässern, die wie Bergleute arbeiten, unterminirtes Terrain betrachten, in dem im Laufe der Zeiten viele Tausende von Einsenkungen der bezeichneten Art Statt gefunden haben.

Bei vielen Karsttrichtern hat man, als man in ihrem untersten Grunde nachgrub, ein Loch im Gestein gefunden, und dieses Loch führte dann zu einer Reihe von Höhlen und zusammenhängenden Gewölben, die tief in das Gestein hinabgingen. Man glaubt, daß sich fast alle Trichter, wenn man nachforschte, in Zusammenhang mit solchen Höhlen zeigen würden. Demnach sind bei ihnen in der Regel nur

die obersten Höhlen eingestürzt, und die Trichter müssen als zerstörte oberste Höhlen-Abtheilungen einer ganzen Höhlenreihe betrachtet werden. — Bei einem solchen Zusammensturze wurde das Loch, das zur nächsten Höhle führte, mit Steinmaterial verstopft. Und auf der Oberfläche dieses Steinmaterials, im untersten Grunde des Trichters, bildete sich im Laufe der Zeiten ein Ansatz von Dammerde, die am Ende alle Zwischenräume der Trümmer ausfüllte, den Boden ebnete, und ein fruchtbares, flaches Stückchen Land herstellte.

Die Entstehung dieser Trichterländereien ist ziemlich einfach. Sowol die Luftströmungen, als die Gewässer, trugen dazu bei. Die letzteren stürzten bei heftigen Regengüssen natürlich von allen Seiten in die Trichter hinab, und führten Pflanzenreste, Holzstämme, abgerissene Gesträuche, kleines Gestein und den Verwitterungsschlamm von den höhern Gegenden in sie hinunter. Dieß Alles setzte sich in den Fugen des untern Trichtergetrümmers fest, und wirkte mit diesem zusammen auf die nachfolgenden, trüben und mit allerlei solchen Dingen geschwängerten Gewässer, wie ein Sieb. Das Wasser selbst sickerte nun durch, und fiel in die untere Höhle. Man entdeckt noch heutiges Tages in vielen Trichtern das Saugloch, durch das es zu den untern Räumen weiter geht. Die Pflanzen und erdigen Stoffe bleiben aber oben liegen. Auch die Winde, und namentlich die heftige Bora, wirkten zur Befruchtung der Trichter auf dieselbe Weise. Sie führten Verwitterungsstaub und Pflanzentheile, namentlich die Blätterreste des Herbstes in diese Trichter, in welchen es ruhig bleibt, und in denen daher Alles, was in der Luft entführt wird, niederfällt. — Als ich — es war im Herbst — durch den Karst reiste, fand ich den Grund aller Trichter hoch mit Blättern bedeckt, während sonst oben auf den Plateaus selbst keine Spur davon zu finden war. Auch

von jenen Verstopfungen der Höhle durch Holzwerk, Gesträuch, Balken und andere Dinge, die das Wasser entführen kann, hat der Reisende viele Gelegenheit, Beispiele zu sehen.

Gewöhnlich verschwinden die Gewässer in den Trichtern schnell. Allein wenn es stark geregnet hat, und die Abzugslöcher der Trichter nicht alles Wasser zu verschlucken vermögen, dann bilden sich auf ihrem Boden kleine Wassertümpel, die mehr oder weniger lange stehen bleiben. Da ich nach einigen starken Regentagen über den Karst reiste, so sah ich auf dem Boden sehr viele Trichter mit solchen kleinen Tümpeln schmuzigen Wassers stehen. Hie und da giebt es einige sehr große und sehr tiefe Trichter, deren Boden mit einem bleibenden See ausgefüllt ist. So wurde mir z. B. in Dalmatien die Schilderung eines sehr großen Trichters gemacht, dessen Wände in einem mächtigen Umkreise sehr schroff abfielen, und dessen Boden unten der glitzernde Spiegel eines Sees bedeckte. Wenn man an den Rand dieses Trichters träte, so könnte man in der Tiefe unter sich den See erblicken, gleichsam wie die mit Wasser gefüllte Arena für Naumachien in den römischen Theatern. Die wilden Tauben, welche in dem Felsgeklüft am See wohnten, und über dem Spiegel hin- und herflatterten, erschienen von oben her so klein, wie auf dem Wasser tanzende Mücken. Leider habe ich selbst diesen See nicht gesehen, aber, wie jeder Karstreisende, analoge Anblicke genug gehabt. — Jene Trichter sind nun die vornehmste Veranstaltung der Natur auf dem Karst, um das öde Felsterrain in dem Maße für Thiere und Menschen bewohnbar zu machen, in welchem es dieß überhaupt sein kann. Sie sind die Haupt-Anhaltepunkte für die Pflege und für die Cultur des Landes. — Die felsige Oberfläche des hohen Karstplateaus ist in so hohem Grade aller fruchtbaren Erde und alles Schutzes bar, daß sich hier keine fröhliche Vegetation

halten kann. Sowol die heftigen Regengüsse, welche die Steine beständig abwaschen, als auch die wüthenden Nordostwinde, welche ungehindert darüber hinwegziehen, machen hier alle Vegetation verkümmern. Die Bora weht oft Tage lang so stark und mit so kaltem Hauche, daß Menschen und Thiere sich vor ihr verkriechen müssen, und daß die Pflanzenwelt vor ihrem erstarrenden Odem erstirbt. Die wenigen Bäume, welche doch, von irgend einem Umstande begünstigt, aufkommen, haben alle ein sehr verkümmertes Ansehen. Auf ihrer Nordost-Seite sind sie fast alle zerstört und ohne Ast-Entwickelung geblieben. Nur nach Südwesten breiten sie einige spärlich belaubte Zweige aus, und stehen in schiefer Stellung da, gleichsam mit ausgebreiteten Armen, wie die Kinder der Niobe, das Erbarmen der Sonne anflehend.

Was es von gesunden und kraftwüchsigen Bäumen auf dem Karst giebt, das hat sich fast alles in jene schützenden und Schlamm sammelnden Depressionen des Bodens geflüchtet, zu denen auch die Gesäme und Fruchtkeime der Pflanzen geführt werden, und man sieht daher in diesen, selbst da, wo die sorgsame Pflege des Menschen nicht hinzukam, überall entweder eine kleine Naturwiese, oder einen kleinen Hain, oder doch wenigstens ein Paar Bäumchen und Gesträuche.

Die Thiere, welche auf Pflanzennahrung angewiesen sind, oder welche die von der Bora beherrschte Hochwildniß scheuen, ziehen sich ebenfalls in diese Trichter zurück, natürlich besonders in solche, in denen sie von den Menschen nicht gestört werden. Die Hasen wählen sie zu ihren Sammel- und Tummel-Plätzen, sowie es auch der Füchse in ihnen viele giebt. Auch die Vögel, namentlich die Singvögel und die Tauben, die überall auf dem Karst so häufig sind, haben in diesen Trichtern ihre Nester und Schlupf-

winkel, und erfüllen die kleinen Haine und Räume derselben mit Gezwitscher und Gesang.

Endlich hat denn auch der Mensch ein Auge auf diese Naturtrichter geworfen, und man kann sagen, daß auf dem Rücken des Karsts sowol, als auch überhaupt in allen karstartigen Gebirgen des Triestiner Küstenlandes, Istriens, Dalmatiens und Montenegros seine Existenz und sein Ackerbau ganz und gar an diese Trichter gebunden ist, und daß aus ihnen seine Nahrung hervorwächst. Selbst die Montenegriner haben in der Hälfte ihres Landes, welches karstartiges Hochland ist, ihren dürftigen Kartoffel-, Kohl- und Getreidebau fast nur auf den kleinen Culturfleckchen im Grunde jener Trichter.

Der verbreitetste Name für diese nutzbaren Trichter bei den meisten den ganzen Karst in seiner weitesten Ausdehnung bewohnenden Slaven ist „Dollina“, was bei ihnen überhaupt der generische Name für alle Bodenvertiefungen oder Thäler ist. In Montenegro verstümmelten sie dieß Wort zu „Dol“ und „Do“, einer Abkürzung des vorigen. Doch ist auch ein anderer Name, nämlich „Ograda,“ für diese Trichter, wenn sie angebaut sind, fast eben so gemein. Dieß Ograda kommt von dem illyrischen Worte „ograditi,“ „umzäunen“, heißt also so viel, als „umzäuntes Land.“ Beide Ausdrücke, Dollina und Ograda, werden ganz promiscue gebraucht. Doch ist Dollina ein weiterer Begriff. Jede große und kleine, bebaute oder nicht bebaute Einsenkung kann so genannt werden. Ograda aber wird mehr von den kleinen Trichtern gesagt, und besonders dann, wenn sie cultivirt werden. Von den Bodeneinsenkungen, die so groß sind, wie breite Thäler, würde man wol Dollina, nicht Ograda, gebrauchen können.

Gewöhnlich ist blos der kleine, oft cirkelrunde Boden der Dollinas mit Wiesen-, Garten- und Ackerbau bedeckt.

Unten ist es grün und lieblich; die amphitheatralisch aufsteigenden Wände aber zu beiden Seiten sind kahl. Man kann sich hier alle möglichen Dimensionen denken. Zuweilen ist der angebaute Kreis so klein, daß er nur wie ein frisches, seelenvolles Auge aus der todten Steinwüste umher lebendig hervorschaut. Nur drei oder vier Bäume stehen in dem Loche, brüderlich die Zweige verschränkend und mit ihren Wipfeln daraus hervorblickend. Nur ein Paar Lämmlein haben Raum, darauf zu weiden. Nur einige Kartoffeln oder Kohlpflanzen kann der arme „Carsolino" — so nennen die Italiener den Karstbewohner — darauf erzielen. An ein Ackern ist in solchen Trichtern nicht zu denken, da kein Pflug und Ochse in dem engen Raume sich herumdrehen könnte. Alles Erdreich muß mit dem Grabscheit und der Hacke umgearbeitet werden. Zuweilen aber sind die Trichter größer, die Bäume sammeln sich zu einem kleinen Haine, das Kartoffel- und Kohlbeet verwandelt sich in einen Garten, der grüne Fleck für eine Ziege in eine Wiese für Ochsen und Pferde, oder in Feld, zu dem man mit Pflug und Ochsen hinabsteigt, um die Früchte des Bodens, gleichsam wie aus einem Bergwerk, hervorzuholen. Dann sieht man auch allemal den in einer Spiralschwingung an den Trichterwänden hinführenden Weg, der diesen auf Getreide und Kartoffeln getriebenen „Bergbau" mit der Oberfläche in Verbindung setzt. — In den Gegenden des Karsts, die näher nach dem Meere zu liegen, wird noch etwas Wein gebaut, und da sind dann diese Trichter oft von oben bis unten mit Weinreben erfüllt. In manchen wird sogar ein sehr edler Wein erzielt; so z. B. kocht die Sonne den schon seit den Römer-Zeiten berühmten Prosecco in einigen solchen Trichtern am Südrande des Karsts bei dem Dorfe gleiches Namens.

Zuweilen sind, wie ich sagte, die Boden-Austiefungen

nur ganz flach, wie Teller. Dann häufen die Carsolini noch rings herum hohe Mauern von Steinen auf, um den Trichter zu vervollständigen und den Schutz gegen die Bora zu verstärken. Aber auch selbst in den tiefen Trichtern fehlt unten diese Steinmauer selten, und sie läuft gewöhnlich rings um den fruchtbaren Trichterboden herum. Sie mag wol zum Theil das Eigenthum bezeichnen und gegen Diebereien schützen sollen; doch entsteht sie auch auf ganz natürliche Weise dadurch, daß die Leute die von den Trichterwänden nachstürzenden Steine auflesen und rings herum zur Seite aufstapeln. Meistens ist dann wieder durch diese Mauer ein besonderes Thor oder ein künstlicher Eingang von Nöthen.

Gewöhnlich ist, wie ich sagte, nur der Boden des Trichters mit fruchtbarer Erde bedeckt, bewachsen und bebaut. Zuweilen ist aber gerade das Centrum dieses Bodenloches, weil das Wasser in die Tiefe abläuft, weil es sich da zu häufig ansammelt und aufstaut, und weil daher oft ein kleiner Sumpf entsteht, nicht zum Anbau geeignet, und dann zieht sich der Anbau mehr am Rande des Bodens um den Fuß des Trichters herum. Oft haben die Wände des Trichters Absätze und Terrassen, auf denen sich ebenfalls Erdreich ansetzt, und man sieht dann auch auf diesen Terrassen Pflanzen und Anbau erscheinen; es ziehen sich um den grünen Boden in der Mitte zu den Seiten hinauf verschieden hohe, grüne Ringe herum, gleichsam wie die Pflanzen auf den verschiedenen Etagen eines Gewächshauses.

Mitunter sind auch die Trichter wieder, wenn sie nicht sehr steil sind, weit und breit mit Erdreich bedeckt, und man sieht dann wol, wie mir dieß mehrere Male vorgekommen ist, den Bauer rings an den Trichterwänden herum mit seinem Pfluge Spirallinien bis zum Boden herab ziehen. Man kann sich die verschiedenen Phasen und Zufälle in den Trichtern kaum mannigfaltig genug vorstellen, und der Rei-

sende wird es fast nicht satt, alle die kleinen Scenen, die sich in ihnen, wie in stets wechselnden Kaleidoskopen, ihm darbieten, zu beobachten. Alles Liebliche, was der Karst hat, steckt in diesen Trichtern, und ich kann mir nicht anders denken, als daß die Naturdichter denselben schon eben so viele schöne Verse gewidmet haben müssen, wie wir unsern belaubten und umkränzten Hügeln. Die Ogradas sind gleichsam umgekehrte Hügel, und einem Hügellandbewohner kommt es vor, als offenbare sich ihm auf dem Karst die umgekehrte Welt. Da giebt es keine Weinberge, sondern Weinlöcher; keine Bergwiesen, sondern Kellerwiesen; die Bäume und Büsche, die bei uns die Gipfel der Berge krönen, setzen sich hier in den tiefsten Punkt eines Trichters. Der Ackersmann, der bei uns seinen Pflug in die Lenden eines Landrückens treibt, dreht ihn hier in den Höhlungen eines Souterrains herum. — Sie sind, wie in den Boden gesenkte Blumentöpfe, diese Ogradas. Ich möchte sie einmal im Frühlinge in der Fülle ihrer Vegetations-Entwickelung sehen; da mögen sie den Füllhörnern gleichen, welche Flora in der Wüste liegen ließ und zwischen den Steinen versteckte.

Die Trichter, wenn sie sich vergrößern und verbreiten, verfließen endlich in ordentliche, große, mehr oder weniger längliche oder runde Thäler, welche, sind sie von den Höhen rings umher gegen die Bora geschützt, Dörfer und größere Ackergefilde beherbergen. Diese Thäler erscheinen dann in der öden Felsenwildniß des Karsts gleichsam wie Oasen. Ein Beispiel von einer solchen Oase gewährt das bekannte Thal von Lipizza, einige Stunden oberhalb Triest, von welchem der Leser eine getreue Darstellung auf einem Gemälde sehen kann, welches der bekannte englische Thier- und Landschaftsmaler Hamilton ausgeführt hat, und das sich in der k. k. Gemäldesammlung des Belvedere

zu Wien befindet. Dieses Thal ist von öden Karstbergen rings umgeben, birgt aber Gehölze, schöne Wiesen und Weiden in seinem Busen, und in seiner Mitte ist das Etablissement des k. k. Pferdegestüts von Lipizza begründet, das den Ruhm der schon seit den Römer-Zeiten gepriesenen Karst-Pferdezucht aufrecht erhält.

Zuweilen, wenn alle oder die meisten Bodenlöcher verstopft sind, sind solche Thäler von kleinen Flüssen oder von Stücken von Flüssen durchströmt, die sich auch manchmal zu Seen ansammeln, entweder zu bleibenden, oder zu solchen, die bald erscheinen, bald verschwinden. Das Thal bei Cirknitz giebt ein Beispiel eines solchen großen, mit einem See ausgefüllten Karstthales.

Wie sich die Dollinen auf der einen Seite zu Thälern erweitern, so verengen sie sich auf der andern Seite dagegen zu blosen Brunnen, langen Felsenlöchern, Höhlen und Grotten, die wegen ihrer Kleinheit, Tiefe und Schroffheit dem Anbau Nichts mehr nützen. Bei solchen kann man dann nicht mehr von Dollinen und Ogradas reden, und muß sie im Ganzen als Felslöcher bezeichnen. Die Gestalt, Größe und Beschaffenheit dieser Felsenlöcher, sowie auch die Art ihrer Entstehung, ist wieder so mannigfaltig, als nur möglich. In Bezug auf ihre Größe habe ich schon oben bemerkt, daß einige mit großen Wölbungen meilenweit unter dem Boden fortgehen, andere aber ganz eng sind, wie Brunnen, und zuletzt sich auch überall Durchbohrungen im Stein finden, die so knapp sind, wie die Höhlungen in den Eingeweiden der Thiere.

Am besten kann man, glaube ich, diese Karst-Felsenlöcher eintheilen in horizontal und perpendicular gerichtete; denn die meisten sind der Hauptsache nach entweder das Eine oder das Andere.

Das Aussehen der perpendicularen Löcher im Karst ver-

setzt den Reisenden schier am meisten in Verwunderung, sowol durch den außerordentlich interessanten Anblick, den sie ihm gewähren, als auch, weil ihm ihre Entstehung ein zum Theil fast unlösbares Räthsel bleibt. Diese Löcher eröffnen sich oft ohne alle weitere Vorrede mitten in dem Plateau des Karsts, und gehen gleich von der Oberfläche senkrecht abwärts in die unergründliche Tiefe, wie die Wände eines von Menschenhänden durch einen Berg getriebenen Brunnens. Es giebt Löcher, die senkrecht mit wenigen Abstufungen und unbedeutenden Richtungsveränderungen mehre Hundert Fuß hinabgehen. Oben erscheint das Ganze blos wie eine Brunnenöffnung von cyklopischer Bauart. Dicke Steinknorren und Felsköpfe blicken zu den Seiten hervor, stets von tiefen und immer tieferen Postamenten heraufragend. In der Mitte ist der Schlund, in den man einen hinabgeworfenen Stein lange von Stufe zu Stufe hinabfallen hören kann. Oft fällt er nur einige, oft mehrere Secunden, bis er unten plätschernd in das Bodengewässer stürzt, das sich in der Tiefe dieser Naturbrunnen ansammelt. Ein Loch dieser Art befindet sich z. B. bei Duino an dem schon sehr erniedrigten Rande des Karsts über den Gewässern des Timavo. Solche verhältnißmäßig kurze Löcher mit bald erreichtem Wasserboden können aber auch nur am niedrigen Rande des Karsts vorkommen. Da, wo die Karstmasse dicker oder höher ist, reicht schwerlich ein solches Loch ganz durch diese Masse bis auf den bewässerten Boden über 1000 Fuß tief in senkrechter Linie hinab.

Gewöhnlich stehen diese senkrechten Löcher mit einer tiefen, horizontalen Höhle, auf der sie hier, gleichsam wie Luftlöcher auf einem Tunnel, aufgesetzt sind, in Verbindung. Meistens bilden sie selbst eine ganze Reihenfolge von Höhlen, die durch enge Löcher miteinander verkettet sind, und, mehr oder weniger senkrecht untereinander sich abstufend, in

die Tiefe abwärts gehen. Das beste Beispiel einer solchen perpendicular abgesenkten Höhlenreihe gewährt die in neuerer Zeit durch einige Triestiner entdeckte Karsthöhle bei Trebich, einem Dorfe 3 Stunden von Triest. Von dieser Grotte findet man eine Abbildung in „von Morlot's Abhandlung über die geologischen Verhältnisse von Istrien". — Diese außerordentliche Höhlenreihe besteht aus etwa 12 senkrecht abgetieften, von oben nach unten länglichen Löchern, die alle beinahe in gerader Linie unter einander stehen, und mit einander durch ganz enge Quergänge verbunden sind. Einige von diesen Löchern gehen ohne bedeutenden Absatz über 100 Fuß tief abwärts, und zuletzt kommt man ganz unten in einen weiten, hoch überwölbten Raum, auf dessen Boden Wasser fließt. Die Höhle ist über 1000 Fuß tief, und setzt also durch die ganze Höhe oder Dicke des Karsts bis zu einer Stelle hinab, wo man sich beinahe au niveau mit dem Meere befindet, und wo daher auch alle Höhlen für den Menschen verstopft sind, entweder weil hier das dichte, höhlenlose Sandsteingebilde, auf dem der Karst ruht, beginnt, oder weil hier, wenn der Höhlenkalk noch weiter abwärts gehen sollte, doch alle seine hohlen Räume mit Wasser, entweder mit Meerwasser oder mit zurückgestautem Flußwasser, gefüllt sein müssen.

Die meisten dieser senkrechten Höhlen sind noch unerforscht, theils weil ihre Besteigung an und für sich viel schwieriger ist, als die der horizontalen, theils weil ihre Gänge durch hineingefallene Blöcke und andere Materialien ganz verstopft sind. Ich sagte oben schon, daß vermuthlich in jeden der cultivirten Trichter oder Dollinas von unten her eine solche senkrechte Höhlenreihe hinauf führe, zu der man aber schon deßwegen nicht gelangen kann, weil ein Acker- oder Wiesenland ihren Mund verstopft. Zum Unterschiede von ihren „Ogradas" nennen die Karstbewohner diese brunnen-

artigen, oben geöffneten Höhlenlöcher „Boccas“ (ital. = „Mäuler“) oder „Okruglizas“ (slav. = „Rundlöcher“). So weit, als Licht in diese „Mäuler“ hinab fallen kann, sind sie meistens mit allerlei wildem Gebüsch, mit blühenden Dornen- und Rosensträuchern, besetzt. Selbst aus der Finsterniß und dem Halbdunkel des Lochs ranken noch die Blumen hervor, und zuweilen stehen einige schöne Bäume schattend an seinem Rande. Auch neigen sich, meistens von der Seite her, kleine Grasplätze zu dem Abgrunde hinab, auf denen man leicht ausgleitet und Gefahr läuft, in die Tiefe zu stürzen. So ist denn alles Mögliche gethan, um diese Mäuler, diese Höllenschlünde, in denen schon Mancher seinen Tod fand, mit verführerischen Reizen zu umgeben, und ich würde mich nicht wundern, wenn ein Karstdichter sie mit den Liebesbechern der Venus vergleichen wollte, deren Rand mit Honig bestrichen war, während in dem bodenlosen Grunde Noth, Angst, Qual und Tod lauerten. — Zu nicht geringem Schmucke gereichen diesen Boccas (oder auch Bucchis) auch die wilden Tauben, die darin zu Hunderten nisten und hausen. Diese hübschen Thierchen gehen noch weit tiefer darin hinunter, als die Pflanzen, so weit, als nur das äußerste Licht abwärts dämmert. Namentlich stecken diese Löcher im Winter voll von solchen wilden Tauben, die hier vor der Bora so sicher und geschützt sind, wie ein Carsolino in seinem Steinhäuschen. In den Nächten girrt, murrt und piept es beständig darin, und des Morgens beim Sonnenaufgang, wo alles Gethiere seiner Nahrung nachgeht, erheben sich ganze Schwärme, ganze Wolken von Tauben, wie auf ein gegebenes Zeichen, und fliegen mit klatschenden Flügeln aus jenen Löchern hervor. — Man hat daher diese senkrechten Brunnen auch wol „Taubenlöcher“ genannt. Auch manche Bergpartien haben von

diesen wilden Tauben ihren Namen, so z. B. der Berg „Golubiza" (Taubenberg) auf der Insel Meleda.

Diese senkrechten Löcher entstanden vermuthlich durch Austrocknung der ganz weichen und allmählig erhärtenden Gebirgsmasse, bei welcher eine Zusammenziehung der Theile Statt fand, und folglich stellenweise auch Spalten und senkrechte, leere Räume sich bildeten. — Wenn die Höhlen dadurch auch nicht in ihrer jetzigen Gestalt gebildet wurden, so ist doch vielleicht darin die erste Veranlassung zu ihnen zu finden. Luft- und Wasserströmungen, sowol von oben, als von unten her, mögen sie dann so abgeschliffen und ausgebildet haben, wie wir sie jetzt sehen. Ich sage, Strömungen sowol von oben, als von unten.

Daß von oben her lange Zeit überall Wasser einfloß, nimmt man fast bei jedem Taubenloche wahr; denn fast immer giebt es hier an ihrem Rande eine kleine, längliche Vertiefung in dem Boden, die wie ein Canal oder ein schmales Thal zu dem Loche hinführt, und den Lauf des herbeifließenden Wassers bezeichnet. Auch ist meistens eine weite Bresche in dem Mauerrande des Brunnens ausgearbeitet, welche die herbeistürzenden Gewässer im Laufe der Zeiten in den Felsen bildeten. In diesen Thälchen und vermittelst dieser Breschen naht man sich gewöhnlich den Taubenlöchern, und kann hier, am Rande der Breschen sitzend, gewöhnlich die ganze Scene am besten überblicken. — Diese von oben hereinstürzenden Gewässer haben nun vermuthlich im Laufe der Zeit das Innere geweitet und die Zerklüftung der Wände befördert, je nach Umständen aber auch zuweilen das ganze Loch, wie ich schon sagte, zu einem geschlossenen Trichter zugedämmt.

Wie von oben herab, so dringen auch von unten herauf Gewässer in die Höhlen ein. Zuweilen nämlich, im Winter und in der Regenzeit, schwellen die untern, in den

Souterrains des Karsts sich bewegenden Gewässer so hoch an, daß die horizontalen Höhlen, in denen sie fortfließen, nicht Alles fassen können. Die Wasser steigen dann auch in die senkrechten Höhlen bis zu einer gewissen Höhe hinauf. In der Trebich-Höhle bemerkte man sie z. B. bis 344 Fuß über dem gewöhnlichen Niveau des Wassers. Auch dieses Auf- und Absteigen der Gewässer von unten her mag die Höhlen erweitert und durch mächtigen Druck zuweilen gesprengt haben. — Auf ähnliche Weise mögen auch die Winde und Luftzüge, die beständig in ihnen aus- und einziehen, und oft bei plötzlicher Veränderung des Wetters, oder bei mächtigem Andrange der unterirdischen Gewässer, sehr heftig aus ihnen hervorsausen, die Höhlenwände ausgewittert und ausgefressen haben.

Endlich wollen wir noch die Höhlen und Löcher in horizontaler Richtung betrachten, von welchen die vielbesuchte Adelsberger Höhle das bekannteste Beispiel ist. Diese Höhle geht in einem mehrere Miglien langen Gange fast ganz horizontal in dem Gebirge fort. Doch ist sie eigentlich nur ein Zweig eines complicirten, horizontalen Höhlensystems, und im Grunde ist es mehr als wahrscheinlich, daß ein ganzes breites Labyrinth vielfach verzweigter, horizontaler Höhlen unter dem ganzen Karst weggeht.

Die Geologen glauben, daß alle diese horizontalen Höhlen blos durch Wasser-Auswaschung gebildet seien, und daß wir uns ihre Entstehung etwa so zu denken haben. Das Kalkplateau des Karsts war von Anfang an keine vollkommen compacte und gleichmäßig dichte Masse. Vielmehr war dasselbe von vornherein in Folge des beim Austrocknen Statt findenden Zusammenziehens und Zerreißens durch eine Menge kleiner Spalten und Risse zerklüftet, wie ja alle Steinarten dermaßen zerklüftet sind, daß man nur selten, selbst in den besten Steinbrüchen, einen ganzen,

zusammenhängenden und etwas großen Block gewinnen kann. Die Gewässer, welche in den Sandstein-Mulden des Karsts sich sammelten, und von da aus nach einem Auswege trachteten, drangen nun auf sehr schwierigen und bunten Wegen durch die Fugen und schmalen Risse des Karsts durch. Sie mochten anfangs Hunderte und Tausende solcher Fugen haben, durch welche sie nur langsam durchsickerten, um allmählig auf mühselige Weise zum Meere zu gelangen. Doch konnte es nicht fehlen, daß einige der Fugen zuweilen größer wurden, weil das Gestein bei ihnen zerstörbarer war. Diese wurden dann vom Wasser vorzugsweise angegriffen und ausgeschliffen, und zogen am Ende, als sie zuletzt zu breiten, ordentlichen Höhlengängen umgeschaffen waren, die Hauptmasse des Wassers nach sich. Dieses suchte sich, indem es zugleich seiner Schwere gemäß sich immer möglichst in der Tiefe hielt, und mit der Erdoberfläche parallel weiter strebte, eine ganze Reihe von solchen bequemen und weiten Rissen auf, die es nun, ihnen in ganz geraden und horizontalen Zickzacklinien folgend, zu einer einzigen zusammenhängenden Höhle umgestaltete. Je größer und weiter diese Haupthöhle wurde, desto mehr floß das gesammte Wasser in ihr ab, und die andern kleinen Fugen und Risse wurden am Ende nicht mehr durchflossen; die darin begonnenen Höhlen wurden somit nicht weiter fortgesetzt. Je mächtiger die Höhle wurde und je mehr Wasser sie verschlingen konnte, desto mehr lief zu gleicher Zeit der obere See ab, desto mehr verwandelte er sich in einen Fluß. Da, wo die Karstmasse ein großes, ziemlich gleichmäßiges, 1000 Fuß dickes und breites Plateau bildet, wie der Triestiner Karst dieß thut, müssen solche Höhlen viele Meilen lang werden, und das Wasser kann hier nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als am Meere selbst; der unter dem Karst hervortretende Fluß verschwindet dann sogleich

wieder im Meere. Da aber, wo die Karstkalkmasse schmal ist, durchbricht der Fluß diese schmale Mauer, die, gleichsam wie eine kolossale Brücke, über ihm schwebt, und tritt, unter dem Karst hervorquellend, aus seiner Höhle ins Freie hinaus, wo er wieder, besonders wenn er hier auf eine höhlenlose Sandsteinschicht trifft, eine Zeit lang fortfließt.

Auch die Gewässer, welche von oben her als Regen auf den Karst niederschlugen und dann in die senkrechte Höhle hinabtröpfelten, mußten sich am Ende unten, wo der Höhlenkalk aufhört und der löcherlose Sandstein beginnt, sammeln, hier in Verbindung mit den seitwärts eingedrungenen Gewässern fortfließen, und sodann zur weiteren Ausbildung der horizontalen Höhlen das Ihre beitragen. Man kann diese senkrechten Höhlen gleichsam als Luftschachte und Nebenarme der unterirdischen, horizontalen Höhlen, mit denen sie sich am Ende verbinden, betrachten, sowie man die in ihnen abtröpfelnden Gewässer gleichsam als perpendiculare Nebenflüsse jener unterirdischen Flußsysteme ansehen kann.

Die ganze Entdeckung und Beachtung dieser unterirdischen Karstflußsysteme und ihres Zusammenhangs durch Höhlen ist noch ziemlich neu, und man ist selbst jetzt noch keineswegs damit ganz aufs Reine *). Die alten Bewohner der Karstgegenden selbst wagten natürlich nicht an einen so entfernten Zusammenhang zu denken. Sie nahmen da das Ende ihrer Flüsse an, wo sie in der Erde verschwanden, und ließen hiermit auch ihren Namen fallen. Eben so dachten sie da, wo sie ein Gewässer in ihrer Nähe aus dem

*) Eben jetzt ist aber der Naturforscher Dr. Schmiedl im Auftrage der östreichischen Regierung damit beschäftigt, diese Höhlenkunde zu vervollständigen.

Gebirge hervorquellen sahen, an eine neue Quelle, und gaben dieser einen besonderen Namen. So ist es denn gekommen, daß jedes Stück eines Karstflusses, wo es zu Tage erscheint, einen eigenthümlichen Namen führt, obgleich es eigentlich denselben Namen haben sollte, den es oben hat, wo es in die Höhlen-Region eintritt.

So ist es gekommen, daß ein und derselbe Flußfaden zuweilen dreierlei verschiedene Namen hat, so daß z. B. der, welcher durch die Höhlen von Adelsberg, Planina und Oberlaibach fließt, und bei jeder Höhle seinen Namen verliert, anfangs Poik, dann Unz, endlich Laibach heißt, obwol es viel richtiger wäre, hier von einem oberen, mittleren und unteren Laibach zu sprechen. Das Phänomen der großen, von Flüssen durchströmten horizontalen Höhlen findet sich in dem ganzen Karstgebiete in dem weitesten Umfange dieses Wortes sehr verbreitet. Außer dem Poik-, Unz- und Laibach-Systeme, welches ich oben nannte, und außer dem des Rjeka-Timavo, auf das ich bald näher eingehen werde, findet sich noch eine Menge ähnlicher Flußgebiete in Krain, in Istrien und in dem Triestiner Küstenlande. Mehre Bäche stürzen sich vom Berge Nanos herunter, verschwinden in Höhlen, und vereinigen sich unterirdisch mit dem Poik. — Bei Lueg auf dem Karst fällt ein Fluß, die Lokwa, in die berühmte große Höhle unter diesem Schlosse, und erscheint unten im Thale wieder als Vippach oder Vipaco. — Die Temenitz, ein Zufluß der Gurk und Save, verliert sich, wie der Laibach, dreimal unter der Erde, erscheint dreimal neugeboren wieder, und verändert ebenso dabei ihren Namen. Valvassor führt in seiner detaillirten Schilderung von Krain noch zwölf andere minder bekannte Flüsse an, die auf dieselbe Weise hinsterben und wieder geboren werden. Auf der Halbinsel Istrien giebt es gleichfalls mehrere solcher Höhlenflüsse, die alle zu nennen überflüssig wäre. Ganz

Dalmatien ist ebenfalls voll von solchen Flüssen. Seine Gränzgebirge, der Velebitsch, die dinarischen Alpen, die montenegrinischen Berge, sind alle auf ähnliche Weise von großen Höhlen durchzogen, wie der eigentliche Karst bei Triest. In Croatien spricht sogar das Volk von unglaublich langen Höhlen. Es erzählt, daß einst ein Hund, den man habe tödten wollen, in ein Felsloch geworfen worden sei; daß dieser Hund aber unversehrt unten angekommen, dann in einer Höhle unter dem Velebitsch wegspaziert und in Dalmatien bei Zara wieder zu Tage gekommen sei. Fast alle Hauptflüsse Dalmatiens entspringen in Höhlen; so die Zermagna, die Kerka, die Cetinna, die Ombla bei Ragusa, die Jader bei Salona ꝛc., und wahrscheinlich sind sie die Fortsetzung bosnischer und herzegowinischer Flüsse, die unter den dinarischen Alpen in Höhlen weggehen, und in Dalmatien zum zweiten Mal zu Tage kommen. Auch durch die Gebirge von Montenegro bricht von der Herzegowina her ein bedeutender Fluß durch eine Höhle, und stürzt in einer starken Cascade in die tiefer liegenden montenegrinischen Thäler herab. — In die Bai von Cattaro fließen aus Höhlen 4 bis 5 verschieden mächtige Bäche, die ihre Nahrung unterirdisch und zum Theil ziemlich weit her beziehen. — Endlich wiederholt sich dasselbe Schauspiel mehre Male in Albanien, Epirus und Griechenland, wohin sich noch die karstartige Beschaffenheit des Höhlenkalks fortsetzt.

Man sieht aus diesem nur oberflächlichen Ueberblick, wie weit das Phänomen, mit dem wir uns beschäftigen, verbreitet ist, und daß es sich allerdings lohnt, alle Vorkommnisse dabei ins Auge zu fassen. Diese sind in der That sowol bei dem V e r s c h w i n d e n der Flüsse unter dem Karst, als bei ihrem H e r a u s t r e t e n aus demselben ungemein mannigfaltig und nicht nur äußerst malerisch,

sondern auch in Bezug auf den Vortheil, den der Mensch von diesen Vorgängen zieht, interessant.

Zuerst das Verschwinden. Dieß geschieht zuweilen sehr plötzlich. Man sieht den Fluß ruhig, wie andere Flüsse in dem Thale dahinfließen. Auf einmal aber eröffnet sich ein senkrechter Schlund, der die Wellen sofort verschlingt, oder eine Höhle, in die sie rauschend, wie unter einem Brückenbogen, hineinstürzen. Das Letztere findet bei Adelsberg Statt; zu dem Erstern geben eine Menge kleiner Karstbäche Beispiele. — Auch hat man am Cirknitzer See ein Beispiel davon, bei dessen Ausfluß eine Haupthöhle ist, bis zu deren oberem Gewölbe der See, wenn er voll ist, hinaufsteigt, und in deren Rachen er sich, so zu sagen, à pleine bouche hinabstürzt, plötzlich von einem ruhigen und stagnirenden Gewässer zu einem starkbewegten Strome übergehend. Gewöhnlich geht das Verschwinden aber nicht so einfach vor sich; vielmehr macht die Natur, wie überall bei ihren Uebergängen, allerlei Vorbereitungen dazu, und leitet die Sache allmählig ein. Nicht immer steht die Karstwand so schroff da, hat auch nicht immer sogleich eine weit geöffnete Höhle in Bereitschaft. Die niedrige Vorpartie des Karsts hat daher der Fluß zuweilen in einem engen, oben offenen Thale eingesägt, in welches er aus seiner weiter oben liegenden Thalmulde zuerst, wie in einen Canal, eintritt. Darin läuft er oft eine Miglie lang fort, indem die Wände zu beiden Seiten noch höher und schroffer werden. Dann endlich kommt ein Höhle, in die er hineinrauscht. Aber diese Höhle ist kurz. Es ist eine kleine, detachirte Vormauer, ein vom Ganzen gelöster Isthmus des Karsts, dessen Hauptmasse in ihrem ganzen Zusammenhange weiter hinten liegt. Der Fluß durchbricht sie und kommt gleich wieder zu Tage, wie ein ungestümer Gefangener, den man sobald nicht an das Joch gewöhnt. Doch bald darauf tritt aber-

mals eine Karstpartie vor, die ebenfalls durchbrochen werden muß, und endlich kommt die Haupthöhle, welche schließlich den ganzen Fluß verschlingt, um ihn nicht wieder von sich zu geben. — Bei solchen großartigen und allmähligen Verschlingungen sind dann die Scenen, diese gewaltigen Thaleinschnitte in den Felsen, die über den Fluß gebaute kolossale Kalksteinbrücke, die Windungen und Wirbel des Flusses selbst, sein Wiederaufblinken in der Tiefe, ungemein mannigfaltig, überraschend und malerisch.

Manche dieser Höhlen sind groß und weit genug, um alle die Gewässer, welche ihnen zuströmen, aufzunehmen und frei passiren zu lassen. Andere dagegen, die noch nicht hinreichend ausgeschliffen, oder vielleicht durch Vorfälle im Innern des Berges theilweise wieder verstopft und verengt sind, sind zu klein, um alles obere Wasser, namentlich nach der Regenzeit oder Schneeschmelze, zu verschlucken. Die Flüsse stauen sich daher bei hohem Wasserstande in den Thälern vor diesen Höhlen auf, und bilden Seen, die freilich nachher wieder verschwinden. Der Cirknitzer See ist bekanntlich das berühmteste Beispiel eines so beschaffenen Gewässers. Im Grunde aber findet man in jedem Wassertümpel oder Sumpfe dieses Landes eine Analogie des Cirknitzer Sees, bei welchem alle Eigenthümlichkeiten der hiesigen Fluß- und Höhlensysteme nur viel großartiger und in die Augen fallender sind; daher man auch sagen kann, eine Erkenntniß der Vorfälle und Verhältnisse beim Cirknitzer See gäbe den wahren Schlüssel zur Erkenntniß der ganzen Weise des Wasserablaufs und der Wasseraufstauung, sowie auch der Höhlen- und Sauglöcher-Beschaffenheit in diesem Lande.

Wie die Höhlen mitunter von Haus aus schon eng sind, so verstopfen sie sich nachher auch noch zuweilen in Folge der Zufuhr, die das Wasser ihnen bringt. Dieses

reißt nämlich nicht selten Baumstämme, Schlamm, Blätter und andern Unrath mit sich fort, der dann in den Höhlen, wo es viele Engpässe und Felsen giebt, liegen bleibt und Verstopfungen bildet. Namentlich tragen dazu die Bäume, das abgerissene Gezweige und Wurzelwerk, viel bei, das sich quer vor die Felsen und engen Canäle legt, und für den Schlamm, die Blätter und anderes nachfolgende Flußmaterial eine sehr bequeme Basis zum Ansetzen abgiebt. Bei solchen außerordentlichen Höhlenverstopfungen leiden dann die obern Gegenden. Der Fluß kann nicht in gehörigem Maße ablaufen, tritt über seine Ufer, und überschwemmt das Land, das man unter den Pflug gebracht hat. Das Reinhalten und Fegen der Höhlen ist daher in allen diesen Ländern eine so wichtige und noch wichtigere Angelegenheit, als das Fegen der Schornsteine in unsern Städten. Was übrigens das Putzen betrifft, wenn das Unglück einmal geschehen ist, so zeigen sich in dieser Beziehung die Kräfte des Menschen im Ganzen ziemlich schwach. Gewöhnlich sind die Höhlen in ihrem Innern so schwer zu erforschen und zu besteigen, dabei so weitläufig und tief, daß man meistens nicht einmal den Sitz des Uebels erkennen kann; und wenn dieß auch geschähe, so hätte man doch oft noch mehr Mühe, den Schlamm und die Baumstämme aus den Höhlen zu schaffen, als bei der Förderung des Erzes aus einem Bergwerke. Doch kommt es allerdings dann und wann vor, daß die Leute, wenn die Verhältnisse es ihnen möglich machen, in ihre Höhlen hineinkriechen, und sie, wie die Schornsteinfeger unsere Essen, kehren. — Gewöhnlich aber muß der Fluß sich selbst wieder helfen, was er allerdings auch im Laufe der Zeiten thut, indem das Holz allmählig verfault und die Schlammdämme und Bänke wieder fortgeführt werden.

Desto ausführbarer sind dagegen die vorbeugenden

Unternehmungen des Menschen, und diese sind daher auch häufiger und seit alten Zeiten üblich in diesen Ländern, wo man schon längst die Beobachtung gemacht zu haben scheint, daß gewisse Ueberfluthungen in den Thälern von nichts Anderem, als von Verstopfungen in den Höhlen, herrühren. Sie bestehen gewöhnlich in der Anlage eines starken Zaunes oder Rechens vor den Eingängen der Wasser schluckenden Höhlen. Die Leute rammen starke Balken in einem Halbcirkel vor diesen ein, und verbinden dieselben mit Querbalken unter sich. Ein solcher Rechen wirkt nun auf das durchströmende Wasser, wie ein Sieb. Die Baumstämme, das Gestrüpp, das Wurzelwerk, die Steine und am Ende auch der Schlamm bleiben vor ihm liegen. Der Damm, welcher sich sonst im Innern der Höhle bilden würde, setzt sich nun gleichsam auswärts an, und wird so den Leuten erreichbar, die zu Zeiten mit Hacke und Schaufel herankommen und den Rechen reinigen, indem sie allen Ansatz wegputzen. Man sieht einen solchen Rechen vor der Hauptausmündungshöhle des Cirknitzer Sees, und ähnliche findet man überall im Lande vor vielen kleinen Höhlen, in denen Bäche und Quellen verschwinden. Diese kleinen, menschlichen Kunstwerke nehmen sich mitten in der wilden und großartigen Naturumgebung, welche sich bei solchen flußverschlingenden Höhlen zu finden pflegt, malerisch und interessant aus. Man glaubt das Eingangsthor zur Unterwelt zu erblicken. — Und hiernach kann man sich auch den Tadel oder das Lob erklären, welches die Reisenden in ihren Werken den Bewohnern dieser oder jener Karstgebirgsgegend zollen, indem sie sagen, daß sie hier ihre Höhlen gut reinigten, oder dort sie vernachlässigten. Denn wenn sie ihre Rechen schlecht halten, oder sie nicht zweckmäßig anlegen, oder sie nicht häufig genug putzen, so stockt das Wasser und bildet in den obern Thälern Ueberschwemmungen und Sumpfstriche. „Am Vele-

bitsch in Croatien", sagt ein Reisender, „giebt es ganze Gegenden, in welchen alle Thäler versumpfen und verdumpfen, weil die Leute die Höhlen und Sauglöcher ihrer Flüsse nicht ordentlich putzen."

So viel vorläufig von dem Eintritt der Gewässer in die unterirdische Welt. In Bezug auf ihr Wiedererscheinen habe ich schon bemerkt, daß dieses zuweilen sehr bald nach dem Verschwinden eintritt, und zwar in der Weise, daß die verdeckenden Felsen gleichsam eine dicke und kolossale Brücke über dem Flusse zu bilden scheinen. Man sieht die Gewässer dann unter den bunten Gewölben und cyklopisch breiten Bogen dieser Brücke dahinrauschen. Oft folgt dem Hervortreten ein abermaliges, eben so schnelles Verschwinden. So giebt es z. B. in Krain einen kleinen Bach, der aus einem Felsenloche mit krystallnem Strom hervorspringt, und 6 Klafter weiter gleich in ein unteres Felsenloch hinabstürzt, ohne je wieder ans Tageslicht zu treten. Man kennt weiter Nichts, als dieses kleine, 6 Klafter lange Stück, gleichsam diese einzige Masche seines Netzes, weiß nicht, woher er kommt und wohin er geht, und benutzt diesen seinen kurzen Besuch, den er auf der Oberwelt macht, dazu, um ihn im Vorübergehen eine Mühle treiben zu lassen. — Auch große Flüsse kommen auf ähnliche Weise oft nur für eine Strecke von 20 bis 30 Klafter oder etwas mehr zu Tage. Man sieht sie auf dem Boden eines gewaltigen, weit geöffneten Trichters eine Weile hinfließen und gleich wieder im Karstkalke verschwinden. Man kann in die Tiefe hinabsteigen und Aus- und Eingangshöhlen zugleich übersehen. Mitunter aber, wenn diese Trichter sich zu schmalen, brunnenartigen Luftlöchern verengen, kann man sich von dem Dasein des unten vorübergehenden Flusses nur dadurch überzeugen, daß man einen Stein hinabwirft, der unten ins Wasser plätschert, oder

dadurch, daß man dem Gebrause des in der Tiefe vorüberrauschenden Flusses lauscht, der hier gleichsam nur einen kurzen Athemzug thut, durch sein Luftloch einen Mundvoll frischer Luft schöpft, und dann auf seinen finstern und versteckten Wegen gleich wieder weiter zieht. Man fühlt auch zuweilen diesen Athemzug, da, wie ich schon sagte, die Gewässer häufig den Wind durch solche Höhlen aufwärts treiben, zumal, wenn sie sehr stark angeschwollen sind.

Interessanter werden natürlich für den Menschen die Ausströmungspunkte der Gewässer aus den Bergen, wenn sie zugänglicher sind, und wenn sie, sei es für immer oder wenigstens für eine bedeutende Strecke, auf der Oberfläche bleiben. Auch sind die Scenen um Höhlen dieser Art herum wo nicht eigenthümlicher, doch lieblicher und anziehender. Mitunter treten die Flüsse aus diesen Höhlen sofort mit einem gewaltigen Saltomortale heraus. Dieß thut z. B. die Save in Krain, die aus einer Höhle in der Mitte einer hohen Felswand herabspringt. — Bisweilen eilen sie wenigstens mit der größten Schnelligkeit und mit heftigem Rauschen, als hätten sie Noth, der Erde zu entkommen, aus dem Boden hervor, und hüpfen, wo nicht unter Bildung von Cascaden, doch mit lebendiger Strömung und munteren Krümmungen in die Wiese hinaus, gleichsam wie das junge Vieh, das im Frühlinge zuerst wieder auf die frische Weide geführt wird. — Mitunter haben sie die Thore des Gebirges sperrweit aufgerissen; mächtige Bogen wölben sich empor, und die schmucke, wiedergeborene Nymphe schifft unter den Bogen fort, dem Lichte entgegen. Diese Ausgangshöhlen der Gewässer liegen zuweilen hoch in den Felswänden an sehr unzugänglichen Orten, und daher haben die Umwohner sie zu Zeiten als Verstecke und feste Plätze benutzt, und Mauern, Wachthäuser und Wartthürme, ja zuweilen sogar Schlösser und kleine Festungen in ihren Thoren

angelegt. So liegt z. B. in dem Eingange einer großen Höhle unweit Adelsberg in Krain das berühmte Schloß Lueg, welches daher im Slavischen „Predjama", d. h. „Vor der Höhle", genannt wird. Ein anderes solches Vorhöhlenschloß (Pod Jama Tabor) führt Valvassor in seinem Werke über Krain an. Bei denjenigen Erdmäulern und Felsenlöchern, in welche die Gewässer hineinstürzen, kann so Etwas in der Regel nicht Statt haben, weil aus sehr begreiflichen Gründen diese Höhlen fast mit der Sohle des Thales im Niveau liegen müssen. — Dagegen sind oft jene Felsbrücken und Gipfel, welche sich hier zeigen, ebenfalls mit malerischen Schlössern bedeckt.

Viel häufiger aber, als diese Höhlen, welche das Wasser in Katarakten von sich speien, scheint mir bei dem Hervortreten der Gewässer das vorzukommen, daß sich dabei gar keine Höhle zeigt, daß der Fluß vielmehr ganz ruhig unter dem Abschnitte einer Felsenwand hervorquillt, und sofort, als hätte sich gar nichts Besonderes ereignet, ganz gemächlich und bequem seinen Lauf beginnt. Weder der Timavo bei Triest, noch der Laibach bei Laibach, noch die Ombla oder Kerka in Dalmatien, noch auch viele andere solche große, den Bergen entquellende Flüsse, haben bei ihren Quellen große und mächtige Höhlengewölbe, und da ist nirgends eine solche Zerklüftung und bunte Zersetzung der Karstmauern, wie man sie meistens da oben findet, wo sich die Gewässer, sich Bahn brechend, in den Boden hineinbohren, und wie sie nach Dem, was ich oben sagte, zuweilen auch bei dem Ausgange Statt findet. — Die genannten Flüsse, die Ombla, Kerka, der Laibach und der Timavo, und noch viele andere ähnliche treten alle ziemlich geräuschlos aus den Bergen heraus. Es befindet sich über ihrer Quelle eine scharf abgeschnittene Felswand, die bis auf den Spiegel des Wassers herabgeht, und dieser zieht sich gleich fix und fertig daraus her-

vor, gleichsam wie ein Bogen Papier ohne Ende aus dem Maischbottig der bekannten Maschine. Zuweilen auch liegt hier an dem Austrittspunkte des Flusses eine große Masse von Steinblöcken und Grus, und aus den Fugen dieser lockern Masse tritt an hundert Stellen der Fluß heraus und ist auf einmal da, man weiß selbst nicht recht, wie. Zuweilen sogar — so z. B. bei der Ombla und bei einer der Timavo-Quellen — bildet sich gleich unmittelbar vor dem Ausmündungsloche statt einer rauschenden Cascade ein Busen, ein stiller, spiegelglatter, kleiner und oft sehr tiefer Teich oder Kessel, von dem aus dann der Fluß weiter abwärts fließt.

Diese Erscheinung, daß im Ganzen die Eintrittspunkte und Sauglöcher der Gewässer von wilderen Scenen, von einer stärkeren Zerklüftung des Bodens und von mächtigeren Höhlen und Gewölben, als die Austrittspunkte, umgeben sind, läßt sich, däucht mich, auf zweierlei Weise erklären. Erstlich finden sich die Sauglöcher aus natürlichen Gründen in der Regel in bedeutend höheren Regionen, wo schon im Allgemeinen die Gestaltung aller plutonischen und neptunischen Gebilde bunter ist. Alle Abstürze und Neigungen des Bodens sind hier jäher, und alle Gewässer haben hier mehr Gewalt. Auch können diese hier noch Nichts deponiren, weil sie noch Nichts losgerissen haben, und der von ihnen ausgeschliffene Eingang bleibt daher mehr geöffnet. Beides ist gerade umgekehrt bei den weiter unten gelegenen Ausgängen. Hier sind die Schwingungen des Bodens meistens sanfter; die abgelagerten Schichten streichen horizontaler; es eröffnen sich breite Thäler oder der weite Spiegel des Meeres. Die Gewässer haben daher schon einige Zeit vor ihrem Austritt eine sanftere Bewegung angenommen und die Kraft verloren, weite Höhlen auszugraben. Arbeiteten sie aber gleichwol diese aus, so hielten sie dieselben doch nicht immer offen.

Vielmehr füllten sie dieselben wieder aus, indem sie einen großen Theil des im Innern losgerissenen Materials, Steinblöcke und Grus, hier deponirten; daher die häufige Erscheinung, daß sie aus solchen Block- und Grus-Massen hervorsickern. Zuweilen mögen auch die eigentlichen Höhlen, aus welchen sie zu Tage kommen, tief unter dem Wasser versteckt sein. Früher mochten dieselben wirklich sichtbar am Tage liegen, und der Strom aus ihnen, wie aus einer Urne, herausfallen. Als aber im Laufe der Zeiten sich sein ganzes Bett bis zum Ausflusse hinab erhöhte, kam die Höhle unter das Niveau des Wassers zu liegen, das nun die Höhle bis an den obern Rand bedeckte und gleichsam ersäufte.

In Folge aller dieser Umstände sind nun, sage ich, die Austrittspunkte der Gewässer meistens von sanfteren und anmuthigeren Scenen umgeben. Gewöhnlich ist es nicht eine Höhle, sondern in dem hintersten Ende eines Thales eine freie, weite Nische, ein liebliches, mit Laub und blühenden Büschen besetztes und sonniges Felsenversteck, aus dem der Fluß herausquillt. Es ist ein reizender Aufenthalt der Vögel und Nachtigallen, die an diesen muntern Quellen ihre Nester bauen. Die Wiesen- und Gartenanlagen begleiten zu beiden Seiten den Fluß bis in jene Nische hinein, wo sie plötzlich am scharf abschneidenden Rande der senkrecht aufsteigenden Wände, wie der Wasserfaden selber, aufhören. — Ueberall sind diese Stromquellen mit zahlreichen Etablissements von Mühlen umgeben. Oft hat eine ganze kleine Colonie von Müllern und Mühlen sich in diesen Felsnischen etablirt. Auch die Schiffer und Schiffe kommen fast bis zu diesen Nischen, bis in geringe Entfernung von den Quellen aufwärts; so bei dem Laibach, dem Timavo, bei der Ombla u. s. w., und es finden sich dann in der Nähe kleine Hafen- und Verladeplätze für die Waaren. So verweben sich denn Naturscenen und Kunstwerke an diesen

Flußausströmungen zu höchst anmuthigen Gesammtbildern, von denen eine ganze Reihe, so zu sagen, an dem Fuße der öden Karstberge rings um das adriatische Meer herumgestellt ist, die sich alle unter einander äußerst ähnlich sehen, und die man doch alle wieder gern aufsucht und schildert, weil jedes seine besonderen Reize hat.

So viel von den Ein- und Ausgängen der Karsthöhlen und ihren unterirdischen Gewässern. Es bliebe nun noch übrig, die Beschaffenheit der eigentlichen Höhlen selbst zu schildern und die Schicksale, die der Fluß in ihnen erleidet, darzustellen. Allein dieß ist natürlich der unbekannteste Theil des großen, bunten Gebäudes, welches wir das Karstplateau nennen. Auch ist es für mich hier, der ich immer mehr die Beziehungen, welche die Natur zum Menschen hat, die erfreulichen oder nützlichen, malerischen oder nationalökonomischen, die sie ihnen darbietet, betrachte, eigentlich der am wenigsten interessante. Da, wo die Karstflüsse in ihre finstern Höhlen hinabpoltern, empfehlen sie sich gleichsam dem Menschen, entschlüpfen der Sonne und unsern Augen, und sind so gut, als gar nicht mehr, für uns vorhanden. Sie mögen dort unten immer die wunderlichsten Sprünge vollführen und die sonderbarsten Scenen darstellen. Kein Maler bekümmert sich darum, weil man sie erst mit der Fackel beleuchten muß, um ihrer ansichtig zu werden. — Diese Höhlengänge sind fast ganz außer Verbindung mit dem Menschen und seinem Thun und Treiben, und ebenso auch mit dem nach der Sonne begierigen Thier- und Pflanzenleben. — So prachtvoll sie sein mögen, kein poetischer Schäfer kriecht in diese Stalaktytenhöhlen, um auf seiner Schalmei eine hübsche Strophe zu blasen. Er bleibt draußen vor dem Eingange unter den Vögeln und Blumen sitzen. Und ebenso, wie die Maler und Schäfer, bekümmern sich auch die Müller, die Fischer und die Kaufleute nicht um diese nutzlosen

Höhlen-Gewässer, in denen blos jenes ungenießbare Höhlenthier, der Proteus anguineus oder Hypochton, ein trauriges Leben fristet, und in die ihre riesigen Kräfte verspritzen, ohne daß der Mensch ihrer habhaft werden könnte. Ganz ist indeß auch dieser unterirdische Lauf der Gewässer nicht ohne Offenbarung für uns geblieben. Hie und da dämmert an einigen Stellen durch enge Klüfte, die zuweilen, wie Fenster, oben durchbrechen, etwas Licht in die Tiefe hinab, und gleich rührt der Maler seine Farben, um die unterirdischen Dämmergestalten auf der Leinwand nachzuahmen. Hie und da ist selbst der Maschinenbauer weit in die Tiefe hinabgestiegen, und hat dort einen Fleck entdeckt, der zur Anlage eines Mühlrades besonders geeignet war. Man findet solche Mühlenanlagen oft tief in den Klüften der Erde stecken. Auch die Fischer finden oft genug Veranlassung, die Höhlen zu beachten und tief in sie hineinzugehen, da sie doch zuweilen außer ihrem Wasser und ihren Proteen noch Aale und andere nutzbare Wasserbewohner von sich geben. Aber Allen geht der von Wissensdurst entbrannte Naturforscher voran, der mit der Ruderstange in der Hand diese Verstecke eifriger und tiefer durchschlüpft hat, als selbst die Fledermäuse und Ratten, die zu Zeiten in ihnen wohnen. Gerade jetzt sind unsere Naturforscher wieder eifriger, als je daran, diese Schluchten zu erforschen. Auf einer 9 Monate langen Reise sind sie*), Leitern bauend, Stufen hauend und schmale Löcher aufsprengend, in eine 1000 Fuß tiefe Grotte hinabgedrungen**). Leichte Höhlenboote construirend, Stalaktyten wegsprengend, haben sie unterirdische Schifffahrten auf diesen Höhlenflüssen unternommen, wobei sie Tage lang unter der Erde blieben

*) Einige Triestiner.

**) Die Trebich-Grotte.

und sich dabei verproviantirten, wie bei einer Reise auf den Montblanc*). Es sind auf diese Weise nicht nur mehrere alte Höhlen zugänglich und bekannter geworden, sondern man hat auch manche neue entdeckt und eröffnet. Und obgleich allerdings dieses erforschte Terrain zu den unbekannten und ungeschauten Gebieten sich nur verhalten mag, wie die Rinde des Brodes zum ganzen Brode, so haben wir doch bereits manche Blicke in das Innere gethan, und können nun vermittelst der Analogie auch auf das Unbekannte schließen.

Manche Höhlen, obwol sie ohne Zweifel durch Auswaschung entstanden sind, haben jetzt keine Gewässer mehr, und eben diese Gattung **trockener Höhlen**, die gleichsam wie abgestorbene Zweige eines Baumes, oder wie die ausgetrockneten Arme eines Fluß-Systems zu betrachten sind, kennen wir am besten, weil ihre Besuchung sich natürlich am leichtesten bewerkstelligen ließ. — Die bekannteste aller Karsthöhlen, die Adelsberger Grotte, ist größtentheils eine Höhle dieser Art. — Sie ist durchweg, d. h. in dem ganzen Arme, den man jetzt gewöhnlich bewundert, trocken, und läuft ganz horizontal und eben fort. — Die Wasserader, welche solche Höhlen durchfloß, kann durch mancherlei denkbare Zufälligkeiten aus ihr vertrieben worden sein. Es ist möglich, daß die Decke der Höhle irgendwo einstürzte, das Gewässer sich aufstaute, und seine Hauptmasse in einen Nebenarm hineintrieb. Es ist ferner möglich, daß der Grund und Boden der Höhle an einer Stelle zusammenbrach, den Fluß verschluckte, und ihn zu andern Canälen führte. Vielleicht ist es aber am häufigsten, daß diese andern Canäle sich allmählig eröffneten, indem der Fluß anfangs nur einen kleinen Arm durch die Klüfte schlüpfen ließ, auch dann, als er jenen älteren Hauptcanal längst gebildet hatte; daß dieser kleine Arm

*) Dr. Schmiedl in der Adelsberger und Planina-Höhle.

aber allmählig auf weichere Steingänge traf, die er dann der Art wegschliff, daß er am Ende weiter und bequemer, als der alte, wurde, und endlich so die ganze Wassermasse in sich aufnahm. Wie ein alter Baumast, in welchem keine gesunden Säfte sich frisch mehr umtreiben, und der mit harten Schwämmen und zähen Moosen bewachsen ist, so bildeten sich dann in den leeren Höhlen die Stalaktyten aus, indem das tröpfelnde Kalkwasser ungestört seine Sintermasse absetzen konnte. Wie bei dem Baumaste zuweilen unter der Schwammmasse Nichts mehr von gesundem Holze übrig bleibt, so bleibt auch oft in diesen Höhlen fast kein freier Raum mehr übrig. Stellenweise wachsen sie ganz mit Stalaktyten zu, und hie und da kann der neugierige Forscher kaum mehr durch die zackigen Engpässe weiter schlüpfen.

Einen noch interessanteren Anblick aber, als diese trocknen Höhlen, gewähren die vom Wasser durchströmten, die eigentlich, so zu sagen, eine Entdeckung der neuesten Zeit sind, da man sie erst jetzt zu befahren und zu beschiffen angefangen hat. — In ihnen bieten sich, wie es scheint, fast ebenso mannigfaltige Zustände und Bewegungen des flüssigen Wasserstoffs dar, wie auf der Oberfläche. Da findet man hohe Katarakte mit so pittoresker Umgebung, daß ihnen Nichts, als Sonnenschein, fehlt, um von den Dichtern wie der Rhein- und Traun-Fall gepriesen zu werden. Da theilen und spalten sich die Flüsse, wie oben; der eine fließt rechts, der andere links. Sie vereinigen sich wieder und bilden unterirdische Inseln. Dann laufen die Nixen zuweilen wieder in einen ruhigen Hafen ein. Ein kleiner Kessel füllt sich mit Wasser und bildet einen klaren See, in dem sich der Nachen und das Antlitz des Reisenden ruhig abspiegeln. Zuweilen fließt der Fluß in einem Bette, das er sich endlich nach zahllosen Mühen gemächlich zubereitete, ganze Strecken weit ruhig fort, und macht eine mehr

oder weniger lange Schifffahrt möglich, die um so stiller ist, als hier nicht der leiseste Lufthauch die Welle schaukelt. Indeß fehlt es doch auch zuweilen an diesem Lufthauche nicht, da mitunter die Luftströmungen in diesen Gewässern sehr heftig aus- oder einziehen, und man könnte dann, wie auf der Oberfläche, so auch selbst hier unten segeln. Die Ergebnisse der neuesten Höhlen-Untersuchungen*) erwarten wir noch. Es knüpfen sich viele höchst interessante Fragen an diese Untersuchungen, Fragen, die sowol den Naturforscher, als auch den National-Oekonomen und Staatsmann interessiren. Man hat geglaubt, daß man hie und da einige Höhlen als Tunnels für die Eisenbahn benutzen und zu fahrbaren Straßen umarbeiten könne, um durch sie die schwierige Uebersteigung gewisser Gebirgsisthmen zu vermeiden. Gelänge dieß, so würde man solche Tunnels vielleicht zugleich auch als Schifffahrtscanäle einrichten können. Bei manchen Höhlen, wie z. B. bei denen des Cirknitzer Sees, wird eine nähere Terrain-Kenntniß die Mittel zu beurtheilen lehren, die man anwenden muß, um den regelmäßigen Abzug des Wassers zu befördern und die obern Gegenden zu entsumpfen, oder vor Ueberschwemmungen sicher zu stellen. — Für den Naturforscher wieder ist es sehr wichtig, das Verhalten des Thier- und Pflanzenlebens in diesen Höhlen zu beobachten. Auch sind sie die natürlichsten Bahnen für die Geologen, um in die Eingeweide der Erde einzudringen und die Beschaffenheit wie auch das Alter des Steinlagers zu studiren.

Auch selbst für die Beurtheilung der Oberflächengestaltung und der auf ihr stattgehabten Ereignisse ist die Vervollständigung dieser unterirdischen Geographie von Wichtigkeit. Kennen wir erst genau, was unten sich ereignet hat, und was

*) Von Dr. Schmiedl.

noch jetzt dort vorgeht, so werden wir auch besser erkennen können, warum Dieß oder Jenes oben so sein mußte, sowie allerdings des Causalnexus wegen auch manche Erscheinungen oben uns erlauben, auf die unterirdischen Zustände Schlußfolgerungen zu machen. Von den Auswaschungen und Zusammenbrechungen der Höhlen, durch welche oft sehr tiefe Erdtrichter veranlaßt wurden, sprach ich schon. Es ist aber auch wahrscheinlich, daß auf der Oberfläche zuweilen ganze lange Thäler durch unterirdische Flüsse gebildet wurden, sowie wir umgekehrt mit großer Wahrscheinlichkeit von einem langen, oberflächlichen Thale annehmen können, daß es mit einem unter ihm weggehenden, unterirdischen Flusse correspondire. Ein solches Thal läßt sich nämlich als eine Aneinanderreihung vieler Trichter oder eingestürzter Höhlen betrachten, die alle durch den Fluß ausgewaschen wurden. Man muß aber, um eine so großartige Wirkung zu begreifen, nicht blos an eine einzige lange, schmale Höhle denken, wie es etwa die Adelsberger ist. Vielmehr muß man die Sache sich so vorstellen: Ein starker Strom floß Jahrtausende lang, in viele Arme zerspalten, durch eine Menge Höhlen, Klüfte und Schluchten hin, die zwar auf einen breiten Strich vertheilt waren, aber doch der Hauptsache nach in einer und derselben Richtung, in langen Linien, durch das Innere des Karsts hinstrichen. Der Fluß bohrte bald diesen, bald jenen Arm aus, und warf sich immer aus einem in einen andern, meistens tiefen Canal. Die Höhle stürzte hie und da zusammen, und bildete anfangs vereinzelte Trichter. Indem der Fluß das ganze Terrain unterminirte, stürzten noch viele Höhlen nach, und die sich vereinigenden Trichter bildeten endlich oben ein längliches Thal, welches nun die Richtung des unterirdischen Flußsystems bezeichnet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man

von Duino an der Küste des Triestiner Meerbusens aus bis nach Opschina bei Triest in einem Thale dieser Art dahinfährt, unter dem vermuthlich der Fluß Rjeka, von dem ich gleich sprechen werde, fortfließt. — Zum Theil kann man sich diese Classe Thäler auch wol aus einer Einsägung und Einsenkung des Flusses erklären. Anfangs nämlich, ehe noch die Höhlen unten ausgeweitet, und die ganze Karstmasse so ausgewittert und zerklüftet war, wie sie es jetzt ist, mochte ein Theil des Wassers auf der Oberfläche des Karsts in dem Thale hinfließen, und erst, als die Höhlen unten fertig waren, verschwand er ganz von der Oberfläche. Jetzt, wo er in der Tiefe wühlt, arbeitet er aber auch von unten nach oben hinauf. Er füllt nämlich seine untern Räume und Höhlen wieder mit Material an. Sein Bett erhöht sich unten, wie das Bett aller Flüsse. Bei außergewöhnlicher Wasserfülle, bei welcher manche Flüsse, wie die oben citirte Trebich-Grotte beweist, jetzt schon über 300 Fuß in die senkrechte Höhle emporbringen, muß er daher immer weiter nach oben mit seinen Armen hinausgreifen, seine Gewässer stets mehr hinauftreiben und in stets höher gelegene Arme schütten. Mit der Zeit werden daher diese auf der Oberfläche jetzt nur angedeuteten Thäler am Ende ganz bis auf das Meeresniveau herab ausgegraben sein. Allerdings müssen wir uns dazu noch eine Perspective von einigen Hunderttausend Jahren erbitten, welche Forderung an die Zukunft freilich nicht größer ist, als der lange Rückblick in die Vergangenheit, den die Höhlen und die andern ins Leben getretenen Erscheinungen des Karsts uns bereits verbürgen, und der wenigstens schon einige Hunderttausend Jahre betragen muß.

Unsere Maler haben bisher die Kunstwerke von Menschenhand, die römischen, griechischen und ägyptischen Antiquitäten, weit mehr berücksichtigt, als die eigenthümlichen Gebilde

der Natur. So haben wir schon längst Werke, welche uns das Amphitheater von Pola oder den Palast des Kaisers Diocletian von der Rück- und Vorderseite, nach Osten und nach Westen, in seinem Grund- und in seinem Aufrisse, zur Genüge darstellen. Die Eigenthümlichkeit des Baustyls und Charakters der dorischen, ionischen und korinthischen Säulenordnung ist in solchen Werken genau nachgeahmt. Obwol die Natur in ihren Schöpfungen eben so charakteristisch ist, und obwol sie auch gleichsam ihre bestimmten Säulenordnungen und verschiedenen Baustyle hat, so fehlt es uns doch noch sehr an Arbeiten der Maler, welche in landschaftlicher, geologischer, national-ökonomischer und ethnographischer Hinsicht genau und treu sind. Einige der schönsten Werke könnte uns ein Maler über den Karst geben, in dessen Felswüsteneien überall, gleichsam wie Edelsteine, die reizendsten Gemälde, so zu sagen, eingefugt sind, sowol einige der sanftesten und lieblichsten Naturscenen, wie jene mit blühendem Gebüsch, Vogelgesang und Mühlen erfüllten Felsennischen, aus denen die großen Ströme in ruhigen Becken hervorkommen, oder wie jene hübschen Cultur-Oasen in den Trichtern, als auch andere der grandiosesten und erhabensten Natur, wie jene Felsenbrücken und Eingangspforten zur Unterwelt, oder die dämmernden vom Zwielicht beschimmerten Wasserfälle in den unterirdischen Domen.

Mehrere der berühmtesten Scenen dieser Art befinden sich bei den beiden Dörfern Corniale und Canziano auf der Höhe des Triestiner Karsts und an der Gränze desselben gegen die Sandstein-Mulden der Rjeka. — Eine Reise dahin gehört zu den lohnendsten Ausflügen, die man von Triest aus unternehmen kann, und wir machten uns am Morgen eines wunderschönen, viel Licht und Sonnenschein versprechenden Novembertages dahin auf.

Wir folgten zuerst der Chaussee, welche von Triest

nach Fiume führt, und durchstrichen das kleine Sandstein-gebilde, welches als äußerster Ausläufer der Sandsteinformation von Mittel-Istrien hier die Ecke bei Triest zwischen den Karstmauern und dem Meere ausfüllt, sich gegen dieses hin verliert, und gegen die Karstmauern aufsteigend sich anlehnt. Dieses hügelige, kleine Sandsteinterrain ist eine anmuthige Niederung, die mit Weinbergen, Gartenanlagen, Gebüschen, Baumpflanzungen und Villen der reichen Triestiner ganz bedeckt und angefüllt ist. — Langsam bewegten wir uns auf dem sich durch dieß hübsche Labyrinth hinschlängelnden Wege aufwärts, und erreichten endlich die Höhen des Karsts, von wo aus sich die anmuthigsten Rückblicke auf Triest, auf die Bai von Muggia, sowie auf ihre Salzsiedereien und lachenden Umgebungen darboten. Hier auf dem Karst selbst verließen wir bei dem Dorfe Bassovizza den Fiumaner Weg, und bogen auf einer übrigens ebenfalls guten, fahrbaren Straße links ab, den Karst quer durchschneidend.

Rechts eröffnete sich eine Aussicht auf die öde Gebirgsreihe des sogenannten Tschitschen-Bodens, jener oben bezeichneten südlichen Hälfte des Karsts. Vor uns aber in entlegener Ferne dämmerte die bereits mit Schnee bedeckte Spitze des Schneebergs oder, wie die Slaven ihn nennen, des Snesnik auf. Dieser Snesnik ist über 5000 Fuß hoch, d. h. um 1000 bis 2000 Fuß höher, als irgend eine Spitze weit und breit umher, und beinahe 4000 Fuß höher, als die allgemeine, massenhafte Erhebung des Karstplateaus. Er ist daher auch die einzige Spitze, die den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist, und stellt sich auf diese Weise mitten in dem rings umher herrschenden Grün und Grau als eine ziemlich isolirte, weiße Pyramide dar. Er ist daher eigentlich der wahre Montblanc der Gegend zwischen Fiume und Triest, den man überall wieder zu sehen bekommt, und der diese ganze Landschaft gleichsam dominirt.

Man kann sagen, daß er hier in der südlichen Hälfte des Karsts die nämliche Rolle spielt, wie der freilich um 1000 Fuß niedrigere Nanos in der nördlichen Hälfte, die von diesem auf ähnliche Weise allseitig überragt und dominirt wird. Wir fuhren, so zu sagen, in der Mitte zwischen den beiden Haupthöhen des Karsts hin; den Snesnik hatten wir mehr südlich, den Nanos mehr nördlich.

In dem Dorfe Corniale (auch Corgniale geschrieben) fanden wir kundige Führer bereit, die uns, mit den nöthigen Lichtern versehen, begleiteten. — Der Eingang zur Höhle liegt etwas abseits vom Dorfe in einer halb wilden, halb mit Gras bedeckten Karstgegend. Es ist bemerkenswerth, daß in der Nähe der Mündungen fast aller bedeutenden Höhlen auch Dorfbewohner sich angesiedelt haben. Es erklärt sich dieß wol zum Theil aus der Gelegenheit zum Rückzug und zur Vertheidigung, welche diese Höhlen gewähren; zum Theil auch wol daraus, daß dieselben die niedrigsten Punkte weitläufiger Bodensenkungen sein mögen, und daß in ihrer Nachbarschaft daher fruchtbares Erdreich deponirt wurde, was dann Anlaß zum Anbau und zur Ansiedlung gab. Auch mögen solchen Höhlen noch jetzt zu Zeiten Gewässer zuströmen, welche die Menschen ebenfalls auf mancherlei Weise locken. — Doch kann dieses Gewässerzuströmen in jetzigen Zeiten wenigstens nicht bedeutend sein; denn der Eingang in unsere Höhle war vermauert und mit einer Thür verschlossen, was bei starkem Wasserandrange unausführbar gewesen wäre.

Die Grotte von Corniale hat viele Aehnlichkeit mit der von Adelsberg. Sie ist, wie diese, nicht eine Fluß-, sondern eine Stalaktyten-Höhle, welche, in früheren Perioden ausgewaschen, jetzt schon seit vielen Jahrtausenden trocken gelegt ist, und in welcher der Verknöcherungs-Proceß durch Stalaktyten schon bedeutende Fortschritte und die bewunde-

rungswürdigsten Tropfsteingebilde erzeugt hat. Wie die Grotte von Adelsberg, geht sie horizontal ins Gebirge hinein, und man kann in ihr beinahe eine englische Meile unter dem Boden fortlaufen. An Pracht und Großartigkeit der Stalaktyten wetteifert sie mit jener Grotte, der sie als Nebenbuhlerin an die Seite getreten ist. Die Leute von Corniale behaupten natürlich, daß ihre Grotte den Vorzug verdiene. Doch ist die von Adelsberg schon durch älteren Ruhm geadelt, was sie zum Theil dem Umstande verdankt, daß sie an der großen Heerstraße von der Donau zum adriatischen Meere liegt. Die von Corniale ist etwas abseits gelegen. Die Leute von Adelsberg setzen natürlich wieder die Grotte von Corniale herab. Was mich betrifft, so freue ich mich, daß ich beide gesehen habe, und ich will weder der einen, noch der anderen die Palme geben.

Obwol ihr Ruhm jünger ist, so ist die Höhle von Corniale doch, wie ich glaube, älter. Dieß scheint mir aus zwei Umständen hervorzugehen. Erstlich liegt sie viel höher, nämlich, so zu sagen, mitten auf dem hohen Plateau des Karsts, während die von Adelsberg in ein tiefes Thal einmündet. Daß man aber die höher liegenden, horizontalen Höhlen im Ganzen für älter annehmen kann, als die tieferen, scheint mir deßhalb wahrscheinlich, weil, wie ich oben sagte, in früheren Zeiten, wo rings um den Karst herum in den Sandsteinmulden hoch aufgeschwollene Seen standen, manche Gewässer mehr oberflächlich über den Karst weggehen mochten, die sich erst allmählig in tiefere Klüfte hinabließen, und die dann weiter unten die späteren Höhlen ausfraßen. Zweitens sind, wie mir es schien, die Stalaktyten der Cornialer Höhle im Ganzen kolossaler und grotesker, als die in der Adelsberger. Ich sage, es schien mir so; denn allerdings ist so Etwas schwer zu beweisen. Allein einen solchen

Stalaktyten, wie wir hier in Corniale einen sahen, von 50 Fuß im Umfang, fanden wir nachher in Adelsberg nicht. Man hätte dieses Tropfsteingebilde als Monument auf einem Berge aufstellen können, und es hätte daselbst noch Effect gemacht. — Wir sahen hier ferner einen anderen Stalaktyten, der mindestens 35 Fuß hoch war, und der aussah, wie der dickste und größte aller Eichbäume, die ich je gesehen habe. — Solche Stalaktyten mögen ein Paar Millionen Jahre alt sein, und die Höhle muß daher wenigstens schon so lange trocken liegen. Ein Paar Millionen Jahre mindestens brauchten auch die Gewässer, um die Höhle auszuwaschen. Und wie viele Millionen Jahre mochten dazu gehören, das ganze Kalkkarstplateau Schicht für Schicht niederzuschlagen und aufzubauen? — Das sind ziemlich weitläufige Vorbereitungen, ihr armen Carsolini, für eure Buchweizenäcker, Kartoffelfelder und Kohlgärten. Wenn diese Kartoffeln und Kohlköpfe der endliche Endzweck dieser millionenjährigen Anstrengungen waren, so haben die Berge hier auch einmal wieder eine rechte Maus geboren. — Oder hatte der Karst kein solches teleologisches Point de vue im Auge, sondern war er sich „Selbstzweck"? — Lieber Gott! diesen Selbstzweck der traurigen Kalkmasse möchte ich wenigstens nicht mit genießen. Doch lassen wir das, das Philosophiren großen Naturerscheinungen gegenüber will mir gar nicht von Statten gehen. In der Natur bleibt mir Nichts, als Anbetung, übrig. Ich glaube nicht, daß die verschiedenen Figuren und Gebilde der Stalaktyten sehr wichtig für den Naturforscher sind, obgleich allerdings hie und da ihre innere Structur zur Erklärung anderer Gebilde benutzt werden kann. Im Ganzen, sage ich, sind die Stalaktyten nur mehr curiose Naturspiele, die dem Auge gefallen und die Phantasie beschäftigen, und die daher der Neugierige vielleicht eifriger untersucht, als der Forscher. Allein die allge-

meine Lehre läßt sich denn doch wieder aus diesem Anblick recht klar und deutlich gewinnen, daß die Natur mit den allereinfachsten Mitteln von der Welt das Mannigfaltigste zu Stande bringt. Je mehr Stalaktytenhöhlen ich sah, desto mehr machte ich nämlich die Bemerkung, daß nicht nur fast jeder einzelne Stalaktyt ganz anders gestaltet ist, als die anderen, sondern auch, daß es in jeder Höhle eine gewisse Gattung von Stalaktyten, so zu sagen, einen gewissen Styl des Stalaktytenbaus giebt, den man in anderen Höhlen nicht findet. Und doch ist die Veranlassung dieses Stalaktytenbaus fast immer ganz dieselbe, nämlich weiter Nichts, als mit Kalksinter oder Stalaktytenmassen geschwängerte Wassertropfen, welche verdunsten. Allein die Umstände, unter denen diese Tropfen abfallen und verdunsten, sind so zahllos und verschieden, daß daraus in jedem besondern Falle ein besonderes Product wird.

Zuweilen sind diese Producte ganz unerklärlich und der Art, daß man sie kaum mit den allergewöhnlichsten Gesetzen der natürlichen Mechanik in Harmonie bringen kann. Ich glaube, man könnte dem Naturforscher hie und da in einigen Stalaktyten Räthsel vorlegen, die zu lösen ihm sehr schwer fallen dürfte. Und doch sind bei der Bildung dieser Steine nur ganz einfache Hebel in Bewegung, bloser mechanischer Tropfenfall und simple Verdunstung. — Einen der merkwürdigsten Stalaktyten, den ich in der Höhle von Corniale sah, war wie ein kolossaler Spargel gestaltet. — Es war nämlich eine dünne, gestreifte, etwa 10 Fuß hohe Säule, auf welcher ein dicker Kopf stand, der etwa wie eine mit dem dünnen Ende nach oben gekehrte Birne gestaltet war. Wie erklärt man sich diesen Birnenkopf, der beinahe ganz so aussah, als wären nicht wässerige Tropfen, sondern breiartige, dickflüssige Kügelchen von oben herabgefallen, die sich über dem Rande ausbrei-

teten? Und wunderbar, als wollte er einen rechten Gegensatz zu ihm bilden, kam diesem dickköpfigen und kolossalen Spargel von obenher ein ganz dünner und entsetzlich langer Faden von Stalaktyt entgegen. Man sollte doch denken, daß in der Regel der Stalaktyt oben an Größe und Mächtigkeit dem Stalagmiten unten einigermaßen gleichkommen müsse. Wunderbarer Weise ist dieß aber unter 100 Fällen 50 Mal nicht der Fall. Oft ist der Stalaktyt kolossal und der Stalagmit winzig; oft ist es aber auch, wie in dem obigen Falle, umgekehrt. Zuweilen fehlt der eine oder der andere gänzlich, da doch immer beide vorhanden sein sollten; und man zerbricht sich dann zuweilen vergebens den Kopf darüber, welche Gewalt den einen oder den andern zerstört haben könnte. Gewöhnlich findet man nichts Plausibles, und ist dann genöthigt, das Kind hinzunehmen, ohne den Vater zu finden, oder den stets zeugenden Vater, ohne ein Product seiner Thätigkeit zu erblicken.

Wir gingen, so weit es uns möglich war, in die Höhle von Corniale hinein. Zuletzt kamen wir in eine Enge, wo Alles verkeilt und verrammelt war, wie wenn es ein Erdbeben gethan hätte. Mit Hülfe von Pulver und Brecheisen wird man hier übrigens wol noch zu weiteren Höhlengängen gelangen können; es müßte denn sein, daß der Fluß, der einst hier durchströmte, sich von dem Hauptcanale aus, an dem wir hin wanderten, in die Nebenäste verloren hätte. Wir sahen unterwegs in manche solcher Nebenäste hinab, von denen einige sofort schroff in große Tiefen abstürzten. Unsere Führer warfen Steine hinab, die weit abwärts polterten. — Eine solche Zersplitterung des Flusses war möglich. Indeß ist es doch wahrscheinlich, daß er sich weiter unten wieder in gemeinsamer Höhle vereinigt.

Es ist kein Zweifel, was wir bei Corniale sahen, war schön und gewährte uns großen Genuß. Allein wir eilten

noch größern Genüssen entgegen, nämlich dem Thale der Rjeka und dem Eintritte dieses Flusses in den Karst, — einem Ereignisse, das mit der mannigfaltigsten Zerklüftung und Bearbeitung des Terrains verbunden gewesen ist, und bei dem man eine ganze Complication von Karstscenen, von Felseinschnitten, von trichterförmigen Zusammenstürzungen, von ausgewaschenen Höhlen, von Felsbrücken, Fluß-Erscheinungen und -Verschwindungen bei einander findet.

Die Rjeka ist ein Gewässer, das an den Abhängen des Schneeberges entspringt, und, viele kleine Nebenflüsse in sich aufnehmend, etwa ein 10 Stunden langes Thal in westnordwestlicher Richtung durchströmt. Dieses Rjeka-Thal ist eine von jenen dem Karstplateau eingefügten Sandsteinmulden, in denen kein Wasser durchtröpfelt und verschwindet, vielmehr alles in Bächen, Quellen und Flüssen sich sammelt. Es ist eine ähnliche Sandsteinmulde, wie die, in welcher der Poik bei Adelsberg fließt; nur ist sie größer und mächtiger, als die des Poik, daher auch die durch sie herbeigeführten Scenen großartiger sind. Die Sandsteinmulde der Rjeka ist in westnordwestlicher Richtung abgedacht, und hängt also nach dem adriatischen Meere über. Vermuthlich geht das Sandsteinlager in solcher Neigung unter dem ganzen daraufgesetzten Karstkalk-Plateau fort, und kommt am Meere in Istrien und bei Triest wieder zum Vorschein. Ehemals mochte diese Mulde mit einem See angefüllt sein, dessen Ufer die überall aufstehenden Karstmauern bildeten. In den Sauglöchern dieser Ufer mochte der See zu Zeiten auf ähnliche Weise verschwinden, wie dieß jetzt noch der Cirknitzer See thut. Als nun diese Sauglöcher sich bedeutend erweiterten und genugsam vertieften, floß der ganze See durch sie ab, und es entstand der Fluß Rjeka. Wir hatten von Corniale aus etwa noch 2 Stunden bis zu diesem Punkte, bis zu dem Rande des Karstplateaus, der zu

gleicher Zeit die Gränze Krains und des Küstenlandes bildet, zu fahren. Sehr mächtige und höchst interessante Trichter, bei denen wir vorüberkamen, gaben uns die ersten Anzeichen davon, daß wir uns einer Gegend voll bedeutender Erscheinungen näherten. Diese Trichter oder Erdeinstürze, deren es hier eine ganze Menge beieinander giebt, hatten — besonders die, welche uns in einiger Entfernung zur Rechten lagen — weite Oeffnungen und zum Theil ziemlich stark geneigte Wände. Von einem glaube ich, daß man wol über eine Stunde gebraucht hätte, um ihn zu umgehen, in seine Tiefe hinabzusteigen und ihn gehörig zu besehen. Ich mache mir jetzt die größten Vorwürfe darüber, daß ich hierzu nicht die Zeit zu finden wußte. Man findet nicht so leicht solche schöne Exemplare von Trichtern wieder. Diese hier gehören offenbar als Theil zu dem ganzen Compler der Scenen und Ereignisse von Canziano.

Es finden sich hier auf dem Rande des Karsts, mitten zwischen den Trichtern und andern Klüften, einige Dörfer, St. Canziano, Osero, Naklas ꝛc. Das erste liegt eigentlich im wahren Mittelpunkte des Ganzen. Wir geriethen aber aus Irrthum in das entferntere Dorf Naklas, und schlugen hier unser Mittagsquartier auf. Ohne Zweifel hängen die Namen dieser Orte mit der Situation zusammen. Der heilige Kanzian, oder slavisch „Kozian“, findet sich bei mehren ähnlichen Terrain-Gestaltungen. Auch bei Cirknitz ist eine St. Kozian-Höhle. Vielleicht ist er ein Höhlenheiliger des Landes. „Osero“ heißt See, und das so benannte Dörfchen erinnert in diesem Namen vielleicht noch an den einst hier bestehenden See. „Na“ bedeutet im Slavischen „auf“, und könnte nicht „Klas“ das verderbte deutsche „Klause“ sein, Naklas also so viel, als: „Auf der Klause“ heißen? Es ist auch noch ein anderes Dörfchen, „Goritsche“, in der Nähe, welches

in seinem Namen, der so viel als Berg bedeutet, an die hohe Position dieser Gegend erinnert.

Man blickt von der Nachbarschaft von Naklas aus, so zu sagen, in dem ganzen Rjeka-Thale frei bis zum weit entfernten Schneeberge hinauf, und übersieht die Sandsteinformation, die man sich im Ganzen ziemlich eben denken kann, mit einem Blicke. Da, wo dieselbe gegen den Karstkalk stößt, wird dieser zuerst von der Rjeka in einem tiefen Canale eingesägt. Hier fließt der Fluß, fast wie die Berner Aar in der Schlucht bei Meiringen. Die Felswände stehen zu beiden Seiten mehre Hundert Fuß hoch empor. Doch bleiben zur Seite des Flusses hie und da flache und begraste Uferstreifen. Vorn, wo die Felswände am höchsten sind, schweben über dem Thale die Ruinen eines alten Schlosses, unfern unseres Dorfes Naklas. Dieser Canal mag etwa eine halbe Stunde lang sein. Da gelangt dann die Rjeka zu dem ersten Felsenthore. Weil wir von Naklas aus oben auf der Höhe der Felsgalerie nach St. Canziano herumgegangen waren, so kamen wir zu diesem Thore von oben an einer etwa 500 Fuß hohen, steilen Felswand herab.

In das Thor, in welches jetzt die Rjeka selber einfließt, kann man des Flusses wegen nicht eingehen. Dagegen ist es möglich, durch einen weiten Seitenschlund etwas in das Innere hineinzudringen. Vermuthlich war dieser jetzt trockene Seitenschlund einst das eigentliche Eingangsthor der Rjeka, das sie später verließ, als sie ihren Canal vertieft und weiter unten ihr jetziges Thal sich eröffnet hatte.

Es ist unmöglich, daß sich die Phantasie etwas Wilderes und in seiner Art Schöneres denken kann, als den Blick in diesen schräg abgehenden, gewaltigen Thorweg, auf dessen innere und untere Regionen von drei Seiten her Licht herabfällt: erstlich durch die Pforte, durch welche man

eintritt, selbst; zweitens durch die untere Pforte, durch welche die Rjeka kommt, und drittens durch ein weites Loch oder kolossales Fenster, welches ganz von der Oberfläche, vom Dorfe Canziano her, als unterstes Ende eines schroffen Trichters einbricht. Man steigt auf einem ziemlich mühsamen, mit Steinblöcken übersäten Wege in das Innere hinab. Die Wände über dir gestalten sich zu wiederholten Malen zu kolossalen Bogen und Absätzen. Aus der Finsterniß in der Tiefe leuchtet ein ganz weißer, kolossaler und hausgroßer Block herauf, auf den die Lichtstrahlen aus den besagten Höhlenluken hell auffallen, und der mit dem finstern Gewölberaume umher in den effectvollsten Contrast tritt. Wir erreichten und bestiegen ihn, und von diesem Blocke aus, der an seinem Fuße von der Rjeka umschäumt wird, blickt man dann rechts und links zu allen jenen Höhlenöffnungen hinaus, sowie man hinterwärts noch eine Zeit lang den engen und dunkeln Canal verfolgt, in welchem die Rjeka den Felsisthmus von Canziano durchschneidet. Für gewöhnliche Sterbliche hört hier alles Weiterkommen auf. Aber ein „Carsolino" soll dort einmal theils schwimmend, theils kriechend durchgedrungen und auf der andern Seite von Canziano wieder herausgekommen sein. Der Durchbruch mag nach Dem, was uns die Leute erzählten, so wie auch nach Dem, was uns der Anblick der Localitäten selbst lehrte, etwa 550 bis 600 Klafter lang sein. — In der That, das sind wundervolle Taubenschläge; denn die wilden Tauben nisten natürlich auch hier wieder, und schwingen sich durch die Pforten, die übrigens auch für das Trojanische Pferd weit genug wären, aus und ein. Stellenweise war der Boden so mit ihrem Koth bedeckt, daß ich dachte, die Carsolini könnten wol ebenfalls die Ehre, den Guano in den Welthandel zu bringen, für sich erlangt haben. Bei großem Regen, sagten uns die Leute, stiege das Wasser in

alle diese Taubenschläge hinein. Es muß dabei wol eine Erhöhung des Wasserspiegels um mindestens 100 Fuß Statt finden. Doch schadet, glaube ich, diese gewaltige Erhöhung dem Rjeka-Thale eben nicht viel, weil der besagte, in die Felsen eingeschnittene Canal vor der Höhle schon einen ziemlich raschen Fall hat.

Wir kamen nach einer halben Stunde wieder oben in St. Canziano an, wo wir noch einen Blick und ein Paar Steine in den außerordentlichen Schlund hineinwarfen, von dem ich sagte, daß er ein kolossales Fenster in der Rjeka-Höhle eröffne. Dieser Schlund, den die Bewohner von Canziano „Okruglitza" nennen, ist oben ziemlich kreisrund, und seine senkrechten Wände fallen mitten in dem Dorfe gleich neben den Häusern in die Tiefe hinab. Man kann nirgends von oben in die Okruglitza bis auf den Boden oder auch nur bis auf jenes Fenster niederblicken. Die großen Steine aber, welche wir hineinwarfen, hörten wir tief hinabpoltern und zuletzt auch mit einem dumpfen, matten Schlage ins Wasser fallen. — Okruglitza ist slavisch, kommt von „Okrug", d. h. der Umkreis, und läßt sich also etwa mit „Rundung", „Rotunde" oder „Rundloch" übersetzen. Jenen Thorweg unten nennen die Canzianer, wie unser Führer uns sagte, „Jamza" oder „Jamiza", d. h. „Höhlchen". „Jamza" oder „Jama" (Höhle) ist überhaupt bei den Slaven der allgemeine Name für alle großen Höhlenwege ihres Landes; doch werden dann zur nähern Bezeichnung der verschiedenen Jamas dem Worte noch besondere, zuweilen sehr ausdrucksvolle Beiwörter hinzugesetzt, wie ich unten bei einer andern Gelegenheit weiter auszuführen Veranlassung finden werde.

Kaum ist man oben in Canziano angelangt, so geht es auf der andern Seite wieder abwärts. Der Ort hat eine ganz merkwürdige Lage; er liegt gleichsam auf dem

Rücken eines 600 Fuß hohen und ein Paar Hundert Klaster breiten Brückenbogens. Den höchsten Punkt krönen die Ruinen eines alten Raubschlosses, das gleichfalls Canziano heißt.

Es giebt hinter Canziano zwei Schlünde oder Trichter, die beide nach einander die Rjeka durchbricht. In den ersten dieser Schlünde blickten wir nur hinein; in den zweiten aber stiegen wir hinab, um hier der größten Mannigfaltigkeit combinirter großartiger Naturscenen theilhaftig zu werden. Man stelle sich unter diesem Schlunde einen Erdtrichter von circa 600 Fuß Tiefe vor. In einem mächtigen Kreise schwingen sich oben die kahlen Felswände herum. Ich glaube, man wird wol eine gute halbe Stunde brauchen, um oben rings herum zu gehen. Unten ist ein ein flaches Stück Boden von etwa 100 Klafter im Durchmesser. Mehrere Höhlen gehen von diesem Loche aus in die Seitenwände hinein, einige mehr in der Mitte der Höhle, andere unten am Boden, wo die Rjeka aus- und eintritt. Das ganze kolossale Loch ist mit Bäumen und Büschen angefüllt, die in den verschiedenartigsten Positionen auf den zerklüfteten Felsstufen der Wände stehen, und bald nur mit ihren Kronen in den hellen Sonnenschein hinausragen, bald ganz im saftigen Schatten sich verstecken. Die Sonnenstrahlen schießen schräg vom Rande her in die Tiefe, und erleuchten einzelne Partien ganz grell, während andere im Dunkel bleiben. Ist man unten, so sieht man die Wolken der Oberwelt hoch über sich wegziehen. Es sieht aus, als lösten sie sich von der Felswand selber ab, deren Rand mit dem Himmel eins zu sein scheint. Auch erblickst du wieder Schaaren von Tauben über dir schwirren, die in den Seitenwänden und Löchern überall nisten. Diese Scene übersteigt Alles, was die römischen Amphitheater und Coliseums in ihren weiten Räumen offenbaren. Wäre so

ein Karsttrichter bei Rom gewesen, so hätten die Römer gewiß Sitze hineingehauen und die Arena unten geebnet; das ganze römische Volk hätte in einem solchen Schauspielhause placirt werden können. Nur hätten unten Mammuth-Thiere und Wallfische kämpfen müssen, wenn auch die obern Zuschauer Etwas davon hätten sehen sollen.

Wir stiegen auf recht bequem angelegten Bergpfaden und Treppen in die Tiefe hinab, die so schön und frühlingsmäßig war, daß uns recht wohl zu Muthe wurde. In der Mitte des Weges, wo die Hauptscenerien beginnen, hat man eine kleine Mauer und eine verschlossene Thüre angelegt, damit Unberufene sich nicht Eingriffe in das Heiligthum erlauben können. Hinter der Thüre geht es noch immer einige Hundert Stufen weiter abwärts bis in die Arena, die ganz mit Steinblöcken oder Fetzen — für die scharfen Karststeine muß man statt „Brocken" den Ausdruck „Fetzen" gebrauchen — besät ist. Hohes Unkraut und Pflanzen aller Art wuchern dazwischen herum.

In diese Arena springt nun die Rjeka in einer hübschen Cascade aus einer Höhle hinab, in welcher sie den zweiten Brückenbogen durchbohrt hat, etwa wie eine Löwin, die aus ihrem Käfig zum Kampfplatz hervorbricht. Obgleich gar kein Zweifel darüber sein kann, daß dieser Fluß die Rjeka ist, so haben doch die benachbarten Karstbewohner ihm nicht den Namen Rjeka gegeben; vielmehr nennen sie ihn „Jesero" (See), was man ungefähr mit „Seebach" übersetzen kann. Gleich unten werde ich übrigens das scheinbar Wunderliche dieser Benennungsweise einigermaßen zu erklären suchen. — Die Höhle selbst, aus der hier die Rjeka kam, würde bei ihnen, so sagten sie, „Rebritza", nicht Jamiza, genannt. Letzterer Ausdruck bliebe blos für die Eingangshöhle, die wir vorn gesehen hätten, reservirt. „Rebro" heißt im Illyrischen die Rippe, und man kann „Rebritza"

vielleicht durch „Rippenhöhle“ übersetzen, was nicht so übel wäre, und auf welchen Vergleich ein Hirtenvolk, das so manches verweste Thierskelet zu sehen bekommt, sehr natürlich verfallen konnte. Ich weiß aber nicht gewiß, ob sie Rebritza blos die besagte Höhle oder die ganze untere Partie des Trichters, in dem wir uns befanden, nennen. Ich glaube eher das Letztere.

Die Rjeka oder der Jesero fließt nach jenem Sprunge ziemlich ruhig, gleichsam, als hätte er schon ohne Kampf gesiegt, quer durch die Arena hindurch, und schlüpft dann auf der andern Seite derselben wieder in den Berg hinein. Hier zieht sich die Rjeka alsdann durch die letzte kolossale Pforte ihres Klosters für immer in ihre unterirdischen Gemächer zurück, und kommt, indem sie sich allen menschlichen Nachforschungen entwindet, nicht so bald wieder zum Vorschein. Man hat lange darüber hin- und hergerathen, wo sie wol bleiben möchte, und ich werde unten zeigen, was man als höchst wahrscheinlich jetzt darüber ausgemacht hat. — Wir hatten uns auf einen der zahlreich umherliegenden Blöcke niedergelassen, und verloren uns gern in Träumereien, von dem Anblicke aller dieser uns umgebenden Naturscenen bezaubert. Nur sehr schwer rissen wir uns von diesem wundervollen Flecke los. Doch war des Schönen und Anziehenden noch so Manches übrig. Zuerst die große, tief einschneidende, jetzt trockne Höhle, deren Eingang sich — ich denke, etwa 100 Fuß — über der Arena befindet. Das Vordertheil dieser Höhle ist ein grandioser, langer, breiter und hoher Saal, dessen Dimensionen sich nach Hunderten von Fußen messen lassen. — Ein kleiner Fußsteig führt aus der Tiefe in diesen Saal hinauf. Von dem Eingangsbogen hing, an einem einzigen Faden befestigt, ein schönes, frischblättriges Rankengewächs herab, das fast bis auf unsere Köpfe niederlangte. Es schien fast in der Luft zu schweben, und

wurde leise vom Höhlenwinde geschaukelt. Von dem hübschen Anblicke dieses Gewächses gereizt, wollten wir es mit unsern krummen Wanderstäben zu haschen versuchen, um uns selbst damit zu schmücken; aber derselbe Geist, der seine Arme schützend über die Gemse in Schiller's „Alpenjäger", ausbreitete, trat hier auch uns entgegen, verbot uns, die wundervolle Grazie der Natur anzutasten, und der zierliche Feston, der gleichsam wie eine Ampel in der Höhle schwebte, blieb an seinem Flecke.

In der Vorhöhle selbst, wo wir uns auf den dort errichteten hölzernen Bänken und Tischen niederließen, um von da aus noch einmal die Arena zu überschauen, boten sich unserer Betrachtung wieder neue Gegenstände dar, sowol oben an der Wölbung, als auch unten auf dem Boden. — Von der Wölbung ragten eine Menge Stalaktyten herab von einer solchen Gestalt und Bildung, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich zeichnete einige von ihnen ab, und bekam dabei für alle als Grundtypus eine Figur heraus, die mit den gekrümmten Vorderbeinen eines Pferdes die größte Aehnlichkeit hatte. Anfangs nämlich gingen diese Stalaktyten etwa einen ganzen oder halben Fuß oder auch 2 Fuß lang senkrecht von der Decke abwärts. Alsdann aber bogen sie sich in einem abgerundeten Knie herum, und gingen 2 bis 3 Fuß weit rückwärts in die Höhle hinein. Einige von ihnen endeten spitz, die meisten aber mit einem dicken Knollen oder unförmlichen Fuße. Sie waren ziemlich spärlich am Gewölbe vertheilt, etwa alle 5 bis 6 Fuß einer. Sehr wahrscheinlich läßt sich diese Stalaktytenbildung nicht anders, als aus einem einwärtsziehenden Höhlenwinde erklären. Dicht am Gewölbe hin mochte dieser Wind nicht so stark sein, und die Tropfen sich daher senkrecht, wie gewöhnlich, gestalten. Wo er aber stärker wehte, wurden die an der Spitze hervorzitternden Tropfen

rückwärts getrieben, und bauten so allmählig einen schiefen Stalaktyten. Der dicke Klumpen oder Pferdefuß an der Spitze aber bleibt mir unerklärlich. Bei einigen wenigen bemerkte ich, daß von diesem Knollen abermals ein Zapfen herabhing, der sich dann wieder nach vorn hineinbog und dem Eingange der Höhle zugekehrt war, so daß ein solcher Stalaktyt dann zwei Biegungen oder Richtungsveränderungen hatte. Dieser zweiten Umbiegung zufolge sollte man — diese Vermuthung stammt von einem geologischen Freunde her, mit dem ich diesen Gegenstand besprach — fast meinen, der Wind müsse während der Bildungszeit eines solchen Zapfens eine lange Periode hindurch vorherrschend in die Höhle hinein-, und dann wieder während einer andern Periode aus ihr herausgefahren sein. — Es ist möglich, daß die benachbarten Carsolini bei diesen Stalaktyten, welche ich mit Pferdebeinen verglich, an Rippen dachten und daß sie daher insbesondere diese Höhle „Rebritza" (Rippenhöhle) nannten, von welchem Namen ich schon bemerkte, daß ich nicht genau wüßte, auf welche Localität dieser Gegend er insbesondere hinziele.

Auch auf dem Boden der Höhle bot sich etwas sehr Bemerkenswerthes dar. Er war nämlich durchweg mit einer 2 bis 3 Fuß dicken Schicht von Sand und Schlamm bedeckt. Im Jahre 1824, so erzählten uns unsere Leute, sei nach langem, heftigen Regen und nach einer starken Schneeschmelze das Wasser in der Rjeka und im Jesero so angeschwollen, und habe sich mit solcher Gewalt in den großen Trichter gestürzt, daß dieser sich nicht schnell genug vermittelst der untern Höhlengänge, welche nicht alles Wasser verschlucken konnten, auszuleeren vermochte. Das Wasser stieg in dem ganzen weiten Trichter bis über 100 Fuß hoch hinauf, und bildete darin einen wogenden, aufkochenden und wirbelnden See. Es kam endlich bis an den Eingang der besagten

Pferdefußhöhle, stieg sogar über diesen Eingang hinauf, füllte ihn ganz aus, und bahnte sich einen Weg durch diese obere Höhle in das Innere des Berges. Wochen lang stürzte es durch sie hin, und setzte, von innen her zurückgestaut, dann diese dicke Schlamm- und Sandschicht ab. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, was 1824 geschehen konnte, schon in früherer Zeit oft geschah. Wenn die Gewässer dabei auch nicht immer bis in diese Höhe hinaufreichten, so mochten sie doch oft, vielleicht alle Jahre, 20, 30 oder 40 Fuß hoch in dem Trichter anschwellen und in ihm einen See (Osero oder Jesero) bilden. Eben daher mag dann auch das Stück der Rjeka in diesem Trichter den Namen Jesero (Seebach) erhalten haben. Ich vermuthe, daß sie diesen Namen überhaupt auf den ganzen von uns durchforschten Trichter ausdehnen.

Wir gingen so weit in die Höhle hinab, als wir kommen konnten. Sie ist wieder ähnlich, wie die von Corniale und Adelsberg, und überrascht den Besucher durch allerlei Formen von Stalaktyten und durch unerschöpflich bunte und anziehende Compositionen von Grotten, Nischen, Engpässen, Schlünden, abgezweigten Canälen &c. Der Boden war bis tief in den Berg hinein überall mit der besagten Sand- und Schlammschicht bedeckt, auf der wir sehr bequem hingehen konnten, weil alle Bodenrauhigkeiten und Stalagmitköpfe damit ausgeglichen waren. Nur hie und da gab es etwas Kletterei. In diesem Schlamme und auf seiner Oberfläche hatte bereits eine neue Stalaktytenschöpfung begonnen. An vielen Stellen hatten die Tropfen ganz regelmäßige, perpendiculare Löcher ausgebohrt, die etwa einen halben Fuß tief waren. Die Wände dieser Löcher, die wir mit dem Finger untersuchen konnten, waren mit kleinen, scharfen Stalaktyten-Ansätzen bedeckt. Sie waren rauh, und man glaubte in den mit Zähnen besetzten Rachen

eines Thieres zu fühlen. Wir holten einige dieser Stalaktytenanfänge heraus, und wuschen sie ab. Sie waren alle äußerst klein und sehr unregelmäßig gestaltet. Dagegen überraschte mich an einer andern Stelle der Schlammschicht ein äußerst interessanter und wunderschöner Anblick. An dieser Stelle, wo die Schlammschicht etwas compacter sein mochte, hatten nämlich die Tropfen keine Löcher eingebohrt; vielmehr hatten sie sich gleich auf der Oberfläche des Schlammes zu Stalaktyten verwandelt. Es lagen eine Menge kleine und runde Stalaktyten, wie plattgedrückte Kugeln gestaltet, in einer Rosette herum. Offenbar mußten die Tropfen zuerst auf eine Stelle in der Mitte aufgeschlagen und dann nach allen Seiten hin verspritzt sein. Bei dieser Verspritzung hatte hier die Krystallisirung der Stalaktyten, etwa auf einen Fuß in der Runde, an verschiedenen Punkten zugleich begonnen. Der Punkt, wo einmal der erste Ansatz eines Stalaktyten angefangen hatte, mußte wol eine gewisse Anziehungskraft ausüben und wieder andere Bröckel oder Splitter der Tropfen an sich ziehen. Auf diese Weise vertheilte sich dann die Stalaktyten-Masse nicht in einer zusammenhängenden, runden Tafel, sondern in kleinen, in concentrischen Kreisen zusammengelegten, runden Brocken, Tröpfchen oder Kügelchen. Diese Kügelchen waren etwa so groß, wie die Marmorkugeln, mit denen unsere Knaben spielen, nur etwas platt gedrückt. In der Mitte des Kreises waren sie größer, gegen die Peripherie zu kleiner. Sie lagen ganz lose auf der Schlammschicht auf, wie Vogeleier im Neste. Das Ganze gab einen sehr regelmäßigen und hübschen Anblick, und fast schien es mir barbarisch, diese Regelmäßigkeit zu zerstören. Trotzdem aber konnten wir uns nicht enthalten, dieß zu thun und die Kügelchen einzustecken, deren Oberflächen beim Reiben eine ganz hübsche und bei einigen ganz glänzende Politur annahmen. Später

klopften wir einige dieser Stalaktytennüsse auf, und fanden sie inwendig ganz concentrisch gebaut. Die verschiedenen kleinen, bald mehr weißen, bald mehr graulichen Schichten lagen alle über einander, wie die Blätter einer Zwiebel. Einem meiner geologischen Freunde war dieß nachher sehr interessant, und er sagte mir, man könne diesen Anblick zur Erklärung der Bildung der Bohnenerze benutzen.

Einer der merkwürdigsten Stalaktyten steht in der hintersten Abtheilung dieser Höhle oder Höhlenreihe. Derselbe besteht nämlich aus zwei schiefgestellten und mit einander verwachsenen Stalaktytensäulen, die zusammen ein Andreas-Kreuz bilden. Beim ersten Anblick glaubt man, diese Figur sei dadurch entstanden, daß zwei mächtige Zapfen von oben herunter fielen und in dieser verschränkten Stellung neben einander stehen blieben, indem sie nachher immer wieder mit neuer Stalaktytmasse verklebt wurden. Die Höhlenführer wollten diese Erklärung aber nicht zulassen. Sie könnten, sagten sie, keine Veranlassung finden, bei der so dicke Stämme oben abbrechen könnten. Alsdann glaubten sie nicht, daß sie bei einem solchen Sturze in solcher Länge hätten ganz bleiben können, und endlich war es ihnen unbegreiflich, wie diese Stalaktyten nach einem solchen Falle so aufrecht und an einander gelehnt hätten stehen bleiben können. Sie wollten durchaus, daß die beiden Stalaktyten in dieser Kreuzstellung von Anfang an gleich so gewachsen seien. Schiefgewachsene Stalaktyten hat man, wie ich schon bemerkte, nicht selten. Sie lassen sich entweder, wie die oben angeführten Pferdefüße, aus dem Luftzuge erklären, oder durch die Annahme, daß oben der Abtropfpunkt im Laufe der Zeiten ganz allmählig seine Stelle verändert habe, und z. B. in tausend Jahren etwa eine halbe Klafter weit in gerader Linie fortgeschritten sei. Dabei scheint es meist, als müßten die Tropfen immer etwas aus dem Centrum der unten entstan-

denen Säule heraus auf die Seite fallen und dieselbe seitwärts mehr entwickeln, oder sie schief wachsen lassen. Wäre dieß denkbar, so müßte man dann bei diesem Andreas-Kreuz annehmen, daß oben, in Folge der dortigen Beschaffenheit der Tropfrillen, zwei Tropfwege im Laufe der Jahrhunderte in entgegengesetzter Richtung bei einander vorübergegangen wären, der eine eine halbe Klafter weit nordwärts, der andere eben so weit südwärts.

In dem äußersten Hintergrunde der Höhle, der etwa 3000 Fuß vom Eingange entfernt sein mag, eröffneten sich uns noch einige Einblicke in tiefe Schlünde und Abstürze, durch die das Wasser von 1848 überall den Schlamm durchgeschleppt hatte, und wir kehrten dann zum Eingange zurück. Etwas höher, als dieser Höhleneingang, aber noch immer in den tiefern Regionen des großen Osero- oder Rjeka-Trichters, befindet sich an einer Felsenwand ein kleines Loch, das unsere Führer uns von fern zeigten, und von dem sie uns sagten, daß es zu andern Wundern des Erdinneren führe. Wir beschlossen, auch dieses Loch zu besuchen; ein kleiner Fußpfad führte uns hinauf. Das Loch sah etwas wunderlich aus. Es war nicht viel weiter, als der Rachen eines Löwen, und der Führer sagte uns, daß es dann noch eine Strecke weit, wie in einen Schornstein, hineingehe. Einer der Führer kroch mit einem Lichte in der Hand auf allen Vieren voran, und wir schlüpften ihm auf dieselbe Weise nach. Es ging etwa 50 Schritt weit in diesem Gange horizontal fort, natürlich mit einigen Unebenheiten. Dann machten wir Halt, um einem wunderlichen Getöse zu lauschen, das aus der Röhre heraufrauschte, oder vielmehr aus den uns umgebenden Felswänden selber zu kommen schien. Es rührte von einem im Innern des Berges versteckten Wasserfalle her, zu dem unser Felsenschornstein hinabführte. Das Toben der Gewässer in der Röhre wurde bald so arg, daß wir

uns unter einander nicht mehr verstehen konnten, und die Felsen selbst schienen zu zittern, wie die Wände einer alten Mühle. Nachdem wir noch etwas weiter gekrochen waren, führte der Gang auf einen ziemlich glatten Felsen, von dem wir liegend herabrutschten. Er weitete sich alsdann, und ließ uns endlich, indem er in einem großen Gewölbe ausmündete, auf eine rings von Wasser umgebene Felsenterrasse oder Bastion hinab, auf der wir uns bequem hinsetzen konnten. — Nachdem wir unsere Augen an das in diesem Raume herrschende Dämmerlicht gewöhnt und uns rings umher etwas orientirt hatten, bemerkten wir eine wundervolle Scenerie, die sich etwa so darstellen läßt.

Wir befanden uns hier — dieß muß ich zunächst bemerken — im Innern und in der Nähe der Fundamente und Souterrains der kolossalen Scheidemauer jener beiden Trichter, welche die Rjeka hinter Canziano durchfließt, und von welchen ich den einen, den Osero-Trichter, im Vorigen zu schildern versuchte. Wir waren eben zu der Mitte des Höhlenganges hinabgestiegen, durch welchen die Rjeka diese Scheidemauer durchbricht. Es war ein großartiges Gewölbe um uns, so hoch wie das Hauptschiff der Wiener Stephanskirche. Die oberen Wölbungen dieses Domes lagen in dicker Finsterniß, und nur einige Felszacken hingen von ihnen tiefer in das Dämmerlicht herab, welches die mittlern und untern Regionen erfüllte. Dieses Dämmerlicht, das aber auch stellenweise ganz helles Licht war, fiel hauptsächlich durch einen weiten Spalt hinein, der ungefähr in der Mitte des ganzen Domes von außen her, und zwar aus dem Innern des ersten Trichters bei Canziano, durchbrach. Von unserm Stand- oder Sitzpunkte aus gesehen, stellte sich dieser Spalt wie ein längliches und unregelmäßig gestaltetes Fenster dar, das in schräger Linie etwa 100 Ellen weit über uns schweben mochte. Der liebliche, sonnige Tag schien

uns wie ein Engel vor diesem Höhleneingange zu schweben. Am Rande des Fensters ragten einige Büsche und blühende Gewächse herein, und die Tauben schlüpften daran vorüber. Dicht vor unserer schroffen Terrasse stürzte donnernd die Rjeka von einem ähnlichen Felsenabsatze herab. Der Fall mochte etwa 30 Fuß hoch sein, und der Katarakt war voll, stark und sehr pittoresk. Es wölbte sich eine niedrige Felsenbrücke ziemlich dicht über dem Falle hin, und unter dieser Brücke kam auch über den Wasserspiegel wieder etwas Licht von außen her hereingedämmert. Unter uns sammelte sich die Rjeka nach ihrem Sturze für einen Moment in einem kleinen Kessel, stürzte aber dann gleich wieder in eine Höhle weiter, durch die wir sie nicht verfolgen konnten. Den Ausgang dieser Höhle hatten wir indeß schon in dem Trichter Osero gesehen, in dem sich, wie ich sagte, die Rjeka in einem zweiten Wasserfalle ausleerte.

Es ist mir unbegreiflich, daß uns noch kein Maler diese ganze wundervolle Scene verewigt hat. Wären statt der Carsolini Hellenen in der Nachbarschaft seßhaft, so hätten sie gewiß eines ihrer Tauben- und Höhlen-Orakel in dieses Allerheiligste von Canziano verlegt, und eine Pythia auf der Terrasse, wo wir saßen, etablirt. Die Egeria, welche diese Grotte bewohnt, müßte, däucht mich, einem meditativen Einsiedler wundervolle Dinge über die Welt und das Menschenleben zuflüstern können.

Nachdem wir durch unsern lärmvollen Schornstein hindurch wieder zum Tage hinaufgestigen waren, hatten wir nun so ziemlich alle Wunder von Canziano gewissenhaft beschaut, und kehrten auf dem Treppenwege, stets verlangende Blicke in die Tiefen zu beiden Seiten hinabsendend, nach Canziano und von da nach Naklas zurück, wo wir uns einer italienisch-deutsch-slavischen Mahlzeit erfreuten. Denn in diesen Gränzgegenden des Karsts ist überall das Italienische, Deutsche und Slavische mit einander vermischt, wie der Sand-

und Kalkstein. Die Grundmasse der Bevölkerung ist zwar natürlich slavisch, und slavisch (krainisch oder slovenisch) ist die Hauptsprache der Leute. Aber die einigermaßen Gebildeten, die einen Schulcursus durchgemacht haben, reden auch italienisch und deutsch. Einige unserer Führer sprachen ganz gut italienisch, sowie man denn auch in den Wirthshäusern dieser Dörfer italienisch versteht. Unser Wirth verstand auch das Deutsche, und als er uns seine ganze Verwandtschaft und den Stamm seiner Familie ausmalte, die, wie es schien, in allen benachbarten Dörfern die erste Rolle spielte, so zeigte sich, daß alle Mitglieder dieser verzweigten und angesehenen Bauernfamilie ebenfalls deutsch gelernt hatten. Freilich ist es übrigens gar kein Wunder, daß endlich einmal einige dieser Leute deutsch reden können, da diese ganze Gegenden schon seit Karls des Großen Zeiten ziemlich ununterbrochen unter deutscher Herrschaft gestanden haben.

Auf unserm Rückwege am Abende beschäftigte uns natürlich viel der Gedanke an die ferneren Schicksale der Gewässer der Rjeka, die wir vor unsern Augen hatten verschwinden sehen. Nach dem Geschauten konnten wir uns nun von diesen unbekannten Schicksalen des Flusses eine deutlichere Vorstellung machen. — Es ist jetzt mehr, als wahrscheinlich, daß, worüber man sich früher oft gestritten hat, die St. Canzianer Rjeka in einem System zusammenhängender Höhlen und Grotten 5 Meilen weit unter dem Karst fortfließt, und erst bei Duino, nordwestlich von Triest, als Timavo (oder Timao) wieder zum Vorschein kommt und dort ins Meer mündet. Weil man dieß jetzt als ganz gewiß annimmt, so haben manche Karst-Geographen auch schon angefangen, den Timavo „die untere Rjeka", oder die Rjeka „den obern Timavo" zu nennen. Ich will es versuchen, alle die Gründe hierfür, so weit ich sie erkannt habe, zusammenzustellen.

Daß die Rjeka sich ganz unter den Gebirgen verlieren, sich zersplittern und in unterirdischen, tiefen, weiten Höhlen sammeln sollte, ist ganz unwahrscheinlich; denn sie führt eine ziemlich bedeutende Wassermasse mit sich, und so groß auch diese etwaigen unterirdischen Höhlen sein möchten, sie müßte dieselben doch längst im Laufe der Jahrtausende ausgefüllt haben. Außerdem aber ist nicht anzunehmen, daß die schwammartige Durchlöcherung des Karstkalk-Plateaus sich tief unter das allgemeine Niveau der Erdoberfläche hinunter fortsetzt. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß unter ihm sehr bald der höhlenlose Sandstein beginnt. Es existiren also vermuthlich gar keine solchen kolossalen Räume, in denen sich viele Gewässer gänzlich verlieren könnten. Die Rjeka muß also, mit einem Worte, irgendwo am Rande des Karsts wieder heraustreten. Schon die Richtung, welche sie, in den Karst bei Canziano eintretend, nimmt, läßt vermuthen, daß wir den Austritt am Meere zu suchen haben. Anfangs fließt die Rjeka nämlich nordwestlich, biegt aber dann noch in ihrer Sandsteinmulde von Canziano mehr nach Westen herum, und fließt endlich, ziemlich direct auf Triest zielend, westlich in ihren Höhlen ab. Hieraus wird es wahrscheinlich, daß wir die Rjeka nicht etwa in den vielen kleinen Wasserarmen zu suchen haben, welche im Norden hie und da aus dem Karstrande nach dem Innern des Landes zu hervortreten, und von denen man vielleicht vermuthen könnte, daß sie Theile oder Arme der unter dem Karst etwa zersplitterten Rjeka seien. Die Rjeka fließt demnach nicht zum System der Save und Donau zurück; sie wendet sich dem adriatischen Meere zu, und gehört zu dem Wassersystem dieses Beckens.

Am natürlichsten sollte man sie bei Triest hervortreten zu sehen erwarten. Allein bei Triest liegt zwischen dem Meere und der Karstmauer, wie gesagt, ein dichtes Sand-

steingebilde, welches alle Höhlen und Oeffnungen des Karst-Plateaus verklebt und vermauert, und das gleichsam wie ein zurückhaltender Damm auf die Gewässer wirkt, welche es versuchen sollten, hier aus dem Karst hervorzubrechen*). Die Karstmauer immer begleitend, zieht sich dieser immer schmäler werdende Damm noch etwa 2 Meilen über Triest längs des Meeres hin. Erst etwa eine Meile hinter Duino hört er völlig auf.

Hieraus wird es wahrscheinlich, daß die Rjeka-Gewässer ihre Richtung auf Triest, die sie anfangs noch eine Zeit lang unter der Erde beibehalten mögen, wieder verändern und in ihre alte nordwestliche Richtung zurücktreten, durch welche sie direct auf Duino hinausgeführt werden, wo der Höhlenkalk unmittelbar vom Meere bespült wird, und wo die Höhlencanäle, vom Sande unverstopft, ins Meer ausmünden.

An der ganzen Meeresküste von Triest bis Duino mündet nirgends ein Gewässer aus, das auch nur im Geringsten an Mächtigkeit und Bedeutung der Rjeka gleich käme. Meistens sind hier gar keine Quellen oder höchstens nur ganz unbedeutende. Der Timavo dagegen, der etwas nordwärts von Duino gerade in der allernordwestlichsten Spitze des adriatischen Meeres an der dreifachen Gränze des Meeres, des Karstplateaus und der italienischen Ebene hervorkommt, führt eine Wassermasse, die der, welche die Canzianohöhle verschlingt, ziemlich gleich zu achten ist. Vielleicht ist die Masse des Timavo noch etwas bedeutender. In Zeiten der Schneeschmelze und der großen Regengüsse, wo er alsdann sein ganzes Thal, das er in dem ebenen Vorlande ausgegraben hat, ausfüllt, stellt er sich als

*) Dieß hat schon Herr von Morlot in seiner Abhandlung über den geognostischen Bau Istriens gesagt.

ein mächtiger Strom von 200 Klafter Breite dar. Dieß geschieht also zu derselben Zeit, wo die Rjeka in ihren Trichtern bis auf 100 Fuß hinaufssteigt, und selbst hochliegende Höhlen durchstürmt und mit ihrem Schlamme erfüllt. In früherer Zeit hat man freilich den Timavo zuweilen als den Abfluß eines Isonzo-Armes betrachten wollen. Man hat geglaubt, daß von dem benachbarten Isonzo her, und namentlich aus dem Thale des Vipaco oder des Vippach, sich Gewässer in den Karst hineinstürzten, und daß sie als Timavo wieder am Meeresufer hervorkämen. Mehrere Umstände machen es wahrscheinlich, daß dieß auch wirklich der Fall sei. Allein eben so wahrscheinlich ist es, daß diese in den Timavo ausmündenden Isonzo- oder Vipaco-Gewässer nicht allein den ganzen Timavo ausmachen. Der Timavo fließt zuweilen, wie gesagt, so stark, daß er einem mächtigen Strome gleicht, und daß man sich dann nicht entschließen kann, ihn blos für einen kleinen, sich verlaufenden Nebenarm des Vipaco zu halten. Man sucht noch einen andern, ihn vermehrenden und seinen Hauptkörper bildenden Fluß, und man kann diesen sonst nirgends finden, als in unserer Rjeka, da außer dieser und außer dem Vipaco-Arme kein bedeutendes Gewässer in den Karst eintritt.

Daß ein Arm des Vippach bei Duino in den Timavo ausmündet, ist aus folgenden Umständen wahrscheinlich. Zuerst hat man bemerkt, daß oft, wenn es im Vippach-Thale heftige Regengüsse oder Wolkenbrüche giebt, und der Vippach dadurch stark anschwillt, dann auch der Timavo bedeutend steigt. Das Wasser des Vippach ist dann trübe, und ebenso werden auch wenigstens einige Quellen des Timavo, und zwar die, welche besonders mit dem Vippach zusammenzuhängen scheinen, unklar. Ferner geht vom Timavo aus quer durch den Karst bis zum Vippach

hin eine Reihe von Trichtern und Vertiefungen, die zusammen eine Art Rinne oder Thal bilden. Dieses Thal mündet am Meere bei Duino und an dem Vippach in der Gegend aus, wo der Isonzo sich mit ihm verbindet. Von Duino führt ein fahrbarer Weg durch dieses Thal quer durch den Karst zum Vippach und Isonzo nach Görz. Einige Punkte dieses Thals sind äußerst tief hinabgesunken und in ihrem Grunde mit kleinen, aber höchst merkwürdigen Seen ausgefüllt. In der Mitte dieses Thals liegt ein Dorf, Namens Doberdo. Nach ihm hat der größte jener Seen den Namen: „der See von Doberdo". Man könnte auch das ganze Thal und die ganze Seereihe ebenso nach diesem Dorfe Doberdo benennen.

An diesen Seen, welche im Kleinen das Panorama des Cirknitzer Sees wiederholen, bemerkt man an ihrer obern und dem Lande zugekehrten Seite mehrere Höhlen oder Speilöcher, aus denen Wasser in jene Seen hineinfließt. Dieselben sind größtentheils mit einer schwimmenden Schilf- und Grasdecke überzogen, in welcher sich aber am untern Ende des Sees ein großes Loch befindet, welches nie vom Schilfe und Grase überzogen wird, und in welchem die oben empfangenen Gewässer wieder nach unten abfließen. Es sind also die sogenannten Sauglöcher dieser Seen. Man sieht das Wasser in ihnen hinabwirbeln.

Man glaubt nun, daß diese Seen eben von jenem unterirdischen, in dem besagten Thale fortfließenden Arme des Vipaco durchströmt würden, und macht dieß unter Anderem auch noch durch eine Beobachtung wahrscheinlich, die man bei einer gewissen Gelegenheit gemacht hat. Die Bewohner des Vippach-Thals hatten einmal großen Wassermangel, und sie legten unterhalb der Stelle, wo das besagte Thal der Seen von Doberdo abzweigt, ein Werk

zur Aufstauung der Gewässer an. In Folge dessen stiegen alle Vippach-Gewässer oberhalb dieses Punktes und ebenso auch die Gewässer in der besagten Reihe von Seen, sowie gleichfalls die Gewässer im Timavo oder wenigstens in einigen Quellen dieses Flusses.

Auch die besagte höchst merkwürdige, schwimmende Schilf- und Grasdecke auf jenen Seen von Doberdo deutet darauf hin, daß ihre Gewässer aus dem Vipaco kommen. Dieser ist nämlich in seiner untern Gegend, wo der Timavo-Arm sich abzweigt, stark mit Schilf versehen. Dieses Schilf reißt sich dort, wenn es trocken wird, los; ebenso trennen sich Büsche und Baumäste ab, welche zum Theil durch den Isonzo hinausgeführt, zum Theil aber durch den Timavo-Arm unterirdisch fortgerissen werden. In den besagten Seen aber, wo das Wasser ruhig wird, sammeln sich diese schwimmenden Dinge an, verwirren sich unter einander, und bilden eine Art Floß, auf dem dann wieder Gras und verschiedene Kräuter wachsen, die dem Floß noch etwas mehr Zusammenhang geben. Die Einwohner von Doberdo und die umwohnenden Carsolini kommen zu diesen Seen herab, bewandern die Schilfdecke, und ernten dort das Gras, Schilf und Gestrüpp ab. Es soll indeß eine ziemlich gefährliche Arbeit sein, da die Decke mitunter durchbricht, und die Seen stellenweise sehr tief sind.

Dieß, sage ich, sind die Verhältnisse, welche es mehr als wahrscheinlich machen, daß ein Arm des Vippach bei Duino sich dem Meere als Timavo zuwendet. Ebenso wahrscheinlich ist es aber auch, daß der Vipaco hier nicht Alles allein macht, sondern daß auch die Rjeka hier hinzutritt. Außer den Gründen, die wir dafür aus ihrer Richtung, aus der Beschaffenheit der Triestiner Meeresküste und aus der großen Mächtigkeit des Timavo hergenommen haben, finden sich auch auf der Oberfläche der Karststrecke

von St. Canziano an, wo die Rjeka verschwindet, bis Duino, wo sie als Timavo oder als ein Theil dieses Flusses wieder erscheint, viele Anzeichen, welche das Dasein ihres unterirdischen Laufes in dieser Linie verrathen.

Es zeigen sich in dieser Richtung eine Menge Trichter, senkrecht abgetiefte Höhlen und eine fortlaufende Bodensenkung oder Thalvertiefung — lauter Dinge, die wir gleichsam als Wegweiser oder Kennzeichen in der Karstwüstenei betrachten können. Ich bemerkte schon oben, daß in der Richtung, in welcher seit vielen Jahrtausenden ein Fluß durch den Karst geflossen sei, sich viele Höhlen und Trichter ausgebildet haben müßten. Gleich nach jenen Trichtern, in welchen wir bei Canziano die Rjeka fließen sahen, nordwestlich von ihnen, erblickten wir wieder einige äußerst tiefe Trichter, die gewiß 500 bis 600 Fuß hinabsinken mochten.

In derselben Richtung zieht sich dann bei Corniale die Höhle hin, die wir besuchten, und die von der Karstoberfläche beinahe 300 Fuß tief hinabgehen soll, nämlich ebenfalls in nordwestlicher Richtung, wie der Hauptlauf der Rjeka. Es ist sehr wohl möglich, daß in alten Zeiten, als die Rjeka noch in ihrer obern Sandsteinmulde einen See bildete, ein Arm von ihr diese Höhle gebildet hat und durch sie abgeflossen ist.

Weiterhin kommt nordwestlich das Thal von Lippizza hinzu, das mit Anbau, mit Wiesen und Wäldern angefüllt ist, und das wol nur einen Theil des großen Thälercomplexes bildet, den wir auf der Oberfläche des Karsts zu verfolgen jetzt eben im Begriffe sind. Es streicht mit seiner Hauptlängenerstreckung wie die Rjeka, wie die Grotte von Corniale und wie unser ganzes Thal nach Nordwesten. Bei Bassovitza, wieder in nordwestlicher Richtung, befindet sich ein senkrechtes Loch, das über 500 Fuß tief hinab geht, und in welchem

sich alles Wasser aus der Umgegend jenes Dorfes hinabstürzt. Vermuthlich also ist dieses einer jener senkrecht hinabstürzenden Nebenflüsse der Rjeka *).

Von Lippizza wieder nach Nordwesten kommt ein höchst merkwürdiger Punkt, nämlich die senkrecht abgetiefte Höhle von Trebich, die man bis auf ihren 1022 Fuß tiefen Grund erforscht hat. Auf diesem ihrem Grunde hat man eine immense, 270 Fuß hohe Grotte gefunden, durch welche ein mächtiges Gewässer fließt. Zum Theil war die Grotte mit einem hohen Berge von Sand und Schlamm ausgefüllt, der in seiner Beschaffenheit ganz dem Sande und Schlamme glich, welchen die Rjeka bei Canziano mit sich führt, und den wir zum Theil in den bereits beschriebenen Geripphöhlen niedergelegt fanden. Es ist demnach kein Zweifel vorhanden, daß das in der Trebich-Höhle gefundene Wasser die Rjeka selber sei. Der Fluß ist hier nur noch 60 Fuß über dem Meere, während der Punkt, wo er bei Canziano sich in der letzten Höhle verliert, 764 Fuß über dem Meere liegt. Von Canziano bis Trebich sind gerade 2 deutsche Meilen, und auf dieser Entfernung fiele der Fluß demnach circa 700 Fuß abwärts. Wir können uns somit die Beschaffenheit dieses seines unterirdischen Laufes etwa eben so denken, wie da, wo wir ihn in unserer Schornsteinhöhle sahen. Er stürzt sich auf dieser Strecke von Stufe zu Stufe, von Höhle zu Höhle, in zahllosen Cascaden, durch unzählige Bogen und finstere Räume. Die Trebich-Grotte bezeichnet vermuthlich einen Hauptabschnitt seines Laufes. Hier ist die letzte bedeutende Deposition von Schlamm und Sand. Um von hieraus die letzte Höhe von 60 Fuß zurückzulegen, braucht der Fluß noch 3 Meilen. Sein wilder Cascadenlauf wird daher hier aufgehört haben, und er fließt nun mit eben der Ruhe

---

*) S. über dieses Loch Morlot a. a. O. S. 35.

nach Duino weiter, mit welcher er als Timavo dort hervortritt.

Wenden wir uns auch hier wieder zu den Anzeichen seines Laufes auf der Oberfläche, so finden wir zunächst von Trebich aus nach Nordwesten hin bei dem Dorfe Fernetitsch, eine Stunde nordöstlich von Opschina, einen senkrechten Schlund, der 570 Fuß tief sein soll.

Und weiter von Opschina und Fernetitsch aus nach Nordwesten zieht sich ein ganz langes und sehr deutlich wahrnehmbares Thal mit zahllosen Trichtern und Bodenversenkungen ganz gemach bis Duino hin. Der Küstenrand des Karsts steigt gegen Südwesten immer etwas hoch auf, sowie auch zur Rechten gegen Nordosten hin hohe Karsthebungen ganz nahe liegen. Aus diesem Thale führt die Straße von Duino nach Triest, die an der Meeresküste selbst keinen Raum finden konnte, auf den Karst hinauf und über ihn hinüber.

Gegen Duino hin flacht sich dieses Thal nun allmählich aus; die Karstmauern steigen nicht mehr so schroff auf. Duino selbst und sein Schloß liegen schon bedeutend niedriger. Aber ganz flacht sich die Gegend erst gegen St. Giovanni zu ab, mitten zwischen Duino und Monfalcone, wo der Timavo ausmündet, und wo unmittelbar an seinen Quellen die Straße von Duino nach Monfalcone, vom Karst ganz bis zum Meeresniveau herabkommend, vorüberstreicht.

Um dem Leser allen Zweifel darüber zu benehmen, daß der Timavo der Hauptsache nach nichts Anderes, als die untere, mit einem Vipaco-Arme verbundene Rjeka sei, kann man ihm auch noch Etwas von dem Sande und Schlamme vorweisen, den einige Timavoquellen mit sich führen, und der ganz identisch ist mit der in den Höhlen von Trebich und Canziano gefundenen Masse. Die Verbin-

dung des Vipaco-Armes mit der Rjeka muß man als eine höchst merkwürdige unterirdische Bifurcation dieser Flüsse betrachten. — Das Doberdo-Thal verschmilzt auf der Oberfläche der Erde hier bei St. Giovanni eben so sichtbar mit dem von uns nachgewiesenen Thale längs des hohen Karstsaumes von Canziano, wie die Flüsse unter der Erde.

VII.

Inner-Krain und Rückkehr.

1. Die Handelsstraße über den Karst.

Kaum ist man zu den Thoren von Triest hinaus, so beginnt die Straße sich zu erheben und an dem Abhange des Karsts hinaufzusteigen. Man gelangt in einem wechselvollen Zickzack bis auf die Höhe. Diese Auffahrt ist reich an Genüssen verschiedener Art. Weil Triest wie in dem tiefsten Punkte eines Kessels liegt, so übersieht man oft alle die Straßen, die es mit der Welt verbinden, auf einmal.

Die vornehmsten Richtungen für Triest sind: zuerst die nordöstliche Richtung quer über den Karst nach Wien und zur Donau, — dann die nordwestliche längs des Karsts nach Italien, — drittens die südöstliche Richtung nach Fiume, Dalmatien 2c., — und endlich viertens die südliche längs der istrischen Westküste nach Pola. — Eine fünfte Hauptrichtung giebt es nicht. — Es sind von Triest aus verschiedene Versuche gemacht worden, in diesen Richtungen mit Straßenbauten vorzudringen. Es giebt alte, neue und ganz neue Straßenbauten. Von gewissen Punkten des Weges aus hat man den Blick auf alle diese Versuche. Man sieht die alte Straße nach Fiume in dem Kessel sich hinaufwinden, und daneben die neue. Du fährst auf der neuen Straße

nach Opschina, und die alte begleitet dich mit viel unbequemeren Windungen und Hebungen zur Seite. Hart am Meere steigt, der Hauptsache nach ziemlich gradlinig, die neue Straße nach Proseco, Görz und Italien hinauf.

Man hat die überraschende Aussicht, die dem Reisenden, der von Norden bei Opschina auf dem hohen Rande des Karsts ankommt, sich darbietet, häufig gelobt, und sie ist in der That herrlich. Aber die Auffahrt von Triest von Stufe zu Stufe durch alle die kleinen und großen, mit Gärten und Villen und Buschwildnissen gefüllten Einschnitte, Erdfurchen und Thäler ist eben so wundervoll. Als ich höher hinaufkam, bemerkte ich, daß selbst auf dem Meere die Straßenrichtungen bezeichnet waren. Es giebt hier auf dem Meere freilich nur eine Haupt- und eine Nebenstraßenrichtung. Jene von Triest führt zuerst nach Südwesten durch den Golf zu der Höhe von Pirano, wo sie sich um den Vorsprung von Istrien herumdreht, und in die große, weite Meereswelt hinausführt. Diese Straße aber geht direct in westlicher Richtung nach Grado und Venedig. Ich gewahrte bei meiner Auffahrt nach Opschina beide Richtungen. Die Straße nach Grado und Venedig war durch eine Reihe von Schifferbooten bezeichnet; die nach Pirano und in die große Welt hinaus durch eine Kette großer Kauffahrer, welche mit dem günstigen Scirocco herangesegelt kamen.

Mit der Triestiner Nachmittagspost fuhr ich nach Opschina hinauf, und es fügte sich, daß eben die Sonne prachtvoll ins Meer tauchte, als wir auf dem Rande des Plateaus ankamen. Sie warf eine wundervolle, goldene Straße über den ganzen Golf von Triest hin. Die kleinen Fischerboote, die in diese goldene Straße hineinsegelten, schienen lauter Gold fischen zu wollen. Der Rückblick auf Triest und alle seine Umgebungen war in der That ganz entzückend. Eine Menge üppiger Weinberge, grüner Ge-

büsche und blühender Gartenanlagen füllt den ganzen Kessel aus, und steigt bis an den Rand des Karsts hinauf. Hier ist es aber auch wie abgeschnitten; denn da empfängt dich auf einmal die pure, baare, unverhüllte Felswüstenei. Als Kaiser Ferdinand I. nach Triest kam, hatten die Triestiner ihm hier ein schönes Zelt errichtet, und bewillkommneten ihn daselbst mit Reden und, ich glaube, auch mit einem Imbiß. Ueberhaupt sind alle Beherrscher Oestreichs, die Triest besuchten, hier am Rande des Karsts bewillkommnet worden. Es ist auch eine wundervolle Stelle dazu, wo Norden und Süden sich so scharf, als nur immer möglich, von einander scheiden, und wo man aus einer öden Wüste mit zwei Schritten unmittelbar an den Rand eines lebenvollen Paradieses hinantritt.

Zu Opschina — dieses Dorf ist beinahe so berühmt, wie Triest selbst, weil es hart an jener Gränze zwischen Süden und Norden, zwischen Wüste und Paradies, liegt, und weil 90 Procent von Allem, was nach und von Triest kommt, über Opschina ein- und ausgeht — zu Opschina, sage ich, muß sich der Reisende eine Untersuchung seiner Effecten gefallen lassen, weil hier der Uebergang aus dem Freihafen-Gebiete zu der östreichischen Zollgränze ist. Sie wird aber so gelinde, als möglich, vorgenommen. Wir kamen mit einer blosen Erklärung davon. Ob aber auch die Waaren und Frachtwagen immer so prompt expedirt werden, weiß ich nicht. Als ich durchpassirte, stockte hier ein wahres Meer von Frachtwagen auf dem großen, freien Platze des Orts. Es war glücklicher Weise gutes Wetter. Aber wenn es ein Paar Tage und Nächte hintereinander regnet, oder wenn die Bora weht, so möchte ich in Opschina weder Fuhrmann, noch Kaufmann, noch Zollbeamter sein. Ich glaube, daß Opschina die lebhafteste Gränzzoll-Station der ganzen östreichischen Monarchie ist, und daß hier das

ganze Jahr hindurch mehr Waaren vorüberfluthen, als an irgend einem anderen Gränzpunkte des Reichs.

Mich däucht, es müßten dem Kaufmannsstande jährlich einige Procente erspart werden können, wenn man hier ein solides Gebäude, einen großartigen hölzernen oder eisernen Schuppen (wenn auch gerade keinen Glaspalast, wie bei der Industrie-Ausstellung) errichtete, in dem die Waaren für die Zeit der Gränzuntersuchung geborgen werden könnten. Der Grund, warum dieß nicht geschieht, mag übrigens wol darin zu suchen sein, daß die Gränzen der Mauth-Cordons noch mehr, als die Staaten-Gränzen, sehr leicht und häufig verlegt werden, und es sich daher nicht zu lohnen scheint, an einer solchen leicht verschiebbaren Gränze ein kostspieliges Etablissement zu bauen. Fast alle Mauthetablissements der Welt haben daher etwas sehr Provisorisches. In gewisser Hinsicht mag es auch gut sein, daß die Zollcontrole an den Gränzen in nicht zu soliden und zweckmäßigen Gebäuden sich etablirt, weil dann immer die Hoffnung bleibt, daß sie selbst nur etwas Provisorisches sei, wie ihre Gebäude, und einmal von dem Freihandel ganz beseitigt werden könne.

Ein guter Theil der Waaren, glaube ich, leidet auch Haverie auf dem großen Mauthhofe in Triest, wo alle mauthbaren Gegenstände unter offenem Himmel Tage lang umherstehen, sowol der Feuchtigkeit und Unbill, die vom Boden herauf-, als der, die vom Himmel herabkommt, ausgesetzt. Als ich in Triest war, trat eine hohe Sturmfluth ein, welche die halbe Stadt und mithin auch den Mauthhof unter Wasser setzte. Die dort aufgehäuften Waarenballen standen über 12 Stunden lang 1 bis 2 Fuß tief im Salzwasser. Man kann sich denken, wie schlecht dieses Salzbad den Rosinen- und Korinthenfässern, den Citronen- und Pomeranzenkörben, den Reis- und Zuckersäcken ꝛc. bekommen sein mag. Sturm-

fluthen giebt es freilich auch anderswo, z. B. in den amerikanischen Hafenstädten. Aber man hat dort, wie ich gehört habe, für Latten oder Balken als Unterlage gesorgt, auf welchen die Waaren etwas erhaben liegen, oder auf denen sie wenigstens außer Berührung mit dem Boden bleiben und bald wieder abtröpfeln können.

Nach jener Sturmfluth in Triest regnete es einige Tage hindurch sehr heftig, und die Waaren auf dem Mauthhofe wurden nun von oben getauft. Ich sah keine Art von Veranstaltung, um sie vor dieser neuen Taufe zu beschützen. Gerade für solche Mauthhöfe ist ja unsere neue Eisen-Architektur vortrefflich, mit der man so leicht, und ohne viel Raum wegzunehmen, große Plätze überdecken kann. Hat man keine geschützten Räume, so sind in Amerika und England wenigstens getheerte, dicke Tuche bei der Hand, um durch sie die Waaren zu schützen. Auch diese fehlten, so viel ich bemerkt habe, in Triest. Da auf den Waaren und ihrem prompten und pünktlichen Umsatze, sowie auf ihrer guten Conservirung, natürlich der ganze Wohlstand einer Handesstadt, wie Triest, beruht, so begriff ich nicht, wie die Kaufleute, die dabei so sehr interessirt sind, das gleichmüthig mit ansehen konnten. — Mir sogar, einem Laien und Unbetheiligten, bereitete es manchmal recht tiefen Kummer, wenn ich sah, wie vielerlei Gefahr die Waaren noch in Triest selbst, dann in Opschina und endlich auch auf dem ganzen Transporte über den Karst nach und von Triest ausgesetzt waren. Es ist aber möglich, daß ich die Sache nicht recht verstehe, und daß ich mir überflüssige Sorge gemacht habe.

Ich sage, auch bei der Art und Weise des Triestiner Waaren-Transports über den Karst stand mir mein Bißchen Verstand still. Ich hätte aus lauter Angst vor den Unwettern, die zuweilen auf dem Karst toben, die Waare viel

sorgfältiger verpackt, als ich sie hier auf den kleinen Bauerwagen der Carsolini, auf denen sie gewöhnlich ganz unbedeckt dalagen, verpackt sah. Ich hätte überall Stroh dazwischen gestopft und Wachstuch oder Leinwand darüber gezogen, wie dieß unsere sorgfältigen deutschen Fuhrleute in Nürnberg, Bamberg, Bremen ꝛc. thun.

Der ganze Weg von Triest über den Karst bis Adelsberg und weiter bis Laibach, wo jetzt der nächste Eisenbahnhafen für Triest ist, war mit einer unglaublichen Menge von Fuhrwerk bedeckt. Die Waarenströmung hinüber und herüber dauert hier beinahe das ganze Jahr hindurch fort, weil der Hafen von Triest eben so wenig, wie die Eisenbahn nach Wien, je zufriert. Auf Schritt und Tritt fanden wir Frachtwagen, und in allen Dörfern umschwirrten sie, wie Bienen, die Wirthshäuser. Weil sie hier im Ganzen sehr kleines Fuhrwerk und schwache Pferde haben, so setzt der Handel von Triest sehr viele Räder und Beine in Bewegung. Diese slavischen Carsolini laden ein Paar Fäßchen auf, und eilen damit über die Gebirge. Wer ein Paar Pferdchen hat, oder auch ein Pferdchen und eine Kuh, der spannt sie vor, und fuhrwerkert oder, wie man hier sagt, „schlittelt“ damit. Ich sah unterwegs eine Menge Wagen, die mit Ochsen bespannt waren, besonders bei Opschina, so weit es bergauf ging. In den Straßen von Triest selbst werden fast alle Waaren mit Ochsen befördert, die fester und sicherer auf der glatten Oberfläche der Quadersteinstraßen der Stadt von der Stelle kommen. Wenn ich aber diese langsamen Thiere so ungemein bedächtigen Schritts durch die Straßen der Stadt mit ihren Ladungen fortschleichen sah, und dabei dachte: „time is money“, so wurde mir ganz übel dabei. Doch mag wieder auf andere Weise bei den Ochsen an Zeit und Geld gespart werden, und man zieht sie in Triest im Ganzen den Pferden vor. Man hat dort

sowol einspännige, als zweispännige Ochsenkarren. Viele Kaufleute haben ihre eigenen Ochsen im Stalle. Für die aber, welche keine haben, stehen auf gewissen freien Plätzen der Stadt 20 bis 30 mit Ochsen bespannte Wagen, gleich unsern Fiakern, in Bereitschaft, jeden Auftrag von irgend einem beliebigen Transporte zu übernehmen. Meistens findet sich nur ein halbes Dutzend mit Pferden bespannter Wagen dabei, was vielleicht einen statistischen Fingerzeig über das Verhältniß der beim Waarentransport gebrauchten Ochsen und Pferde zu einander geben kann.

Die Slaven des Karsts, die Bewohner der großen Dörfer Präwald, Sennosetsch, Sessana u. s. w., sollen eine wahre Passion für das „Schlitteln" haben — so nennen sie hier, wie auch sonst noch in der östreichischen Monarchie, das Transportiren der Waaren von einem Orte zum andern, insbesondere über die Gebirgszüge hinüber. Das Schlitteln ist für arbeitsunlustige Leute eine äußerst verführerische Sache. Sie verdienen dabei schnell ein Stückchen baares Geld, viel schneller, als z. B. beim Ackerbau, wobei man oft ein Jahr lang auf die Einnahme warten muß. Auch kostet es nicht viel Kopfzerbrechen und Mühe und keine große positive Anstrengung, sondern nur negative Tüchtigkeit. Man muß zwar Wind und Wetter, Kälte und Hitze ertragen, kann dabei aber oft ruhig auf dem Wagen liegen. Im schlimmsten Falle hat man zu Fuß zu laufen, was immer noch leichter und amusanter ist, als z. B. das angestrengte Hacken, Steinehauen, Graben und Pflügen auf einer und derselben Stelle. Dazu erquickt man sich in den Wirthshäusern, thut sich dort gütlich, und findet immer Gesellschaft und Kameraden, die Etwas zu erzählen wissen und gut aufgelegt sind. — Dieß Alles, sage ich, ist für die armen Carsolini, deren Ackerbau sehr mühevoll ist, außerordentlich verführerisch, und sie drängen sich mit Begierde zum Schlitteln auf der Straße herbei.

— Natürlich werden dadurch die Frachtpreise sehr herabgedrückt, und diese sind auf der Straße von Triest nach Laibach ungemein niedrig. Die Slaven haben überhaupt eine Passion für das Geschäft und die Lebensweise der Fuhrleute, und der Verkehr recrutirt sich daher seine ihm nöthigen Fuhrleute in slavischen Ländern äußerst leicht. Auch auf der schönen Bergstraße von Fiume nach Croatien sind die Frachtpreise eben so niedrig, weil es auch dort von schlittellustigen Croaten wimmelt.

In Triest giebt es Menschen, die als Hauptfuhrleute oder als große Frachter mit einigem Capitale an der Spitze des Waarenvertriebs über den Karst stehen. Sie übernehmen den Transport ganzer Waarenpartien in den Magazinen der Kaufleute, besorgen auch die Geschäfte, die bei dem Durchmarsche der Waaren durch das Triestiner Mauthhaus vorfallen, und überliefern sie in Laibach der Eisenbahn-Gesellschaft. Diese Leute stehen mit den Schlittlern auf dem Karst in Verbindung, und engagiren sie von Station zu Station, von Triest nach Opschina, von Opschina nach Sennosetsch oder Präwald, von da nach Planina, von Planina nach Oberlaibach; denn wunderbarer Weise fahren diese Karstfuhrleute meistens nur von einer Station zur andern. Es wird dadurch freilich ein beständiges Umladen der Waaren verursacht. Allein, wie gesagt, ihre Wagen sind klein; die wenigen Ballen, die sie darauf haben, sind bald von einer Axe auf die andere gebracht, und vermuthlich wird auf diese Weise die Schnelligkeit des Transports vergrößert. — Bei uns im übrigen Deutschland kommt sonst, glaube ich, nirgends eine solche Speditionsart vor, durch welche der Eine dem Andern die Waaren, gleichsam wie Spielbälle, zuwirft.

Man hat den Handel oft deßhalb gepriesen, weil er Wohlhabenheit, Humanität und Bildung überall verbreite, wo er

seinen Sitz aufschlage. Dieß mag allerdings für Kaufleute und die Kaufmannsstädte selber gelten, ja zum Theil auch für diejenigen Leute, welche dem Handel auf dem Meere dienen, für die Seefahrer, die im Ganzen ein sehr ehrlicher und für Aufklärung empfänglicher Menschenschlag sind. Selbst der gemeine Schiffer muß, wenn er weiter kommen will, sich der Mathematik und anderer Wissenschaften befleißigen, mit deren Hülfe er allein die seinen Ladungen vorgeschriebenen Wege und Ziele auffinden kann. Allein durch seinen Transport auf dem Festlande scheint der Handel unter den ihm dabei dienenden Menschenclassen Nichts weniger, als Wohlhabenheit, Gesittung und Glück verbreitet zu haben. Die Frachtfuhrleute, auch die Canal- und Flußschiffer, die so wenig Kunst und Geschicklichkeit und gar keine Wissenschaft, wie der Seemann, zur Uebung ihres Gewerbes nöthig haben, sind und bleiben nur gar zu oft ein rohes und unwissendes Volk. Das wandernde Wirthshausleben, das sie führen, hat auch auf ihre Moralität nicht gerade den vortheilhaftesten Einfluß; am wenigsten wirkt es auf Mäßigkeit und Sparsamkeit hin. — Sie kommen daher auch selten mit ihrem Hausstande auf einen grünen Zweig, und der Handel, der den Kaufmann reich macht, demoralisirt den Fuhrmann und läßt ihn verarmen. Alle Handelsstädte sind in dieser Hinsicht nicht als Wohlthaten spendend, sondern als in ihrer Nachbarschaft Gift verbreitend und Blüthen zerstörend anzusehen. Auch hier an der so lebhaften Handelsstraße über den Karst scheint Glück und Wohlstand keinesweges zu blühen. Man klagte mir im Gegentheil vielfach, daß durch das leidenschaftliche Schlitteln die Leute am Ende immer in Verfall und Armuth geriethen. Wenn die Eisenbahnen — die allerdings ein viel gesitteteres und kenntnißreicheres Arbeiter-Publicum in Anspruch nehmen — hierher gedrungen sein werden, so wird diese Schlittelei, die

jetzt wol an 40,000 Menschen beschäftigt und demoralisirt, aufhören; freilich auch damit der Fuhrmannsverdienst. Aber die Menschen werden sich dann nothgedrungen mehr dem Ackerbau ergeben; gewiß wird die Cultur des Karsts dadurch eine bedeutende Menge von Kräften für sich gewinnen und so indirect durch die Eisenbahnen gefördert werden. Die Kinder dieser nicht glücklichen Schlittler werden sich als Bauern niederlassen und ein bescheidenes häusliches Glück begründen können, wozu ihre schlittelnden Väter trotz des lockenden und scheinbar höheren Verdienstes nicht gelangen konnten.

Auch bei unserer norddeutschen Handelsstadt Bremen war früher ein großes Fuhrmannsdorf, Namens Leeste, das größtentheils nur von dem Frachtverdienste, den die nahe Handelsstadt gewährte, existirte. Obwol der Handel von Bremen blühte, so wurden diese Frachtfuhrleute von Leeste doch nie recht wohlhabend. Zuweilen wurden wol einige reich; allein Verschwendung und Völlerei zerstörten bald alle angesammelten Capitalien wieder. Der Segen des Himmels waltete nicht in diesem Fuhrmannsdorfe. Als die Eisenbahnen kamen, glaubten die Fuhrleute von Leeste, sie müßen alle Bankerott machen, und jetzt sei es mit ihrem Dorfe ganz und gar aus. — Als ich kürzlich in Bremen war, erkundigte ich mich nach dem Schicksale der Fuhrleute von Leeste, und man sagte mir, sie hätten sich alle dem Ackerbaue zugewandt und ihre ehemals nur zu sehr vernachlässigten Aecker gebessert, und obwol ihnen nicht mehr so viel baares Geld aus Bremen zuflösse, wie früher, so hätte sich doch nun erst wahres Wohlsein und Glück unter den Leuten verbreitet. Es sei dem Dorfe Leeste gerade so gegangen, wie Spanien, das auch erst wohlhabend zu werden angefangen habe, seitdem nicht mehr so viel Gold und Silber aus Amerika ins Land geflossen sei.

Es wäre sicherlich interessant, wenn man auch sonst noch in Deutschland dem Schicksale der durch die Eisenbahnen untergehenden oder, besser gesagt, in Reform begriffenen Classen nachforschte.

Es ist wol selten, daß eine besondere, scharf bestimmte Richtung eines vorherrschenden Windes dem Verkehre einer Stadt so viele Hindernisse verursacht, wie die Bora dem Handel von Triest.

Daß die Schiffe sich oft zu Hunderten in den istrischen Häfen verkriechen müssen, weil die Bora den Golf von Triest zuweilen mehre Tage lang ganz unzugänglich macht, erwähnte ich schon oben. Aber daß die Bora, ein bloser Luftzug, — auch zuweilen den Verkehr auf dem Lande gänzlich unterbrechen kann, ist noch merkwürdiger. Wenn die Bora sehr heftig einfällt, und der Waarentransport auf dem Karst eben im Gange ist, so widerstehen ihr oft die stärksten Ochsen und die schwersten Ladungen nicht. Sie wirft Alles, was sich nicht verkriechen kann, nieder, und man sieht dann nicht selten die ganze Handelsstraße mit vom Winde umgeworfenen Wagen bedeckt. Zuweilen ist Tage lang der Bora wegen kein Waarentransport rathsam, und die Fuhrleute verkriechen sich dann mit ihren Pferden und Waaren in den Dörfern. Die Posten und Diligencen, welche, wenn es nur irgend möglich ist, ihre Zeit einzuhalten suchen, werden bei einer solchen Bora von 8 bis 10 Menschen begleitet, die zu beiden Seiten das Fuhrwerk an Stricken halten. Jeder von Triest über den Karst gehende Postwagen ist zu diesem Ende oben auf seinem Dache mit einer Reihe von Ringen versehen, welche zur Befestigung der Stricke dienen.

Eine andere Schwierigkeit für den Verkehr bietet der Wassermangel auf dem Karstplateau dar, wo nirgends sich Quellen zum Tränken der dem Transport dienenden Pferde finden. Man hat längs der ganzen Straße in der Nähe

der Dörfer, der Wirths- und Posthäuser, wie auf der Route über den Isthmus von Suez, Cisternen anlegen müssen, worauf mancher Centner Pulver versprengt worden ist.

Von der Bora glaubt man, daß sie erst in neuerer Zeit bei der fortschreitenden Entwaldung des Karsts so heftig und nachtheilig geworden sei. Die Alten sprechen wenig oder gar nicht von der schädlichen Wuth dieses Windes. Könnte man den Karst von Neuem bewalden, so wäre dieß das beste Mittel gegen die Bora. Aber wie ein Verbrecher sich gegen die Fesseln sträubt, so läßt auch die Bora eine neue Bewaldung gar nicht aufkommen; sie zerstört alle Bäume. Längs der ganzen großen Straße sieht man keine andere, als verkrüppelte Gewächse, alle nach Süden gerichtet und nur auf der Südseite mit einigen verdorrten Zweigen besetzt.

Die Leute behaupten hier meistens, die Bora entspringe am Nanos, und am Fuße dieses Berges, in Präwald, sei sie am heftigsten. Von da aus ströme sie, wie ein Fluß aus seiner Quelle, in den Winkel nach Triest hinab. Der Nanos, sowie Präwald, sind allerdings zwei sehr merkwürdige Positionen, die gewiß in der physikalischen, wie in der politischen Oekonomie dieser Länderstriche eine bedeutende Rolle spielen. Der Nanos ist die am höchsten aufgebäumte Spitze des Birnbaumer Waldes. Nach Süden hin fällt sie wie eine schroffe Pyramide ab, und zeigt mit ihrem Südfuße auf den Ort Präwald, bei dem der Birnbaumer Wald endigt und der Karst beginnt. Ich kann mir zwar wol denken, daß der Nordwind hier an dieser so scharf herausgemeißelten Ecke des Nanos besonders heftig werden muß. Auch kann ich mir denken, daß das wilde, unbewohnte, kalte Birnbaumer Plateau, das noch etwas höher, als das Karstplateau, liegt, und längs dieses letzteren mit einer schroffen Mauer von Präwald nach Wippach abgestuft ist, den

Nordwind noch kälter und heftiger macht, als er aus dem Save-Thale zu ihm gelangt. Ebenso, wie gesagt, begreife ich, daß der Nordwind auf dem gänzlich baum- und schutzlosen Karst besonders heftig und gefährlich werden muß. Jedoch giebt es auch in anderen Localtiäten mancherlei ähnliche Umstände, die den Nordwind sehr kalt und rauh erscheinen lassen. Somit den Grund zu sagen, der die Leute hier veranlaßt habe, eine ganz besondere Nordwindgattung, die Bora, anzunehmen, die am Nanos entspringe, und bei Triest ins Meer münde, — diese Nordwindgattung ferner als etwas ganz Apartes für sich von dem übrigen Nordwinde zu trennen und zu behaupten, daß man jenseits Präwald und im Save-Lande, sowie in der übrigen Welt keine Bora mehr kenne, — kurz alle die Ursachen anzugeben, welche eine so außerordentliche Individualisirung der Bora herbeigeführt haben mögen: das vermag ich für meinen Theil nicht. Ich habe auch noch Niemanden getroffen, der mir diese Sache hätte genügend erklären können.

Bei Präwald endigt der Karst, d. h. der kahle Triestiner Karst; denn das karstartige, trichter- und höhlenreiche und zerklüftete Kalksteinterrain geht noch durch den ganzen Birnbaumer Wald und die julischen Alpen hindurch bis nach Oberlaibach fort. Erst in den Bergen jenseits Laibach entdeckt man eine ganz andere Physiognomie. Gleich bei Präwald zeigt sich Gehölz und Waldung, und man könnte fast vermuthen, daß der Name dieses merkwürdigen Punktes aus einem lateinischen und einem deutschen Worte zusammengesetzt sei, aus „prae“ und „Wald“, wonach es so viel bedeuten würde, als „vor dem Walde.“

Im Slavischen heißt der Punkt „Rasdertu“, und dieß ist seine eigentliche, landesübliche Benennung; Präwald dagegen nur der officielle und Poststations-Name. „Rasdertu“ heißt ungefähr so viel, als „aufgerissen“, „zerrissen“, vom illy-

rischen „razdretj", d. h. aufreißen. Für eine ausgetiefte Stelle am Fuße eines Berges und für eine hochgelegene Passage aus einem Gebirgslande ins andere ist dieß ein sehr bezeichnender Name, wie denn der in diesen Ländern reisende Geograph sich immer recht genau nach den einheimischen slavischen Namen erkundigen sollte, die sich stets der Beschaffenheit der Localitäten sehr genau anschließen, und in denen vortreffliche Winke für Geschichte und Geographie gegeben sind.

Von Rasdertu oder Präwald, welches man sich als eine hochgelegene Austiefung denken muß, geht es nach Nordosten ins Poik-Thal und weiter in der Richtung nach Laibach hinunter. Ebenso geht es von hier aus nach Südwesten ins Wippach-Thal hinab. Nach beiden Richtungen gehen große Heerstraßen, sowie denn auch endlich die Heer- und Handelsstraße von Triest hier auf den Kreuzungspunkt Präwald stößt. Von jeher war hier bei Präwald eine Haupteinbruchsstation von Norden her in die südlichen, schon italienischen Thäler des Wippach und Isonzo. Es war ein ganz scharf bestimmter und unvermeidlicher Ort; denn um die Spitze des Nanos und des unwegsamen Birnbaumer Waldes konnte man nicht anders, als hier bei Präwald, herumkommen. Auch im Süden sind die Gebirge sofort wieder hoch und wild, wenn auch nicht so schroff absetzend, als am Nanos. Es ist hier ein tiefer Einschnitt in die julischen Alpen, der von jeher als Völkerthor aus dem Süden nach dem Norden und vice versa benutzt wurde. Allerdings aber ging ehemals, als noch Aquileja und nachher Venedig blühten, die Karstpassage ins Wippach-Thal und durch dasselbe zum Isonzo und nach Italien hinab. Die Straße von Präwald nach Triest ist ein ganz neuer Zweig, der erst mit Triests Aufblühen sich ausgebildet hat. Die Römer hatten hier in der Mitte zwischen

Aquileja und Aemona (Laibach) eine Station, „ad Pirum" (beim Birnbaume) genannt. Es ist das heutige Präwald, und es ist möglich, daß das „Prae" oder „Pre" dieses Namens (man schreibt auch Prewald) nicht aus dem römischen „Prae" entstanden, sondern aus „Pirum" corumpirt ist, daher so viel, als „Birnwald", bedeutet. Wahrscheinlich hat daher auch der Birnbaumer Wald, d. h. der Wald bei der Station „ad pirum" (zum Birnbaum), überhaupt seinen Namen erhalten.

Leider war es schon tiefe Nacht, als ich von Präwald in das Thal des Poik hinabfuhr, daher ich wenig bei dieser Abfahrt gesehen habe. Doch selbst in der Nacht war diese Straße noch voll Leben. Das Schlitteln ging zum Theil auch jetzt noch im Dunkeln fort. Die Nacht war schön, und vermuthlich ist es den hiesigen Fuhrleuten, da sie immer nur kleine Stationen haben, eher, als den unsrigen möglich, auch die Nacht zu benutzen. Bei manchen Frachtwagen sah ich sogar slavische Weiber als Kutscher. Es soll nicht selten sein, daß die Weiber für ihre Männer, wenn sie krank sind, die Zügel ergreifen, besonders wenn es mit den Waarentransporten rechte Eile hat. Solche Eile scheinen die Leute hier namentlich immer mit dem Holze zu haben; denn die ganze Nacht hindurch begegneten wir Holzfuhren, die aus Krain nach Triest trabten, als wenn dieses kostbarste aller Landesproducte nicht schnell genug zum Lande hinausgeschafft werden könnte. Freilich mag es ihnen (leider!) theuer genug bezahlt werden; denn selbst Aegypten und Griechenland verschreiben vieles Holz von Triest, sowol verarbeitetes, als auch rohes. Ich sage — leider! Denn die dem kahlen Karst benachbarten Landstriche scheinen auf dem besten Wege zu sein, dem Karst ganz ähnlich zu werden. Die Klage über Holznoth, Holztheuerung und Waldzerstörung verbreitet sich jetzt ganz allgemein in Krain, und be-

reits genügt dieses Land nicht mehr dem Bedarfe Triests, das schon seine Speculationen auf Steiermark, Kärnthen und Croatien gerichtet hat, und überall die schönen Wälder, die herrlichen Fichtenhölzer auf den Alpen, sowie die großen Eichbäume an der croatischen Sau, ausbeuten läßt. Der Handel Triests zerstört hier das meiste Holz, und ihm hilft — der Zahn der Ziege. Auch hier in Krain habe ich die Klage über die ungeheuere Vermehrung der Ziegen eben so allgemein gefunden, wie in der Schweiz, in Graubünden und anderen Alpenstrichen. Man bezeichnet diesen Umstand auch hier als eine der hauptsächlichsten Ursachen der Waldverwüstung. Ein wohl unterrichteter Forstmann Krains hat mir gesagt, daß, als zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia, welche die Ziegen überall verfolgte, und sehr strenge und gute Waldgesetze gab, alle Ziegen gezählt wurden, in einem gewissen Districte nur 11 Ziegen gefunden worden seien, daß aber jetzt in demselben Districte eben so viele Hunderte dieser Thiere existirten. Die große Zufuhr von Holz auf der Triestiner Straße hat auch die Art und Weise des Waarentransports mit solchen kleinen Bauerwagen, wie ich sie oben beschrieb, befördert; denn das Holz, das aus den Wäldern und Waldwegen zur Seite hervorkommt, ist keine Ladung für solche große, solide Frachtwagen, wie wir sie haben. Man bedarf dazu kleiner, leichter und leicht auseinanderzunehmender Wagen. Diese kleinen Fahrzeuge, wenn sie Triestiner Waaren nach Laibach führen, können daher als Rückfracht das Holz besser, als große Wagen, nach Triest bringen, und auf diese Waare (Holz), die immer in Ueberfluß auf dem Platze ist, können sie zu allen Zeiten einen Auftrag bekommen. Uebrigens ist das Schlitteln, so wie ich es beschrieb, doch erst recht im Schwange, seitdem die Eisenbahn bis Cilli und Laibach vorgerückt ist. Früher, als es noch keine Eisenbahnen gab, pulsirten auch die gro-

ßen, sechsspännigen deutschen Riesen-Frachtwagen viel häufiger bis Triest. Jetzt, wo die Reise bis zur Eisenbahn so kurz ist, lohnt sich eine solide Verpackung nicht mehr, und daher ist auch jene Eile in die Leute gefahren.

Wir kamen spät in der Nacht in Adelsberg an, wo Alles voll von Truppen war.

---

2. Die Adelsberger Grotte.

Am anderen Tage machte ich mich bei Zeiten zur Adelsberger Grotte auf. Der Eingang zu ihr liegt ein Paar Büchsenschüsse von dem weitläufigen und stattlichen Markte Adelsberg entfernt. Man sieht den Fluß — den Poik — in einem weiten, bequemen Thale durch Wiesengründe und anmuthige Fluren dahinfließen; aber auf einmal tritt ihm eine Felsenwand entgegen. Diese thut den Mund weit auf und verschlingt den Fluß, oder vielmehr das Wasser zieht — anfangs ziemlich gemächlich — in das ungeheuere Felsenthor ein.

Das Thal oder vielmehr der Thäler-Complex des Poik, der von einem eigenen slavischen Volksstamme, den sogenannten „Poikern", bewohnt wird, und dessen Hauptort Adelsberg an dem Punkte des Zusammenflusses und der Ausmündung der Gewässer liegt, besteht in einer ebenso von Sandstein ausgefüllten Mulde oder Einsenkung in den Karstkalkstein, wie das Rjeka-Thal vor St. Canziano. Weiter nach Norden hin, in einer Entfernung von zwei Stunden, liegt wieder eine solche Sandsteinmulde, das Thal oder der Kessel von Planina, der aber etwas tiefer hinabgeht, als der von Adelsberg. Beide werden durch einen zerklüfteten, höhlenreichen Karstkalk-Damm von einander getrennt. Die Poik-Gewässer haben diesen Damm in einem zwei Stunden langen Höhlengange durchbrochen, und kom-

men bei Planina wieder zum Vorschein, wo sie, mit den ebenfalls aus einer Höhle herzukommenden Gewässern des Cirknitzer Sees vereinigt, den Namen Unz erhalten.

Wie die Rjeka bei Canziano und nach dem Obengesagten auch andere Gewässer früher, als sie noch höher in der Sandsteinmulde standen und noch nicht so sehr in die Tiefe arbeiteten, höher gelegene Höhlen auswuschen, die jetzt, wo die Gewässer andere Auswege in der Tiefe gefunden haben, trocken sind, — so ist dieß auch mit dem Poik der Fall. Es giebt hier oberhalb des Canals, in welchem jetzt das Wasser läuft, einen trockenen Gang; das ehemalige, alte Bett des Poik ist eben derjenige Theil des in dieser Gegend befindlichen großen Höhlen-Systems, der bisher allein hat besucht und begangen werden können, und den man eben die Adelsberger Grotte nennt. Der Paß oder das Thal, welches durch den Gebirgsriegel von Adelsberg nach Planina läuft, und die große Triest-Laibacher Chaussee, die sich in ihm hinzieht, sind nach Nordnordosten gerichtet, und eben diese Hauptrichtung hat auch die trockene Adelsberger Höhle, die man besuchen kann, und in der die Wege, jetzt ungefähr 5000 Wiener Fuß in gerader Linie vom Eingange fort, völlig gangbar gemacht sind. Mit den Krümmungen mögen es 7000 Wiener Fuß sein. In derselben Richtung nach Nordnordosten von Adelsberg nach Planina laufen auch die Gewässer in ihrem undurchforschten Canale hin. Du gehst also in dieser Grotte mitten zwischen dem Flusse, den du unter den Füßen hast, und der Chaussee, die dir zu Häupten streicht, fort.

Der Eingang des Fußgängers in das Höhlenlabyrinth liegt von vornherein etwas höher, als der Eingang des Flusses. Doch kommt man in der vorderen Abtheilung der Höhle zuerst noch einmal wieder mit dem Flusse zusammen. Man hört ihn brausen; man läßt sich bis nahe zu seinem dunklen

Felsenufer hinab, und überschreitet ihn zweimal auf kolossalen Felsenbrücken. Erst einige Hundert Ellen weiter einwärts trennt sich der trockene Höhlengang von dem nassen. Das Wasser sinkt auf seinen noch unerforschten Wegen in die Tiefe, und die trockene Höhle streicht ziemlich horizontal ins Gebirge hinein.

Die jetzt, wie gesagt, auf einer Strecke von 7000 Fuß ausgebahnte Höhle ist sehr allmählig entdeckt worden, und sie wurde schon lange für ein Weltwunder gehalten, als man noch nicht mehr davon kannte, als die allervorderste Partie, welche zwar allerdings wegen des hier noch arbeitenden Wassers, wegen der Höhe der Grottengewölbe und wegen der kolossalen Felsenbrücken zu den anziehendsten Abtheilungen der Höhle gehört, aber von den inneren Partien, die wieder durch andere Dinge überraschen, weit übertroffen wird.

Schon der dickleibigste oder dickbändigste alte Beschreiber von Krain, der Freiherr von Valvassor, der vor beinahe 200 Jahren schrieb, spricht von dieser Grotte als von einer vielbesuchten, welche die Reisenden „mit nicht geringer Schaulust“ erblickten. „Denn,“ sagt er, „die Ungewöhnlichkeit reizet, auch mit scheußlicher und schrecklicher Gestalt, die Besucher an sich; und was rar ist, es sei lieblich oder grauerisch, das wird durch seine Ungemeinsamkeit der Verwunderung der Menschen fähig.“ Im Grunde genommen haben aber dieser alte Herr und seine Zeitgenossen in dieser Grotte weniger ein untersuchungswürdiges Naturgebilde, als vielmehr einen Sitz von gräulichen „Todes-Gespenstern“ gesehen. Zwei Drittel des Capitels, in dem jener berühmte Schriftsteller die Adelsberger Grotte bespricht, handeln von einer „gewissen Geschichte“, die hier einem Manne widerfahren, welchen einmal ein Fürst von Auersberg in die Grotte hinabließ, und welcher nicht um die ganze Herr-

schaft Adelsberg noch einmal in sie hinab wollte, weil er „Etwas" gesehen habe, — und von den Vermuthungen darüber, „was dieser Mann wol dort könne gesehen haben." — Wie mochte es damals in Krain aussehen! Denn wenn solche Geschichten von dem ersten Schriftsteller seiner Zeit ernsthaft behandelt wurden, was mochte dann in den Köpfen des Volkes stecken! Erst in unserem Jahrhunderte sind alle Höhlengespenster aus dieser Grotte vertrieben worden, und man ist muthig forschend hineingedrungen.

Fast jede berühmte und nützliche Sache hat ihren Märtyrer oder Reformator, durch dessen Bestrebungen sie vorzugsweise in Schwung gekommen ist. Für die Adelsberger Grotte wurde dieß ein Herr von Löwengreif, ein östreichischer Beamter, der durch mancherlei Opfer und Anstrengungen sie zugänglich machte, und auch in ihr mehrere innere Räume entdeckte. Den Impuls zu seinen Bemühungen gaben ihm die wiederholten Besuche hoher Häupter, der Kaiser Franz und Ferdinand, denen etwas Neues gezeigt werden sollte. Erst seit dem Jahre 1819, wo der Erzherzog — nachmals Kaiser — Ferdinand hier war, drang man aus der alten, lange bekannten Vorgrotte hinaus, und seitdem ist denn die Adelsberger Höhle stückweise, so zu sagen, immer tiefer in den Berg hineingewachsen, ich meine, immer tiefer hinein zugänglich gemacht worden. Jetzt endigt der Weg in einer breiten und großen Höhlenabtheilung, in deren Mitte ein kleiner Berg oder eine mit Stalaktyten gespickte Unebenheit des Höhlenbodens — der sogenannte „Calvarienberg" — liegt. Bei diesem Calvarienberg ist die Welt mit Bretern vernagelt, das heißt, man hat den hier in die Tiefe noch weiter hinabgehenden Höhlengang mit einem Geländer von Balken verrammelt, damit keinem Reisenden ein Unglück geschehe. Weil dieser fernere, noch ungeebnete Gang der Höhle sehr beschwerlich und gefährlich zu begehen

ist — die Stalaktytmassen, die hier wie die Pilze in einem Walde aufgeschossen sind, bilden eine Menge von Klüften und Grüften — mit ungebrochenen Gliedern dazwischen durchzukommen, das erfordert besondere Vorsicht, — auch bildet der Boden der Höhle selbst plötzliche Absätze und schroffe Wände, hat Seitenäste und Nebenklüfte, die man nur mit besonders kundigen Leuten vermeiden und zuweilen nur mit Hülfe von Stricken und Leitern überwinden kann — weil hier noch Alles rohe Stalaktytenhöhlen-Natur ist, so hat man, sage ich, einstweilen einen Schlagbaum gezogen, und gebietet dem Reisenden, der hier noch sehnsüchtig weiter in die Tiefe hinabblickt und strebt, Halt; es sei denn, daß er sich zuvor bei der Behörde gemeldet, die Erlaubniß, seinen Hals zu riskiren, erwirkt, und die dazu nöthigen höhlen- und bergkundigen Begleiter und Instrumente erhalten habe. Die gewöhnlichen Führer dürfen den Reisenden blos bis an den Calvarienberg begleiten. Leider wußte ich dieß nicht, und erwähne es daher ausdrücklich für spätere wißbegierige Reisende, die vielleicht gern den Freudenbecher der Adelsberger Grotte bis auf den Grund ausschöpfen möchten, wie ich es, wenn ich besser unterrichtet gewesen wäre, auch gern gethan hätte. Jene Erlaubniß wird aber, glaube ich, Niemandem verweigert; nur wird natürlich die Expedition dann etwas kostspieliger.

Meine Führer sagten mir jedoch, daß von den 2000 Passagieren, welche die Grotte während eines Sommers besuchten, doch die wenigsten die Ausdauer hätten, auch nur bis an den Calvarienberg vorzudringen. Einige begnügten sich blos mit der Vorgrotte oder der alten Grotte und dem „Dom“; Andere ließen sich von der Neugierde und wegen ihrer Wiener Reminiscenzen verleiten, bis zum „Stock am Eisen“ zu gehen; Einige wanderten bis zum „Tanzsaal“, Andere dächten sich etwas besonders Schönes bei der „Wachs-

kammer", und beschlössen, bis dahin vorzudringen. Einige hätten von dem „Vorhange" so viel Wundervolles gehört, und entschlössen sich, hier umzukehren. Nur ein Paar Hundert kämen ganz bis auf den Calvarienberg hinauf. Ein Dutzend höchstens im Jahre fänden sich, die in die allerhinterste, ungebahnte Höhlenpartie hinabstiegen. Und nur ein einziger Mann wäre dagewesen, der auch die vom Poik-Fluß selbst durchströmte untere Höhle durchforscht habe, und das wäre der große Höhlen-Reisende, der Dr. Schmiedl, der jetzt schon seit mehreren Jahren alle Höhlen dieser Karst-Gebirge untersucht. Derselbe hat sich ein leichtes, aber festes, kleines Schiff gebaut, mit welchem er damals schon 1300 Klafter auf dem Poik abwärts gefahren war.

Wenn es, wie ich glauben will, wahr ist, daß in den letzten Jahren im Durchschnitt 2000 Reisende jährlich die Höhle besucht haben, so mag es nach einer auf Alles Rücksicht nehmenden Rechnung doch wol unter den 30 oder 40 Millionen gebildeten Leuten Europas und Amerikas nur circa 20,000, d. h. unter 2000 Einen geben, der diese Höhle aus eigenem Augenschein kennt. Ein Schilderer dieses Naturmunds hat daher noch immer ein hinreichend großes Publicum, dem er etwas Neues erzählen kann. Am weitläufigsten ist die Adelsberger Höhle vom Grafen Hohenwart geschildert worden, der ein eigenes Buch darüber herausgegeben und dasselbe mit neunzehn ziemlich großen, aber auch sehr mangelhaften Kupfertafeln begleitet hat.

Ein Werk, welches die ausgezeichneten Gebilde und Scenen von Adelsberg einigermaßen naturgetreu und des Gegenstands würdig darstellte, ist mir noch nicht vorgekommen. Es giebt wol keinen Gegenstand in der Natur, der amusanter und abwechselnder in der Wirklichkeit ist, und zugleich langweiliger in der Beschreibung werden muß. Aber auch

selbst dem Zeichner und Maler stellt sich eine Menge fast unüberwindlicher Schwierigkeiten dar. Man kann weit eher einen amerikanischen Urwald mit allen seinen Palmen- und Schlingpflanzen-Gattungen darstellen, als so einen Stalaktyten-Wald und die „zierlichen Schauplätze der Natur", die sich, wie Valvassor sagt, in solchen Höhlen unter der Erde darbieten.

Uebrigens wird ein denkender Mensch trotz aller ihrer Zierlichkeit dieser Säulengestaltungen, die doch nur lauter wunderherrliche Naturspiele sind, am Ende überdrüssig, und wenn man so drei oder vier Stunden zwischen lauter buntgestalteten Stalaktyten gewandert ist, so kommt es einem vor, als hätte man Nichts, als lauter Confect, gegessen, oder noch schlimmer, als hätte man Stroh gedroschen. Die verschiedenen Gestalten der Pflanzen und der Thiere, sowie auch die verschiedenen Gebilde der Werkzeuge und Gewebe des Menschen, reizen unseren Geist ganz anders, weil sie uns zu denken geben, weil jedes seinen eigenen Organismus, jedes seinen Zweck und jede Figur ihre Ursache hat. Aber diese Kalksinter-Kaktus und Spargel-, Melonen- und Blumenkohlstauden, diese Stein-Teppiche und Shawls, Thronsessel und Kanzeln, diese Stalaktyten-Löwen, Schlangen und Meerschildkröten, die blos curios sind, bekommt man bald satt. Und so äußerst zierlich sie in der That sind, so denkt man doch, wie bei Schönheiten ohne Herz und Kopf, es steckt Nichts dahinter.

Was die Adelsberger Höhle noch besonders vor anderen, die ich gesehen habe, auszeichnet, das sind ihre röthlich gegefärbten Stalaktyten, die hier neben und zwischen ganz schneeweißen entstehen. Bei diesen röthlichen Bildungen ist der Stalaktyten bildenden Masse wol eine eisenhaltige, ockerartige Materie beigesellt. Aus dieser Vermischung von Roth und Weiß sind solche seltene Stalaktytengebilde her-

vorgegangen, wie der berühmte Shawl- oder Stein-Vorhang in der Adelsberger Höhle, an dessen weißes Tuch die Natur eine rothe Streifung oder Einkantung angestückt hat. Es wird aber mit diesen Adelsberger Steintüchern eben so viel Luxus getrieben und eben so kostbar gethan, wie mit den türkischen oder kaschimirischen Geweben. Ein Engländer, sagten uns unsere Führer, bekäme so einen Shawl nicht, und wenn er 50,000 Gulden dafür geben wollte. Und es ist wirklich wunderbar, wie man selbst vor diesen alten Stein-Gewächsen und Kalkbäumen am Ende so viel Respect bekommt, daß es Einem zuletzt sogar sündhaft erscheint, wenn man sie auch nur muthwillig verletzen oder gar zerstören wollte. Bei einer wirklich lebenden Pflanze, einem Baume, begreift man dieß. Die Pflanze erfreut Menschen und Thiere; sie scheint sogar selbst Leben und ein Gefühl ihres Daseins zu haben. Die Linde hat Jahrhunderte lang gegrünt und geblüht, den Vögeln Schutz, den Bienen Nahrung gegeben. Man fühlt Mitleiden, wenn man sie unter der Axt sinken sieht. Aber diese alten Kalkbäume haben nicht den geringsten Nutzen, und füllen in dem Haushalte der Natur gar keine Stelle aus. Das Einzige, was an ihnen ehrwürdig und wirklich beachtenswerth scheint, ist ihr Alter. Ihre zierliche Form ist, wie gesagt, nur ein zufälliges Spiel, und weniger lehrreich, als die Schichtung oder Krystallisation in jedem beliebigen Kieselsteine.

Eine der interessantesten Bemerkungen, die man in dieser Adelsberger Grotte gemacht hat, war mir die, daß in der Nacht die Luft in der Grotte viel reiner und erquicklicher ist, als in den Tagesstunden, und daß dann sogar auch die Lichter heller brennen. Manche Höhlen-Bereiser, die sich mehrere Tage dort unten aufhielten, haben es daher vorgezogen, am Tage in der Höhle zu rasten und in der Nacht ihre Nachforschungen fortzusetzen.

Ich habe nicht gehört, wie man diese Erscheinung erklärt, der zufolge es also doch auch in dieser ewigen Höhlennacht einen Unterschied zwischen Abend und Morgen giebt. Es wäre interessant, zu wissen, ob das wenige Thierleben, welches hier unten etwa noch athmet, auch, wie die Höhlenreisenden, vorzugsweise in den Nachtstunden seinen Lebensfaden spinnt. Uebrigens spürt man hier unten nicht nur die Abwechselung von Tag und Nacht auf der Oberwelt, sondern auch jede Wetterveränderung. Sie haben in der Höhle mehrere enge Passagen, bei denen sie den Luftzug beobachten, und wo sie, je nachdem er ein- oder auszieht, auf schlechtes oder gutes Wetter droben schließen.

Ich kaufte mir bei meinen Führern in der Adelsberger Grotte eins jener merkwürdigen Höhlenthiere, das in neuerer Zeit in eben so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hat, wie die Höhlen selbst, nämlich einen lebendigen Proteus. Den slavischen Fischern und Höhlen-Anwohnern ist dieses Thier, das nicht blos in der Adelsberger Grotte, sondern auch in vielen anderen Gewässern der Karstgebirge vorkommt, vermuthlich längst bekannt gewesen. Dafür zeugt der Umstand, daß sie einen eigenen slavischen Namen für dasselbe erfunden haben. Sie nennen es: „tschelowetschka ruibiza", d. h. das Menschenfischchen.

Die Gelehrten haben, seitdem sie dieß Thierchen kennen gelernt haben, eine Menge Namen für dasselbe erfunden, wobei sie sich bemühten, mit einem Worte so viel, als möglich, von seiner Natur zu sagen. — Einer dieser Namen, der in der wissenschaftlichen Welt viel Anklang gefunden hat, ist „Hypochthon" (d. h. unter der Erde lebendes Wesen). „Proteus" oder Höhlen-Proteus ist aber der bekannteste und so ziemlich allgemein gewordene Name, den es daher bekommen hat, weil es in der freien Atmosphäre seine Farbe etwas

ändert. Die Gelehrten nennen es gewöhnlich: „Proteus anguineus" (Aal-Proteus).

Ein anderer Name, den man ihm gegeben hat, ist „Motscharilla" oder „Temnota mozharila", was so viel bedeuten soll, als „Wasserwühlerin." Oken nennt das Thierchen „Olm" Es giebt schon in früheren Schriften über Krain zerstreute Nachrichten davon, in denen es aber nur als ein „seltsam Fischlein" oder als „Höhlenungeziefer" oder endlich gar als „junger Lindwurm" bezeichnet wird. — Am Cirknitzer See sollen die Proteen beim Volke auch blos den Namen „Katschze" (Wasserschlängelchen) haben.

Unter allen diesen Namen halte ich den von den Slaven erfundenen am ingeniösesten und treffendsten, nämlich die Benennung: „Menschenfisch". Sie beweist, däucht mich, wieder, welche genaue und gute Beobachter der Natur die Slaven sind. Nicht blos die Hautfarbe hat der Proteus von dem Menschen, sondern auch sehr Vieles in seinen Bewegungen und in dem Baue seiner Glieder, namentlich seiner Pfoten. Diese sind fast wie die Händchen eines Säuglings gestaltet, und er tastet damit auch ganz ähnlich in seinem Gefängnisse herum, wie der Säugling in der Wiege. Auch windet er sich hin und her, wie die kleinen Menschenwürmer, und trotz der Verschiedenheit der Kopfbildung ist die Aehnlichkeit so frappant, daß ich einmal eine Mutter laut ihren Unwillen äußern hörte und ganz böse auf das die Manieren eines Säuglings nachäffende Thierchen werden sah, das man ihr zeigte. Man kann nicht sagen, der Proteus sei farblos. Es spielen zuweilen eine Menge zarte, bläuliche und röthliche Farben durch seine fleischfarbene Haut durch. Diese ist sehr fein und helldurchsichtig, und hat also diejenigen Qualitäten, die man an der menschlichen Haut, wenn man sich über einen feinen Gesichtsteint entzückt zeigt, so besonders liebt. Manche Proteen haben auch etwas gol-

dig schimmernde Flecken, wie eine Art Schönpflästerchen, auf ihrer Haut, und man macht daraus eine eigene Gattung, wie man denn überhaupt schon sehr bald nach Farbe und Größe eine Menge verschiedener Arten von Proteen unterschieden hat.

Früher glaubte man, der Proteus sei etwas der Adelsberger Höhle Eigenthümliches; jetzt aber hat man ihn in einer großen Menge von Höhlengewässern Krains, Dalmatiens, Istriens &c. entdeckt. In einem Verzeichnisse aller Punkte, wo Proteen gefunden worden sind, das man die Güte hatte, mir in Laibach mitzutheilen, sind 28 verschiedene Höhlen, Quellen, Wiesentümpel, Wassergräben &c. als Proteen-Fundorte namhaft gemacht. Das Thierchen ist in den letzten Jahren immer fleißiger beobachtet worden, und weil noch manches Räthselhafte in seiner Naturgeschichte sich findet, weil namentlich die Art seiner Fortpflanzung noch unbekannt ist, so ist es, so zu sagen, etwas in die Mode gekommen, und man hat sich in aller Welt Exemplare von diesem wunderlichen krainischen Höhlenwesen zu verschaffen gesucht. Ein krainischer Schriftsteller hat berechnet, daß, seitdem man den Proteus entdeckt hat, schon über 4000 Exemplare davon in alle Welt versandt worden sind. Die Höhlenführer bei der Adelsberger Grotte haben immer lebendige Proteen in Kübeln zum Verkaufe. Auch traf ich deren in Laibach bei mehreren Naturfreunden an, die diesen Geschöpfen sogar in ihrem Hauskeller ein mit stets fließendem Wasser gefülltes und mit Tropfstein ausgesetztes Loch bereitet hatten, wie bei Adelsberg, wo es aber mit mehr Bequemlichkeit beobachtet werden konnte. Man versteht jetzt die Proteen recht gut zu transportiren, und hat sie schon lebendig bis Ungarn, Rußland und Schottland gebracht. Dabei muß man sie nur häufig mit frischem Wasser versehen und Sonne und Licht möglichst von ihnen abhalten. Ihrer Nahrung wegen braucht man auch

nicht besorgt zu sein; denn sie finden deren im Wasser genug. Man hat sie schon fünf Jahre lang außer ihren Höhlen lebendig erhalten. Man empfiehlt es, ein Stalaktytenstück aus ihrer Geburtshöhle in den Wasserkübel, in dem man sie transportiren will, zu legen. Wenn sie ruhen oder schlafen, legen sie sich dann in einem Ringe um diesen Stalaktytenstumpf herum, als hielten sie ihn zärtlich umarmt. Ich befolgte diesen Rath bei meinem Proteus ganz gewissenhaft. Am Tage hielt ich ihn in einer Flasche; am Abend aber setzte ich ihn in einen großen Kübel mit frischem Wasser, in das ich einen kleinen Stalaktyten-Säulenstumpf legte. Jedesmal, wenn ich das Thier in seinem Schlafe belauschte, fand ich es so, wie ich sagte, in einem Ringe um die Säule herumgelegt. Ich dachte an die armen, vertriebenen polnischen Patrioten, die auch ein Stückchen Erde oder Gestein von ihrer Heimath in die Fremde mitnehmen. — In Krain hat man neuerdings eine Prämie für den ausgesetzt, welcher dem Laibacher Museum ein mit Eiern oder Jungen trächtiges Proteus-Weibchen übersenden würde. Es scheint also, als habe man bisher noch nirgends ein schwangeres Thierchen dieser Gattung gesehen. Auch diesem Proteus, oder wenigstens seiner Naturgeschichte, hat das Jahr 1848 Schaden zugefügt. Es sind damals in Wien eine Menge den Proteus angehender Sammlungen, vortrefflicher Zeichnungen und Correspondenzen, die man dorthin geschickt hatte, verbrannt.

3. Der Cirknitzer See.

Bei Adelsberg ist den wilden und zerklüfteten Massen der julischen Alpen eine kleine, ziemlich ebene Thalmulde eingesenkt, welche der Fluß Poik durchfließt.

Unterhalb Adelsberg bei Planina ist wieder eine solche Thalmulde, in welcher die Unz fließt, und eine dritte größere Vertiefung und Ausflächung des Bodens befindet sich in Osten bei Cirknitz. In ihr sammeln sich die Gewässer des berühmten Sees.

Den Zwischenraum zwischen jenen drei Thälern oder Becken füllen bewaldete Höhen aus. Durch diese geht von Adelsberg nach Planina, vom Poik zur Unz, die große Straße von Triest nach der Donau weiter, während ein kleiner Nebenweg durch sie hin auf Cirknitz führt.

Es war schon ziemlich spät im Jahre, als ich auf diesem Nebenwege dahin fuhr, um den berühmten See in Augenschein zu nehmen, von dem man wol zu sagen pflegt, daß er der wahre Schlüssel zu der Kenntniß aller Bodengestaltung und Wasserbewegung in den julischen, karnischen und dinarischen Alpen sei.

Wir schrieben schon den 6. November, und in diesem regnerischen Monate pflegt der See bis an den Rand mit Wasser gefüllt zu sein. Es war daher für die Erkenntniß der Boden- und Ufer-Beschaffenheit des Bassins eben keine sehr günstige Zeit, weil das Wasser die meisten Aus- und Eingänge verdeckte. Im Anfange des Herbstes, wo in Folge der trockenen Sommermonate das Seebecken meistens ganz offen daliegt, ist gewöhnlich die vortheilhafteste Zeit zur Besichtigung desselben. Ich konnte indeß die Umstände nicht anders machen, als sie waren, und da ich mir dachte, der Anblick des Sees möge auch zur

Zeit seiner Fülle manches Eigenthümliche und Lehrreiche darbieten, so ließ ich mich durch die Vorstellungen einiger Freunde, zu jetziger Zeit lohne ein Besuch von Cirknitz kaum der Mühe, davon nicht abhalten, und ich fand mich, wie ich zeigen werde, in meinen Erwartungen nicht getäuscht.

Die Berge, welche das Seebecken von Cirknitz auf der Seite nach Adelsberg hin umgeben, sind ein Theil der julischen Alpen, und ihr Hauptrücken, der den Westrand dieses Beckens bildet, ist unter dem Namen Javornik*) bekannt. Wie alle Gebirge umher, so hat dieser Javornik im Ganzen die Beschaffenheit des Karsts bei Triest. Doch ist er, wie Alles, was auf der Nordseite des Karsts liegt, besser bewachsen und bewaldet. Wenigstens ist es jetzt noch so. Der Himmel weiß aber, wie es nach hundert Jahren sein wird. Die Entwaldung aller dieser Gegenden scheint sehr rasche Fortschritte zu machen. Ich erschrak unterwegs über die unglaubliche Menge von Holzfrachten, Balken-, Breter-, Baum-, Brenn- und Bauholz-Fuhren, die uns begegneten, und die, wie es scheint, beständig aus allen diesen Thälern, welche in die große Triestiner Straße ausmünden, hervorströmen.

Es war ein recht grauer Herbsttag. Ortschaften gab es am ganzen Wege nicht. Alles war ziemlich einsame Berglandschaft, Thäler voll Weiden und Hutungen, oder — „k. k. Cameral-Wald“. — Gegen Mittag öffnete sich dieß hüglige Labyrinth, und wir blickten in das weite Becken von Cirknitz hinein; vor uns in der Ferne lag der Spiegel des Sees. — Sehr viel Malerisches gewährt dieser Anblick eben nicht. Das Bassin ist etwa 2½ Stunde lang und ungefähr 1½ Stunde breit; sein Boden ist flach und besteht

*) Eigentlich Javornik Vrh (sprich: Werch), d. h. „Javornik-Höhe“.

zum Theil aus Wiesengrund, zum Theil aus Sumpf; der Rest ist Wasserfläche. Die Berge, die das Bassin rings umher umgeben, sind weder sehr hoch, noch auch in ihren Formen sehr ausgezeichnet. Das Interessanteste bei Cirknitz besteht allein in der Art und Weise des Zusammenlaufens und Verschwindens der Gewässer.

Die Berge des Sees sind, wie alle jene Kalkberge der julischen Alpen, von vielen Höhlen durchsetzt. Diese Höhlen münden zum Theil zu den Seiten des Bassins am Rande des Thalbodens aus, zum Theil aber auch mitten in der Fläche des Thales selbst. Einige, die von höher gelegenen Gegenden herab kommen, geben das Wasser derselben von sich, und lassen es in das Cirknitzer Becken ausströmen. Andere, die zu niedriger gelegenen Strichen hinführen, nehmen das eingeströmte Wasser wieder auf, und führen es weiter. Es giebt also zwei Arten von Löchern oder Höhlen, welche die slavischen Bewohner der Umgegend auch durch besondere Namen unterscheiden. Sie nennen die Wasser von sich gebenden Höhlen „Jama Wondaja“, d. h. buchstäblich: „die herausgebenden Thore“, und die Wasser verschluckenden Höhlen „Jama Poshira“*), d. h. wörtlich: „die verschluckenden Thore“. Die Deutschen, deren in diesen Gegenden nur wenige verstreut sind, haben daher die Ausdrücke „Sauglöcher“ und „Speilöcher“ (oder, wie sie hier meistens sagen, „Speiblöcher“) angenommen.

Ich muß indeß gleich im Voraus bemerken, daß diese Eintheilung sich keineswegs festhalten und durchführen läßt. Es giebt genug Löcher und Höhlen, die bald Wasser von

*) Von dem illyrischen „poshirati“, d. h. verschlucken. Das sh in diesem Worte wird wie das französische „j“ ausgesprochen.

sich geben, bald einsaugen, je nach Umständen. Da auf diesen Wasser gebenden oder schluckenden Löchern die ganze Eigenthümlichkeit des Cirknitzer Sees beruht, so könnte man den Namen „Lochsee" oder „Höhlensee" füglich als einen für ihn sehr passenden einführen, und es ist merkwürdig, daß er in alten Zeiten wirklich auch diesen Namen gehabt zu haben scheint. Strabo nennt ihn nämlich: „Lugeus lacus", und einige Schriftsteller haben vermuthet, daß dieß „Lugeus" Nichts weiter, als das deutsche Loch sei, und „Lugeus lacus" daher so viel bedeutet, als „der Loch-See" oder „der löchrige See". Bekanntlich kommt „Lug" oder „Lueg" (plattdeutsch: Luke) mehrere Male in den Alpen als Benennung für „Engpaß" vor. Auch in der Nähe von Adelsberg giebt es ein berühmtes Schloß „Lueg", das in der Oeffnung einer Höhle (eines Bergl o ch s) liegt*).

Der Ort Cirknitz, ein kleiner, von Winden oder Slowenen bewohnter Marktflecken, liegt am nördlichen, untern Ende des Seebeckens, wo der Cirknitz-Bach in dasselbe hineintritt. Er ist etwa noch eine halbe Stunde vom See entfernt, selbst zu dieser Jahreszeit, wo das Wasser am größten ist. Die Ortschaften, in denen sich die Bewohner des Seebassins gesammelt haben, halten sich überhaupt alle von dem so wankelmüthigen See, der bald groß, bald klein ist, etwas entfernt, und liegen ringsherum am Rande der Berge, von hier aus den See, seine Wiesenufer, seine Schilfe und seinen oft trocknen Boden ausbeutend. — Nur e i n Dorf, „Unter-Seedorf" genannt, hat sich ganz dicht bis zum See heran angelegt, bis an denjenigen Uferrand

*) Es ist übrigens möglich, daß das „Lugeus", welches die Römer als Bezeichnung des Cirknitzer Sees den alten barbarischen Anwohnern abborgten, weiter Nichts heißen sollte, als „See", und daß ihm dieselbe Wurzel und Bedeutung zu Grunde liegt, wie dem lateinischen „lacus", dem celtischen „Logh", dem deutschen „Lake" ꝛc. ꝛc.

nämlich, an welchem der See, wenn er ganz voll, ist gewöhnlich Halt zu machen pflegt. Doch sind diese „Unter-Seedorfer“ dann nicht davor sicher, daß bei außergewöhnlichen Anschwellungen auch ihr Grund und Boden mit zum See gezogen werde. In der Hauptsache unterscheiden die Leute nur zwei Zustände des Sees: wenn er klein und wenn er groß ist. Wenn er klein ist, bildet er einen ganz schmalen, länglichen Wasserarm, der sich an der schroffen Seite des Seebeckens längs des Abhanges des Javornik hinzieht. In diesem schmalen Streifen trocknet der See fast nie oder doch nur höchst selten aus. Er bildet den Hauptkörper der Wasser-Ansammlung, und ist daher auch auf der trefflichen Charte des östreichischen Generalstabs als „See“, d. h. als bleibendes Wasser, bezeichnet.

Wenn er groß ist, greift der See nach Osten, wo die flachere Seite des Bassins ist, hinaus, schwillt hier gewöhnlich nur bis zu einer gewissen Linie an, und wird zwei oder drei Mal breiter, als zuvor. In der Regel zeigt er bei diesen Ueberschwemmungen dieselbe Figur, mit denselben Busen, Land-Vorsprüngen &c., und diese Figur ist auf der besagten Charte sehr richtig als Sumpf-Terrain oder Ueberschwemmungs-Gebiet bezeichnet. Sein westliches Ufer, wo der Javornik schroff abfällt, bleibt immer unverändert. So wie der See selten über das besagte Klein hinabgeht, so steigt er auch selten über das bezeichnete Voll hinaus. Doch ist allerdings das Ufer auf der südöstlichen Seite etwas minder scharf bezeichnet, als auf der nordöstlichen, und es hat sich daselbst eigentlich gar kein festes Ufer gebildet, indem hier Festland und Sumpf in einander übergehen, und daher fast jeder Regen die Gränze mehr oder weniger weit hinausschiebt.

Unter-Seedorf ist, so zu sagen, der Einschiffungshafen des Sees. Es ist hier ein kleiner Busen desselben; auch neigt

sich eine kleine Halbinsel, die jetzt freilich Insel war, von dem andern Ufer herüber, und zur Zeit des Hochwassers ist hier die Fähre. Der „Shupan“ (Schulze) dieses Orts wurde uns als der beste praktische Kenner des Sees bezeichnet. Er ist ein ganz intelligenter Mann in der Kraft seiner Jahre, der den See beständig befährt, und mit seinen Eigenthümlichkeiten daher sehr vertraut ist. Auch hat er einmal eine Reise in die Höhlen des Sees gemacht. Außer ihm stieg auch noch ein ehemaliger, alter Shupan von Cirknitz mit in unser Boot, und dazu einige Fischer und Ruderknechte.

Der kleine Busen bei Unter-Seedorf wird von den Slaven „Wodonos“ (ungefähr so viel, als Wasserbusen) genannt. Gleich auf dem Grunde dieses Busens giebt es mehrere Sauglöcher: ein kleines, „Kruglizza“ genannt, ein zweites, Namens „Konschza“. Von dem einen dieser Löcher sagten die Leute, es zöge so viel Wasser ein, „als für zwei Sägemühlen hinreichte“. Bei jeder Wasserbewegung denken sie in hiesiger Gegend gleich an Sägemühlen, und bestimmen sogar die Mächtigkeit der Wasserstrahlen darnach. Die Löcher würden, sich selbst überlassen, aus dem besagten Busen alles Wasser völlig wegschlucken. Damit aber doch etwas zur Tränkung ihres Viehes darin bleibe, ziehen sie im Sommer einen Damm quer durch, der das Wasser von den Löchern abhält, und einen kleinen See-Abschnitt von 20 Klafter Länge und Breite, der dann als Cisterne dient, bildet. Solche Abdämmungen finden auch noch sonst an ähnlichen Seen dieser Gegenden Statt.

Wir setzten uns hier beim Wodonos in eins der kleinen Schiffe, die auf dem See üblich sind, und fuhren quer über den See von dem flachen Ost- zu dem schroffen Westufer hinüber. Unterwegs kamen wir über eine Stelle hinweg, unter welcher eines der Haupt-Bodenlöcher des

Sees liegt, nämlich die sogenannte „Rescheto-Jama“, d. h. zu deutsch: „die Siebhöhle“. Dieselbe liegt ungefähr in der Mitte zwischen beiden Ufern, nicht gar weit von dem untern Ende des Sees. Sie soll das größte und tiefste Loch des Seebodens sein und das meiste Wasser sowol verschlucken, als auch von sich geben. Diese Bodenlöcher, von denen ich zwar jetzt keines sah, von denen ich mir aber eine recht deutliche Vorstellung machen kann, weil ich viele ähnliche Löcher in andern Theilen der julischen Alpengebirge gesehen habe, sind oben am Rande weit und mit Felsen besetzt. Nach einigen Klafter Tiefe verengen sie sich, gehen mehr oder weniger senkrecht oder schräg in den Boden hinein, und entziehen sich allmählig der Nachforschung des menschlichen Auges. Zu jedem derselben führt, wie dieß auch bei andern Löchern auf der Oberfläche des Karsts der Fall ist, ein Canal hin, der von den Gewässern allmählig im Boden ausgegraben worden ist, und durch welchen die Wasser beim Abzuge zum Loche hinströmen. Man kann annehmen, daß zu jedem dieser Löcher eine solche Strömung des Sees hingehe. Je tiefer der See fällt, desto stärker wird diese Strömung, und desto mehr stellt sie sich als ein besonderer, kleiner Fluß dar. Wie die Gewässer, so sammeln sich dann auch die Fische des Sees in diesen Canälen oder Flüssen, und stürzen mit den Wassern in die Höhlen hinein; wenigstens zum Theil. Denn allerdings sind in der Zeit des Ablaufs die Fischer bei der Hand, die nun ihre Haupternte halten und den Fischen gerade dann, wenn sie in den Canälen zum Ablaufe versammelt sind, am leichtesten beikommen. Bei jenen Sauglöchern findet daher der Hauptfischfang Statt, und ehemals war es genau bestimmt, welche von den zum Fischen berechtigten Herrschaften (adligen Herren, Klöstern ꝛc.) bei jedem Loche fischen, und wie viel Züge sie thun dürfe; auch wem der erste, wem der zweite, und wem der dritte Zug bei

diesem oder jenem Trichter gehöre. Da der Abzug der Gewässer mitunter ziemlich rasch geschieht, besonders zuletzt, wenn es damit auf die Neige geht, so müssen die Fischer oft schnell bei der Hand sein, und zuweilen, wenn sie nicht aufpassen, gehen ihnen viele Fische in den Sauglöchern verloren. Indeß nur für einige Zeit; denn dieselben Fische kommen aus denselben Höhlen zur Zeit der Wasserfülle wieder hervor. Die Fische müssen sich in den unterirdischen Behältern, zu denen sie hinabschlüpfen ziemlich wohl befinden; denn, wenn sie lange darin bleiben, so erscheinen sie nachher ausgewachsen, groß und wohlgemästet. Dieß hatte man, wie unsere Fischer uns erzählten, im Herbste des Jahres 1834 zu beobachten Gelegenheit. In diesem Jahre war der See 11 Monate lang ganz trocken gewesen, nämlich vom December 1833 bis October 1834, so daß er in dieser ganzen Zeit nie auf der Oberfläche erschienen war. Auch die Fische waren in dieser Zeit unter der Erde gewesen, und hatten sich dort in Sicherheit vor den Nachstellungen der Menschen bedeutend vermehrt. Als sie daher im October 1834 mit den Gewässern wieder zum Vorschein kamen, waren ihrer nicht nur eine auffallend große Menge, sondern unter ihnen auch viele große, schöne, fette Exemplare, Hechte von 8 bis 10 Pfund und noch schwerere. Der Krebsfang war aber bei diesem langen Trockenliegen des Sees für längere Zeit beinahe völlig ruinirt. Die Krebse, deren man am See eine sehr große Gattung fängt, gehen nicht mit in die Höhlen hinab. Sie bedürfen der Luft, der Sonne und des Wiesengrases zugleich mit dem Wasser, konnten daher während der eilfmonatlichen Trockenheit des Sees weder oben (aus Mangel an Wasser), noch unten (aus Mangel an Luft und Weide) gedeihen, und starben größtentheils aus. — Das Austreten des Wassers aus den Höhlen geschieht noch viel heftiger,

als das Verschwinden. Zuweilen bei Regengüssen stürzt es in laut brausenden Fontainen und Katarakten aus den Höhlen hervor, und die Fische werden dann zuweilen sehr unsanft mit fortgerissen. Meine Fischer sagten mir daher auch, daß sie allerdings nicht selten verwundete Fische fingen, die sich an den Felsen in den Höhlen die Haut aufgerissen oder theilweise abgeschuppt hätten. Da der See sich, wie ich gleich unten zeigen werde, sehr unregelmäßig füllt und entleert, so kann zuweilen eine Entleerung zu sehr ungelegener Zeit für die Fische und Fischer eintreten, z. B. wenn dieselbe zur Laichzeit der Fische Statt hat. Der Laich der Fische, der nicht so beweglich ist, wie die Fische selbst, bleibt dann entweder auf dem Trockenen liegen, oder wird beim Fortreißen in den Felsenhöhlen zerschmettert und zerstört. Auch ist es schädlich für die Fische, wenn der See gar zu häufig hinter einander ab- und zuläuft, weil die Fische dann zum Laichen und Gedeihen keine Ruhe bekommen. So schrieben denn auch unsere Fischer den jetzigen Mangel an Fischen dem Umstande zu, daß der See im Jahre 1849 nicht weniger, als 3 Mal, ganz abgelaufen sei, was die Fische gestört habe. Uebrigens scheint es, als wenn auch die Fische nicht willig in die Höhlen hinabspazierten; denn sie schwimmen beim Abfließen des Wassers, wie unsere Fischer sagten, immer so lange, als möglich, aufwärts nach dem oberen Ende des Sees. Doch thun sie dieß zum Theil auch wol deßhalb, weil das Wasser hier oben beim Einfluß immer klarer und frischer ist, während sich bei den Höhlen am Ende der ganze Schmuz des Sees sammelt. Erst wenn ihnen kein Ausweg mehr bleibt, überlassen sie sich diesen schmuzigen Strudeln.

Der Löcher im Boden des See-Bassins selbst, die jetzt alle vom Seespiegel bedeckt waren, giebt es etwas mehr, als ein Dutzend. Das Wasser versinkt durch sie eben sowol in die

Tiefe, als es durch sie auch wieder nach oben hervortritt. Es muß unten große Höhlen und Bassins geben, die eine ziemliche Quantität Wasser fassen können. Kein Mensch weiß, wie tief diese unterirdischen Bassins hinabgehen. Man kann sich dieß etwa so denken, als ob ein Gefäß mit durchlöchertem Boden über einem anderen Gefäße stände. Aehnliche Löcher giebt es aber auch überall rings um Rande des Sees. Es sind lauter Wasser von sich gebende Höhlen, die auf der schroffen Seite des Sees ganz hart an seinem Rande liegen, auf der flachen Seite aber in einiger Entfernung vom See am Fuße der das ganze Thal umgebenden Berge. Bei den ersten Höhlen stürzt das Wasser unmittelbar aus den Felsenlöchern in den See; bei den zweiten aber bilden sich erst kleine Flüsse oder Bäche, die eine Strecke weit durch die Thalebene fließen, bevor sie in den See gelangen. Unsere Schiffer wußten uns alle diese Bäche beim Namen zu nennen. Es sind ihrer etwa 8: die Scheromschizza, die Lipsinschizza, der Oberch, der Cirknitzbach 2c. Der Cirknitzbach ist das längste dieser Gewässer. Er kommt aus einem drei Meilen langen Thale im Nordosten von Cirknitz, und giebt mehr Wasser, als alle übrigen, den Oberch ausgenommen.

Der Oberch ist der Höhlenausfluß eines kleinen Beckens bei Laas im Süden des Cirknitzer-Sees, und dieses Laas-Becken stellt im Kleinen ganz dasselbe dar, was der Cirknitzer See im Großen zeigt. Die Gewässer sammeln sich in ihm aus den Bergen, überschwemmen das Becken, und fließen in einer Höhle durch den Bergriegel durch, der das Cirknitz-Becken von dem Laas-Becken trennt. Eben jetzt, wo der Cirknitzer See so groß war, war auch bei Laas Ueberschwemmung. Als Bach Oberch nun, wie gesagt, strömen diese Gewässer von Laas in den Cirknitzer See, und führen ihm die Haupt-Wassermasse zu.

Gewissermaßen hat jeder jener Bäche seine besondere Höhle im See, der er als seinem Mündungsloche zufließt. So z. B. strömen die Gewässer des Cirknitz-Bachs vorzugsweise nach der genannten großen Sieb-Höhle (Rescheto-Jama), und verlieren sich darin. Wenn der See gänz niedrig ist, so kann man den Flußcanal oder das Bett jenes Baches bis zu diesem Loche verfolgen. Von der anderen Seite, vom Oberch her, geht auch der Hauptcanal der Gewässer in dieses Loch hinein, welches man als die eigentliche Haupt-Ausmündungsstelle betrachten muß, wenigstens so lange der See niedrig ist. Wenn dieses Loch ganz gefüllt und vollgesogen ist, so steigt der See höher, und erreicht andere Ausmündungslöcher, wie ich gleich zeigen werde.

Unsere Leute führten uns von der „Rescheto-Jama*)“ zu einem Randloche des Sees auf der Javornik-Seite, welches sie „Suchodolza“ nennen. Es ist eins der „Hauptspeilöcher.“ Es soll mehr Wasser geben, als alle übrigen, mit Ausnahme des Oberch und des Cirknitz-Baches. Zuweilen, wenn es heftige Regengüsse im Gebirge gegeben hat, schießt das Wasser in einer gewaltigen Masse und heftig, wie ein Springbrunnen, aus dieser Höhle hervor. Vermuthlich ist hier die Mündung eines Haupthöhlen-Canals, in den wieder viele andere kleine Höhlen einmünden, die das Wasser von oben empfangen. Jetzt war es in dem kleinen Busen dieser Höhlen ganz ruhig. Alle oberen Höhlen waren geleert; der See hatte bereits seine größte Höhe und Fülle erreicht und war schon wieder im Abnehmen begriffen.

Von der „Sucho-Dolza“ kamen wir zu einem anderen Loche, welches „Narte“ heißt. Dieses Loch giebt fast immer Wasser. Es vertrocknet äußerst selten ganz, nur in sehr dürren

*) Wird auch „Reschtna-Jama“ geschrieben.

Jahren, und dann immer von allen Höhlen am allerspätesten. Ueberhaupt hat jede Höhle ihre Eigenheiten und ihre Zeitepochen. Die eine giebt wenig, die andere viel Wasser von sich. Die eine speit Fische aus, die andere nicht. Die eine hört zu dieser, die andere zu jener Zeit zu fließen auf. Man könnte ein ganzes Buch damit anfüllen, wenn man die Eigenheiten jeder Höhle und jedes Trichters studiren und darstellen wollte. Wäre man mit dem Bau und den Verzweigungen der Höhlen genau bekannt, so könnte man auch alle bei ihnen vorkommenden Erscheinungen nach ihren Ursachen erklären; so jedoch muß Manches dunkel bleiben. Früher hatte man sehr wunderliche Ansichten von dem Baue jener Höhlen. Da man zuweilen die Gewässer urplötzlich aus ihnen hervorstürzen und das Seebecken dann sehr schnell sich füllen sah, so glaubte man, es gäbe zur Seite des Cirknitzer Sees im Innern des Gebirges Javornik eine oder mehrere verborgene Seeen, die mit dem Cirknitzer durch Höhlengänge in Verbindung ständen, welche wie die sogenannten „Heber" (Siphones), deren sich die Weinküper bedienen, um den Wein aus einem Fasse in das andere zu leiten, gestaltet wären. Bei gewissen plötzlichen Veränderungen des atmosphärischen Drucks, glaubte man, wirke nun die Luft an dem Ausgange der Höhle, wie ein Weinküper, und pumpe das Wasser aus dem Gebirgssee herauf; dieses stürze dann plötzlich und mit Gewalt aus dem Mundloche heraus. — Dieses künstliche Hebersystem, das vielleicht Manchen eben seiner Künstlichkeit wegen sehr ansprach, fand viel Anklang, und man sieht es in älteren Werken über den Cirknitzer See sogar in Bildern dargestellt. Auch giebt es noch jetzt Manche, die daran glauben. Allein es ist wol zu vermuthen, daß sich das plötzliche Ausschütten der Höhle viel einfacher durch heftige Regen erklären läßt, die irgendwo im Gebiete der Zugänge zu den Höhlen fielen, und in

ihr die Regengewässer schnell zusammenschießen ließen. — Da die Höhlen dieser Gebirge meistens durch Auswaschung gebildet worden sind, so läßt es sich auch schwer denken, wie solche gekrümmte, auf- und absteigende Heberhöhlen entstanden sein sollten.

Von der Höhle „Narte" schifften wir zu den beiden Haupt-Abzugslöchern des Sees, zu der „Mala-" (kleinen) und „Welka-" (großen) „Karloutza" *). Diese beiden Löcher liegen etwas höher, als die übrigen. Auch sind sie nicht die Mündungs- und Endpunkte von Höhlengängen, die von oben herabkommen, sondern die Anfangspunkte von solchen, die abwärts weiter gehen. Es kommt daher nie Wasser aus ihnen in den See hinaus, sondern sie empfangen nur das überflüssige Seewasser. Uebrigens muß der See eine gewisse Höhe erreicht haben, um sich durch sie entledigen zu können. Ist er sehr niedrig und der Wasserzufluß nicht groß, so kann sich lange genug das Wasser in der Reschetna-Jama und anderen unteren Löchern verlieren. Dieselben haben vermuthlich auch Abzüge und kleine Höhlengänge, durch die sie mit niedriger liegenden Thälern in Verbindung stehen, und das Wasser des Sees, wenn es nur nicht zu viel wird, fortwährend abführen können. Allein diese Abzugscanäle können nicht sehr groß sein; denn sie wirken bei hohem Wasserstande nicht fort. Der See schwillt an, bis er das Niveau der besagten großen und kleinen Karlauza erreicht hat. Diese beiden Abzugslöcher und Canäle sind nun aber nicht nur vorn sehr groß, sondern auch weiter unten so weit, daß sie alles Wasser, welches der See selbst bei seinem höchsten Stande abgeben kann, verschlucken und ab-

*) So schreibt Valvassor diese beiden Namen. Die Leute sprechen aber, so schien es mir, „Karláuza" oder „Karlóza".

führen können. Durch diese Gänge wird demnach die endliche und schließliche Größe des Cirknitzer-Sees bestimmt, und durch sie wird es bewirkt, daß er zur Zeit seiner höchsten Anschwellung immer dieselbe Figur giebt, und sich stets innerhalb derselben Ufer hält. Nur ganz selten kommt es einmal vor, daß die Karlauzen nicht schnell genug alles Wasser abführen können, und dann greift der See — wie ich schon oben andeutete — für einige Zeit auch wol einmal etwas weiter hinaus.

Jetzt waren, wie wir sie sahen, die beiden Karlauzen in vollster Arbeit, und verschluckten, besonders die größere, eine gewaltige Quantität Wasser. Der Anblick war nicht uninteressant. Der Seespiegel stand ganz ruhig bis an den Fuß der Felsen hinan und, so zu sagen, bis in den Rachen der Höhlen hinein. Auf einmal aber gerieth er hier in Bewegung, schlug über, und stürzte mit einem mächtigen Strudel und Zuge hinunter. Die Wölbung der vom Wasserstrome gefüllten Höhle befand sich ganz dicht über dem Spiegel des Sees. Wir konnten etwas hineinfahren, mußten aber das Schiffchen mit allen uns zu Gebote stehenden Händen und Stangen von den Felsen abhalten, um nicht gegen die Wände geworfen oder vielleicht gar in den Strudel abwärts gerissen zu werden.

Die große und kleine Karlauza muß man als die eigentliche Hauptausmündung der Cirknitzer Seegewässer betrachten. Es ist wahrscheinlich, daß sogar auch die kleinen Abzüge, die unten auf dem Boden des Sees fortgehen, sich am Ende wieder mit diesen Haupthöhlengängen vereinigen. Wie die Hauptmasse der Gewässer, so drängt sich auch die Hauptmasse des Seekehrichts diesen Höhlen zu; abgerissenes Schilf, Schlamm, Baumstämme und Gesträuche werden hierher geführt. Auch zu den andern Sauglöchern geht dergleichen, und wir fanden vor jedem Loche, das wir

sahen, eine Menge solchen Seekehrichts stecken. Manche kleine Löcher verstopfen sich mit diesem Material zuweilen so sehr, daß sie alsdann kein Wasser mehr schlucken können. Zuweilen werden sie von selbst aber wieder frei, indem das Wasser sich Bahn bricht. Unsere Schiffer erzählten uns von einem Loche, das zwölf Jahre hindurch verstopft gewesen sei, seit drei Jahren aber wieder „geschluckt" habe, — dagegen auch von einem andern, das Zeit ihres Gedenkens sich noch nie verstopft gezeigt habe. Man begreift, wie wichtig es allen den See-Interessenten sein muß, die Karlauzen offen und frei zu erhalten. Sie haben daher auch vor ihnen große, hölzerne Rechen angelegt, d. h. Reihen von Baumstämmen eingerammt, wie man sie bei den Holzfängen in unsern Flüssen sieht. Vor ihnen bleibt nun das Gesträuch und Schilf liegen, und kann dann von Zeit zu Zeit leicht beseitigt werden. Diese Rechen sind erst vor zehn Jahren angelegt worden. Früher haben die Leute auf Robot kommen müssen, um in die Höhlen hineinzukriechen und sie zu reinigen, gleich wie Schornsteinfeger unsere Essen. Die Rechen wurden, glaube ich, auf Anregung von oben herab angelegt. Auch war eine eigene Commission niedergesetzt worden, um zu untersuchen, wie man noch sonst den Wasserabfluß befördern könne. Seit drei Jahren aber, seit 1848, war dieß Alles in Vergessenheit gerathen, wie denn in diesen Jahren überall solche Unternehmungen stockten und gleich den Höhlen sich verstopften. Indeß war es nur für einige Zeit der Fall; denn eben jetzt geschieht wieder für die Untersuchung und etwa mögliche Regulirung der Höhlen in Oestreich mehr, als jemals.

Wenn der See niedrig ist, kann man in die Höhle der großen Karlauza hineingehen und mehr oder weniger tief hinabkommen. Es ist aber eine etwas unbequeme Partie. Ob sie der kühne und eifrige Höhlenbesteiger, Dr. Schmiedl, schon unternommen hat, weiß ich nicht. Doch glaubten

damals unsere Leute, er würde im nächsten Jahre hierher kommen. Der Richter von Seedorf, wie gesagt, den wir bei uns hatten, hatte diese unterirdische Reise einmal, ich glaube, in höherem Auftrage gemacht, um die Beschaffenheit der Höhle auszukundschaften. Der Mann gab uns eine genaue Schilderung von seiner Reise. Zuerst seien sie 83 Klafter tief auf festem Grund und Boden hineingegangen, dann 12 Klafter weit in einem kleinen mitgenommenen Nachen auf dem Gewässer, hernach wieder 84 Klafter „per terra", hierauf abermals 10 Klafter zu Wasser, und so abwechselnd fort, bis nach achtstündigem Wandern und Arbeiten die Felsen sich über einem Wasser geschlossen hätten und kein weiteres Vordringen möglich gewesen wäre.

Man hat gefragt, wo das abfließende Wasser des Cirknitzer Sees bleibe, und wo es wieder zum Vorschein komme. Natürlich hat man dabei vorzugsweise seinen Blick auf die beiden benachbarten Thäler der Unz bei Planina und des Poik bei Adelsberg gerichtet. Beide Thalmulden sind von der Cirknitzer Thalmulde ziemlich gleich weit entfernt, etwa drei Stunden. Es wäre möglich, daß die Höhlen der Cirknitzer Karlauzen sich entweder in die eine, oder in die andere dieser Thalmulden, oder auch durch verschiedene Arme in beide zugleich auszweigten. Einige haben dieß Letztere auch geglaubt, und sowol im Adelsberger, als im Planina-Thale Höhlen-Wasserergüsse angegeben, welche als Ausflüsse des Cirknitzer Sees zu betrachten seien. Allein es ist wahrscheinlich, daß, wo nicht die gesammte Masse der Cirknitzer Gewässer, doch bei Weitem der größte Theil derselben direct ins Planina-Thal der Unz zufließt. Denn erstlich ist dieses Thal etwas näher, als das von Adelsberg; alsdann liegt es mit seiner Hauptlängenerstreckung gerade in derselben Linie, wie das Cirknitzer Becken. Wenn die Cirknitz-Gewässer nach Adelsberg hin

abfließen sollten, so müßten sie ziemlich unregelmäßig von der allgemeinen Richtung der Wasserläufe dieser Gegenden abweichen, die von Süden nach Norden über Planina nach Laibach und der Save zu geht. Endlich giebt es auch bei Planina zwei große Höhlenmündungen und zwei aus ihnen hervorfließende Gewässer, die Grotte von Kleinhäusl und die bei Ober-Planina. Diese geht ganz in der Richtung auf Adelsberg und den Poik, und scheint der Abzug dieses Flusses zu sein; jene aber erstreckt sich in der Richtung des Cirknitzer Sees hin, und scheint dessen Gewässer abzuführen. Man muß daher die Unz bei Planina als einen Fluß betrachten, der aus den Poik- und Cirknitz-Gewässern zusammen gebildet wird.

Dieß Alles wird durch folgende Umstände noch wahrscheinlicher. Gerade in der Mitte auf der Linie zwischen Cirknitz und Planina ist noch eine kleine Boden-Depression, eine Thalmulde, in welcher ein Gewässer, der sogenannte Rakbach, hundert Klafter weit fortfließt. Dieser Rakbach tritt aus einer Höhle, „Rakeska Shaga" genannt, hervor, und fließt in die berühmte Höhle von St. Canzian *) alsbald wieder ab. Es ist mehr, als blos wahrscheinlich, daß dieser Bach weiter Nichts ist, als das auf dem Wege nach Planina begriffene Cirknitz-Wasser, und daß seine Höhlengänge eben nur die Fortsetzungen jener am Cirknitzer See abgehenden Karlauzen sind. Das Wasser des Rak ist sehr bedeutend. Es giebt außer dem Becken von Cirknitz rings umher keine Mulde, die so viel Wasser abgeben könnte. Auch streichen Höhlen und Flüsse ganz in der Richtung, welche die Hauptaxe der Cirknitz- und Planina-Mulden hat. Unser Richter von Seedorf war auch in die Höhle von Rakeska-Shaga in der Richtung von Cirknitz eingedrungen.

*) Nicht zu verwechseln mit der Höhle von St. Canzian an der Rjeka.

Er sagte, er wäre etwa eine halbe Stunde weit hinaufgekommen, und hege keinen Zweifel mehr, daß diese Höhle und die Karlauzen zusammenhingen. Wir wären gern nach St. Canzian hinübergegangen; aber unsere Leute sagten, es verlohne sich nicht der Mühe; denn jetzt bei dem hohen Wasserstande des Cirknitzer Sees sei auch das Wasser bei St. Canzian hoch. Die Höhlen seien daselbst ersäuft, das Thal sei überschwemmt, und wir könnten dort Nichts in Augenschein nehmen.

Nicht weit von den Karlauzen liegt noch eine merkwürdige Höhle oder Grotte am See, die sogenannte „Skednenza". Der Eingang derselben ist größer und weiter, als der irgend einer andern hiesigen Höhle. Er liegt einige Klafter über dem jetzigen Seespiegel. Diese Skednenza geht jetzt freilich nicht tief in den Berg hinein; sie ist hinten, wie eine Nische, verschlossen. Doch ist es wol möglich, daß sie erst später so verfallen ist, ehemals dagegen hinten offen war und zu tieferen Gängen hinabführte. Es läßt sich denken, daß der See in früheren Zeiten bis zu dieser Skednenza aufschwoll, und durch sie seinen Abfluß hatte; daß er also erst später sich weiter unten die beiden Karlauzen ausbohrte. Jetzt zwar reicht er nie mehr zur Skednenza hinauf. Im Sommer kommen die Pferde, die dann auf dem trockenen Seeboden weiden, zu dieser Grotte hergelaufen, und suchen Schatten und Kühlung in ihr. Wir fanden sie noch mit ziemlich frischem Pferdedünger angefüllt. Erst vor vier Wochen, wo der See noch ganz trocken war, hatten die Pferde ihre Weide und Höhle verlassen. Jetzt war sie blos von Fledermäusen bewohnt.

Solche jetzt trockene, höher gelegene Gänge kommen fast überall bei den wasserschluckenden Höhlen der julischen Alpen vor, und vermuthlich sind sie hier, wie überall, als Wasser-Antiquitäten zu betrachten, als die ehemaligen, alten

Wege, welche die Gewässer, die sich nachher mehr senkten, bei ihrem Abfließen einschlugen. Wäre es möglich, die Felsen der Karlauzen um einige Klafter auszutiefen, so könnte man dadurch am Ende die ganze Cirknitzer Ueberschwemmung verhüten und den See in einen bleibenden, gleichmäßig abfließenden Fluß verwandeln. Dieß wäre leicht geschehen, wenn es sich hier blos um Erweiterung des Mundes der Karlauzen handelte. Aber vielleicht müßte man die ganze Höhle auch im Innern vergrößern und weiter nachbessern, um gründlich zu helfen; denn möglicher Weise sind auch hier noch Verengungen, welche weniger Wasser zur Zeit durchlassen, als in dem Thale von Cirknitz zusammenfließt. Auf diesem Mißverhältniß der Größe der Abzugslöcher zu der Quantität der eingeführten Wassermasse und auf dem Umstande, daß diese Abzugslöcher zu eng sind, beruht eben das ganze Phänomen, das Kommen und Verschwinden des Cirknitzer Sees.

Von den Karlauzen, der Skednenza und dem Nordende des Sees fuhren wir nun südwärts, und besuchten hier in der Mitte des Beckens eine hübsche Insel, Goriza (das Berglein) genannt. Von dem Gipfel dieser Insel, welche beim Sinken des Wasserstandes zuerst eine Halbinsel wird, und am Ende blos noch als ein Hügel in der Landschaft erscheint, genießt man eine recht hübsche Aussicht auf den ganzen See. Sie ist mit Bäumen und Gebüsch bewachsen, und gewährt im Sommer dem Vieh einen angenehmen Zufluchtsort.

Wir sahen von hier aus zunächst die 20 Kirchen, mit denen diese Gegend geziert ist, und denen der Cirknitzer See seinen Namen, der etwa so viel bedeutet, als K i r c h e n s e e, verdankt*), rings herum am Fuße des Berges liegen, und

*) Vielleicht ist der Name „Cirknitz“ (Kirchlein) nur von e i n e r dieser Kirchen, vermuthlich von der ältesten und ersten, die man hier baute, entstanden.

unter ihnen auf einer Höhe die Kreuzbergs-Capelle, die einer der vornehmsten Wallfahrtsorte der Umgegend ist. Oberhalb dieses Dörferkranzes bemerkten wir den hohen Berg „Slivniza" (d. h. Zwetschenberg), den die Deutschen „Schleinitz" nennen, und auf dessen höchster Spitze „die Herlein, Truden und Unholde ihre Tänze und Zusammenkünfte abhalten, welche man oft wie kleine Lichtlein fliegen sieht, wie denn um Cirknitz herum die Gegend mit Hexen reichlich versehen ist. Daher man auch oft an selbigem Ort ihnen ziemlich einhitzet, und ihrer Viele brennt, also daß bisweilen in dieser Gegend in einem Jahre mehr Hexen, als sonst bei Mannsgedenken im ganzen Lande Krain nicht, auf den Scheiterhaufen kommen, um auf dem flammenden Holzstoß seßhaft und zu Aschen zu werden." Dieß schrieb vor 160 Jahren der Freiherr von Valvassor, der überhaupt sehr oft auf die Gespenster und Hexen bei Cirknitz zurückkommt. Ob wol die außerordentlichen Naturerscheinungen ihrer Gegend die Leute hier so besonders abergläubisch gemacht haben? Es wäre doch einmal der Mühe werth, zu untersuchen, ob sich aus den Daten der Hexen- und Gespensterstatistik ergäbe, daß die Phantasie der Leute überall in der Nähe solcher wunderbarer Phänomene etwas erhitzter und erregbarer sei.

Von unserer Insel schifften wir noch ein wenig südwärts, um eine andere Seeinsel zu besichtigen, die „Vornek" heißt, und auf der das Dorf „Ottok" liegt. Zu dieser Insel kommt eine Halbinsel, Namens „Dorwaschek", heran, und beide schließen die hinterste Abtheilung des Sees ab, welche „Sadni Kray" heißt, und gewöhnlich am längsten mit Wasser gefüllt bleibt. Auch in dieser versteckten See-Abtheilung, in welche wir durch eine kleine Wasserenge hineinblicken konnten, giebt es wieder ein Paar Trichter oder Sauglöcher, welche die Landeskinder „Welka Bobnarza" und „Mala Bobnarza", d. h. die „große und kleine Trommlerin", nennen.

Sie heißen so, weil das Wasser beim Abzuge mit besonders heftigem Gebrause und Lärmen in sie hinabstürzt. — Mit eben solchem Lärmen bricht das Wasser auch aus diesen Trommelhöhlen hervor. Sie beschreiben den Lärm, wie einen unterirdischen Donner. Manche glauben, daß dieser unterirdische Donner nicht blos von dem hinabstürzenden Wasser herrühre, sondern auch mit dem oberirdischen Donner zusammenhänge und ein Wiederhall desselben sei, der als Echo aus den Höhlen hervorbreche, wenn der Donner oben im Gebirge in die Höhlen hineingebrüllt habe. Ueberhaupt beschäftigen sich die Leute hier viel mit dem Donner und mit dem Zusammenhange, in welchem er und die übrigen atmosphärischen Phänomene mit den Wasser-Ergüssen aus den Höhlen ihres Landes stehen sollen. Auch unsere Begleiter erzählten uns wieder, wie ihre Vorväter schon vor hundert Jahren geglaubt haben, daß der Donner im Stande sei, die „Speiblöcher“ in Bewegung zu setzen, und daß er starke Ergüsse aus ihnen hervorziehe. „Ja, nicht wahr, so *glauben* und *sprechen* die Leute bei Ihnen“? fragte ich unsere Richter, die ich bisher als nachdenkende und nicht unaufgeklärte Männer geschätzt hatte, und denen ich durch jene Wendung gern Gelegenheit geben wollte, sich nicht als Anhänger einer wunderlichen und unglaublichen Meinung zu prostituiren, sondern dieselbe dem Gerede des Volks aufzubürden. Aber sie waren gar nicht geneigt, diese ihnen gebotene Gelegenheit zu benutzen. „Nein, nein“, erwiederten sie, „nicht blos das Volk und die Leute sagen so, sondern *so ist es auch*. Der Donner zieht oder drückt das Wasser aus den Höhlen. Dieß haben wir häufig genug zu sehen Gelegenheit. Wenn es bei geringem Regen stark wettert und donnert, so bekommen wir immer höheres Wasser, als wenn es *ohne Donner* auch noch so heftig gießt.“ — Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob der

Physiker, wenn er an die Stelle des „Donners“ dieser Leute „Elektricität-Entwickelung“, „Luftdruck“ oder „Barometerstand“ setzt, irgend einen haltbaren Grund in jener Meinung finden kann.

Eine sehr verbreitete Ansicht ist es auch, daß, wie überhaupt der Zustand der Atmosphäre, so namentlich auch die Richtung und Heftigkeit der Winde sehr bedeutend auf die Ergiebigkeit der Höhlenergüsse einwirke. Namentlich habe ich mehrfach die Aeußerung gehört, daß der Scirocco von sehr starkem Einflusse darauf sei. Ein Triestiner Freund erzählte mir, er sei einmal, in dem ausgetrockneten Seebassin von Cirknitz jagend, dort plötzlich von einem so heftigen Wasserausschütten und Anwachsen des Sees überrascht worden, daß er Mühe gehabt habe, sich aufs Trockene zu retten. Dieses Anwachsen des Sees sei mit einem sehr stark anhebenden Scirocco zugleich eingetreten, und an demselben Tage seiner Jagd und Wassersnoth sei auch Triest vom Meere überschwemmt gewesen. Daß der Scirocco nicht geringen Einfluß auf das Anwachsen aller Gewässer hat, die in Dalmatien und Istrien aus Höhlen ins adriatische Meer münden, scheint mir gewiß. Er schwellt dieselben nicht nur durch den Regen an, den er gewöhnlich mitbringt, und staut sie nicht blos mechanisch auf, indem er ihrem raschen Abflusse entgegentritt, sondern es scheint, als wenn er auch sonst noch durch Veränderung des Luftdrucks auf sie einwirke. Wenigstens ist der Glaube der Leute in Dalmatien ziemlich allgemein, daß sich der Scirocco schon einige Zeit vorher, noch ehe er selbst zu blasen anfange, durch ein Anschwellen der Gewässer anmelde. — Bei den Cirknitzer Gewässern wäre an ein Aufstauen durch mechanische Wirkung wol nicht zu denken, weil die vorherrschende Richtung der Gewässer hier mit dem Scirocco nach Norden geht, und er kann daher, wie es scheint, blos durch Veränderung des Luftdrucks einwirken.

Die Bewohner der umherliegenden Dörfer haben ein gut Theil ihres Besitzthums in dem Grunde und Boden des Sees liegen. Wenn der See lange genug trocken ist, so beackern und bebauen sie einen Theil dieses Bodens, und säen Hirse und andere Feldfrüchte hinein. Andere größere Strecken benutzen sie als Heuwiesen. In guten Jahren werden wol über 10,000 Fuder Heu aus dem See geholt, und außerdem noch 4000 bis 5000 Fuder Streu oder, wie sie hier sagen, „Einstreu". Endlich treiben sie auch ihre Pferde und ihre Viehheerden in das ausgetrocknete Seebassin hinein, und lassen von ihnen abweiden, was sie nicht gut in Heu verwandeln konnten. — Die Anwohner sind daher sehr dabei interessirt, daß der See in seinen Ueberschwemmungen gleichen Schritt mit dem Wechsel der Jahreszeiten halte, daß er nicht außergewöhnlich anschwelle, oder seine Ueberschwemmung länger, als gewöhnlich, dauere. In der Regel beobachtet auch der See seine Zeiten. Am häufigsten liegt er erstlich mitten im Sommer, in der Zeit des größten Wassermangels, und zweitens mitten im Winter zur Zeit, wo alles Wasser als Eis oder Schnee gebunden ist, trocken, und am häufigsten füllt er sich erstlich im Frühlinge zur Zeit der Schneeschmelze, und dann im Herbst gegen Ende November zur Zeit der Herbstregen.

Wir haben freilich noch gar keine genauen Verzeichnisse über den Stand des Wassers während des Laufs einer gewissen langen Periode, die es uns möglich machten, für jeden Monat des Jahres eine mittlere Wasserhöhe des Sees zu bestimmen, und so die R e g e l seines Anschwellens und Abfließens herauszufinden. Denn leider ist hier noch kein solcher Seemesser etablirt worden, wie man deren in neuerer Zeit am Genfersee und an einigen andern Schweizerseen begründet hat, und es beruht hier fast Alles nur auf Traditionen, welche sogar noch nicht einmal sorgfältig genug

gesammelt sind. So viel scheint aber aus diesen Traditionen mit Sicherheit hervorzugehen, daß der See meistens im November ganz und zuweilen übervoll ist; daß er gegen December wieder etwas abnimmt, und im Winter, wo er aber zuweilen auch ganz abläuft, gewöhnlich eine mittlere Höhe beibehält; daß er dann im Frühlinge, in den Monaten März und April, wieder bedeutend anschwillt, im Mai aber von Neuem fällt, und daß er in den Sommermonaten meistens bis zur Ernte und bis zu Beginn des Herbstes trocken liegt. Doch finden die außerordentlichsten Ausnahmen von dieser Regel Statt. Es hat Jahre gegeben, in denen der See wol drei und auch vier Mal sich ganz gefüllt und auch vollständig wieder entleert hat. So ist er noch im Jahre 1849 drei Mal abgelaufen und drei Mal wieder angeschwollen. Dagegen hat es sich ereignet, daß er zu Zeiten fast ein ganzes Jahr hindurch trocken gelegen hat, so z. B., wie ich schon oben sagte, vom Herbste 1833 bis zum Herbste 1834. Umgekehrt hat man auch Jahre gehabt, wo er beständig voll blieb und nicht ein einziges Mal ablief, so daß daher den Leuten ihre Ernten im Seeboden völlig verloren gingen. Ja man erinnert sich, daß er einmal während der langen Zeit von vollen sieben Jahren gar nicht abgelaufen war. Vor 52 Jahren (im Jahre 1798) soll der See so hoch angeschwollen gewesen sein, wie seitdem noch nie wieder. — Auch vor 20 Jahren (1830) war er außergewöhnlich hoch, so daß er sogar das Dorf Seedorf überschwemmte. — Ganz sicher vor seinem Austreten und Anschwellen sind die Leute zu keiner Zeit, weil wenige starke Regentage im Sommer, oft nur einzelne heftige, in der Umgegend von Cirknitz sich ausschüttende Wolkenergüsse, hinreichend sind, ihn plötzlich anschwellen zu machen; daher steht die Hoffnung auf die Ernten in seinem Boden immer auf etwas unsichern Füßen. — Im Allgemeinen hängt natürlich die Bewegung des Sees

ganz von der Bewegung des Wetters ab, und in der Regel deutet sein langes Trockenliegen oder sein häufiges und dauerndes Anschwellen auf sehr dürre oder an Regengüssen ergiebige Jahre hin. Allein eine Erscheinung, wie die von einer sieben Jahre lang anhaltenden Fülle, läßt sich wol nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß in dieser Zeit bedeutende Abzugscanäle des Sees verstopft waren, die sich nachher wieder öffneten. In den letzten 15 Jahren ist der Ablauf des Sees viel regelmäßiger gewesen. Er hat sich in jedem dieser Jahre entleert. Und dieß ist nicht nur für die Eigenthümer des Sees sehr vortheilhaft gewesen, sondern es ist auch ein sehr günstiges Zeichen dafür, daß man auf die Reinigung der Sauglöcher besser gehalten, und daß überhaupt das ganze Wassersystem des Poik-Unz-Laibach, von dem der Cirknitzer See ein Theil ist, bis zur Save hinab sich mehr regulirt hat. Ohne Zweifel sind auch die Fortschritte der Austrocknungs- und Canalisirungs-Arbeiten in den Laibacher Sümpfen von der vortheilhaftesten Rückwirkung auf die regelmäßige Bewegung der Cirknitz-Gewässer gewesen. Da man jetzt längs der ganzen Wasserlinie aufmerksamer und thätiger ist, als je zuvor, so ist demnach zu hoffen, daß mit der Zeit das Wunder des Cirknitzer Sees ganz verschwinden, und derselbe sich in einen gewöhnlichen Fluß verwandeln wird.

Es war unterdeß auf unserer kleinen Insel Abend geworden, und wir fuhren in unserm „Tschaun" — so nannten die Leute unser kleines Schiffchen — in dunkler Nacht über den See zurück. Unterwegs erzählten uns die Fischer von einem abscheulichen Wurme, der in ihrem See lebe und den sie „Stanugo" nannten. Dieser Wurm, sagten sie, sei dick und etwa einen Zoll lang. Er erschiene besonders im Sommer in den kleinen Tümpeln des Sees in großer Menge, wenn das Wasser durch die Sonne erwärmt sei. Dann lägen diese

Würmer oft in großen, einen oder mehrere Fuß dicken Schichten, wie eine lebendige Schlammmasse, auf dem Boden des Sees, und die Hechte und Enten, denen sie zum erfreulichen Futter dienten, räumten dann emsig unter ihnen auf. Aber die Würmer selber seien auch ihrerseits sehr gefräßig, und zernagten unter Anderem auch gern nicht blos die Schilfe und Grashalme des Seebodens, sondern auch die Netze der Fischer. Sie ließen oft ihre Netze am Abend in das Wasser hinab, und holten sie am Morgen ganz von den Stanugen zerfressen wieder herauf. Starkes Theeren der Netze hülfe wol etwas, aber nicht vollständig dagegen.

Wenn man die alten Schilderungen vom Cirknitzer See liest, so sollte man glauben, daß es in seinem ausgetrockneten Boden zu Zeiten von Wölfen, Bären, Hirschen und anderem Wildpret eben so gewimmelt habe, wie von Stanugen. Vermuthlich sind diese Schilderungen übertrieben. Allerdings aber kommt auch jetzt noch zuweilen ein wildes Thier in das Seebassin hinab. Noch voriges Jahr, so erzählten unsere Leute, hätten sie hier einen Bär geschossen. Auch haben sie hier vor zwei Jahren bei Winterszeit mit ihren Rudern einen Hirsch erschlagen, der im Eise eingebrochen war. In dem alten Werke von Steinberg über den Cirknitzer See findet man dergleichen Cirknitzer Jagdscenen vielfach beschrieben und bildlich dargestellt. Wenn der Cirknitzer See austrocknet, so ist seine ganze Oberfläche mit ihren Wassertümpeln, Sumpfstrecken, Gebüschen, Schilfwäldern u. s. w. eine Wildniß, wie sie Hirten, Jäger und wilde Thiere sich nur wünschen können. Die Jagd des Sees hat daher auch jetzt noch immer einen ziemlich guten Namen, und selbst von Triest aus wird er von Jagdliebhabern besucht. — Insbesondere ist der Billichfang von Cirknitz berühmt, obwol er nur von den Dorfbewohnern der Umgegend betrieben wird. Der kleine Billich lebt in großer

Menge in den Wäldern des Javornik und des Slivniza an den Ufern des Sees, und die Leute haben sehr künstliche Fallen für dieses Thier construirt, die sie in den Bäumen zu Hunderten an die Zweige hängen. Die Billiche laufen mit Begier in diese Fallen hinein, und die Leute gehen des Nachts mit Fackeln in dem Walde herum, um dieselben zu revidiren. Sie ernten das Thier, wie die Aepfel von den Bäumen, indem sie ihre Fallen ausleeren und gleich wieder für einen neuen, unvorsichtigen Billich hinhängen. — Dieser Billichfang, der seine gewisse Zeit hat, und die zahlreichen Fackeln der Billichfänger, welche dann um den See herum die Wälder illuminiren, werden als ein sehr freudiges und interessantes Ereigniß in dem Leben der Cirknitzer beschrieben. Unsere Leute zeigten uns in Seedorf ihre Fanginstrumente, und erzählten mir dabei etwas Merkwürdiges vom Schuhu, der auch in den Cirknitzer Wäldern nicht selten ist, und dem Billich, wie der Mensch, nachstellt. „Der Schuhu," sagten sie, „kennt die Fallen, die man für den Billich in die Bäume hängt, und um seinerseits den Fang leichter zu haben, postirt er sich dann daneben und lauert, bis ein Billich in der Falle steckt. Er führt ihn dann meistens mit sammt der kleinen, hölzernen Falle zu seinen Jungen fort, und wir finden oft mehrere von unsern Billichfallen in den Felsennestern der Uhus wieder."

Der Cirknitzer See hat als etwas „ganz Einziges seiner Art" eine große Berühmtheit in der Welt erlangt, und doch ist das Phänomen eines aus Höhlen hervortretenden und in Höhlen und Sauglöchern verschwindenden Sees in dem ganzen Gebiete der karnischen und julischen Alpen, der Gebirge Krains, Istriens, Dalmatiens u. s. w., außerordentlich verbreitet, und wiederholt sich in allen diesen Ländern wol hundertfach, aber allerdings mit Variationen. — Man kann fast sagen, daß jeder Trichter, jedes Bodenloch

oder jedes Thal in allen diesen Gebirgsländern entweder einmal ein kleiner Cirknitzer See gewesen, oder es jetzt noch ist. Zuweilen aber hat der See, vielleicht weil die Höhlen sich weiteten, völlig aufgehört, und das Thal ist trocken geworden. Hie und da hat statt des Sees sich blos ein Sumpf gebildet. In anderen Thälern muß man der kurzen Dauer der Wasserfülle wegen nicht sowol von einem See, als blos von einer periodischen Ueberschwemmung reden.

Eine solche periodische Ueberschwemmung findet z. B. gleich in dem schon erwähnten Becken zu Laas oder Lase im Süden des Cirknitzer Sees Statt. Vielleicht war es früher nicht blos eine Ueberschwemmung, sondern ein längere Zeit bleibender See, und wahrscheinlich deutet der Name „Lase", der mit dem lateinischen „lacus" zusammenhängen kann, noch auf diesen ehemaligen See hin. Vermuthlich, weil die Abzugshöhlen des Oberch, die aus dem Laser Becken in das von Cirknitz hinüberführen, im Verhältniß zu dem Becken groß und weit sind, dauert die Laser Ueberschwemmung nie sehr lange; in höchstens 14 Tagen ist alles Wasser wieder abgeflossen. „Vor 10 Jahren sind die Laser Abzugslöcher sehr gründlich ausgeputzt worden, und seitdem läuft das Wasser nun meistens in 3 bis 4 Tagen schon ab."

Im Osten des Cirknitzer Sees liegt ganz nahe beim Gebirge Slivniza ein anderes Becken, das sogenannte Becken von Oblak. Oblak ist ein Dorf in der Mitte dieses Beckens. Man glaubt, daß auch dieses Becken ehemals von einem periodischen See angefüllt gewesen sei, und daß noch der Name des Dorfes Oblak (vom Lateinischen: ob lacum) auf diesen See hindeute. Auch soll an diesem See die von den Römern eroberte und von ihren Historikern oft genannte Hauptstadt der Japoden, „Metullum", gelegen haben. Man findet noch jetzt am Rande des einen trockenen Beckens ein Dorf, Namens „Mettule". — Der See bildet sich jetzt

nicht mehr, oder erscheint nur als eine vorübergehende und nicht sehr weit greifende Ueberschwemmung. Der kleine Bach Ploschiza, der in das Becken hineinfließt und früher den See füllte, verliert sich jetzt gänzlich in einer Höhle, mitten in dem ehemaligen Seebecken, und tritt vermuthlich als Flüßchen Lipschizza in das niedriger liegende Cirknitzer Becken wieder heraus.

Da, wo die Gewässer von Oblak in der Lipschizza heraustreten, ist eine sehr großartige und interessante Höhle, die heilige Kreuz-Grotte oder auf Slavisch: „Pod swatim Kriszam" genannt. Von dem benachbarten Dorfe Podlaas heißt sie auch „die Höhle von Podlaas." Sie soll viele Gerippe urweltlicher Thiere enthalten und von Gelehrten noch nicht allzu oft untersucht worden sein.

In etwas größerer Entfernung vom Cirknitzer See nach Westen zu giebt es mitten im Karstgebirge zwischen Triest und Görz wieder einen kleinen See, den See von Doberdo, den eben so, wie der Cirknitzer See, ein Fluß speist und durchfließt. Man glaubt, es sei ein Arm des Wippach. Aus Höhlen kommt das Wasser in dieses Becken, wie bei Cirknitz, und wie hier wird es auch in Höhlen oder Sauglöchern wieder verschlungen.

Bei Knin in Dalmatien ist wieder eine Thalmulde, die der von Cirknitz ganz ähnlich ist. In dem weiten Kessel bei Knin tritt die Kerka aus einer Höhle hervor; außerdem kommt auch noch aus mehreren Bodenlöchern Wasser hervor, und überschwemmt zu Zeiten die ganze Gegend von Knin, deren Ackerbau dadurch sehr behindert wird. — Solche Sumpfgegenden, die ähnliche Ursachen haben, finden sich außerdem bei Sign in Dalmatien und noch sonst an vielen anderen Orten.

Auch fast alle dalmatischen Inseln, deren jede man als ein kleines, im Meere steckendes Karstgebirge be-

trachten kann, haben mehrfache Wasser-Ansammlungen, die ganz der von Cirknitz ähnlich sind. So z. B. sagt der Geolog Herr Partsch von Meleda, der südlichsten Insel Dalmatiens, daß dort eine Menge kleinerer und größerer Gebirgskessel existirten, die sich nach starkem Regen zuweilen sehr plötzlich mit Wasser füllten. Von eigentlichen periodischen Seen zählt derselbe Gelehrte auf der Insel Meleda, der er ein eigenes Werk gewidmet hat, drei auf. Der größte derselben ist der See von Blatta, der auch, wie der Cirknitzer See, im Sommer ganz trocken ist, und dessen Grund und Boden, wie der von Cirknitz, mit Getreide bestellt wird. Auch auf der Insel Cherso bei Fiume giebt es einen See, Namens „Lago di Jesero", den Fortis in seinem dieser Insel gewidmeten Werke beschreibt, und den er ebenfalls in die Classe der periodischen Seen setzt und mit dem Cirknitzer See vergleicht. Wie bei Cirknitz wird auch dort auf Cherso im Sommer ein Theil des Seelandes in Ackerland verwandelt. Aus dem Allen nun kann man ungefähr abnehmen, in wie weit Das wahr ist, was ich oben sagte, daß nämlich eine genaue Beobachtung aller Erscheinungen am Cirknitzer See einen rechten Schlüssel zur Deutung vieler hydrologischen Phänomene dieser Gebirgsgegenden abgäbe.

Am anderen Tage reiste ich mitten durch das Berg- und Hügelland, welches das Becken des Sees von Cirknitz von dem bei Planina trennt. Wir kamen durch mehrere große Wiesengründe, die mit Waldungen abwechselten. In der Mitte der tiefsten Stellen dieser Wiesengründe bemerkte ich kleine Löcher — manche hatten mehrere Klafter im Umfang — in denen das Wasser, das beim Regen sich auf den Wiesen sammelt, abläuft. Also auch auf jeder Wiese wiederholt sich im Kleinen und mit Variationen das Bild des Cirknitzer Sees. Jetzt waren diese Löcher und Wiesen schon ganz trocken. Sie liegen höher, als

die beiden benachbarten größern Becken, und laufen daher früher ab.

Zu meinem Kummer begegneten uns hier überall wieder überschwänglich viele Holzfuhren. Es war irgendwo ein großer Holzmarkt, und die Leute trieben ihre Pferde eifrig an. Ich hätte sie alle zurückcommandiren mögen, um diese reißende Holzausfuhr zu hemmen. — Im Jahre 1848 soll hier die Holzverwüstung geradezu leidenschaftlich gewüthet haben. Ganze Dorfschaften zogen in den Wald, und hieben nieder, was sie erreichen konnten. Um 30 Kreuzer konnte man große Bäume kaufen, die sonst 10 Gulden galten. Einer der größten Waldbesitzer ist hier der Fürst Windisch-Grätz. Die Bauern hatten sonst blos eine sogenannte Wald-Servitut bis zu dem Betrage ihres eigenen Bedarfs. Als sie aber 1848 alle Förster wegjagten, fällten sie, so viel ihnen beliebte, für den Handel nach dem Oriente. Ich glaube, die Sachen werden wol noch nicht ganz wieder regulirt sein. Man hat gerade jetzt so eifrig über eine Bewaldung des kahlen Karsts gesprochen und geschrieben. Aber es wäre wol nöthig, daß man vor allen Dingen dem Umsichgreifen der Entwaldung im Norden eine Gränze setzte, damit nicht am Ende auch noch das ganze Land Krain, wozu es sich eben anzuschicken scheint, völlig verkarstet. — Die Leute „in der Poik“ (so heißt hier das Thal des Poik im Westen des Cirknitzer Sees) haben ein altes Recht gehabt, in den benachbarten Wäldern 37,000 große Bäume zu fällen. Von diesem Rechte haben sie schon jetzt gar keinen Vortheil mehr. Wo sie ehemals 37,000 große Bäume fällen konnten, fällen sie jetzt Nichts.

Auf einer Anhöhe, die wir auf unserem Wege erreichten, wurde uns auf einmal ein merkwürdiger Anblick zu Theil. Wir sahen ein weites, mit Wasser gefülltes Thal unter uns. Schöne Baumgruppen ragten über

dem Wasserspiegel hervor, ganze Gehölze und lockere Waldungen waren darin zur Hälfte eingetaucht. Dunkel bewaldete Gebirge standen rund um den blanken, meilenweit reichenden Seespiegel herum. — Es war das Thal der Unz oder das Becken von Planina, und das nahe Gebirge vor uns war der Birnbaumer Wald. Bei Schloß Haasberg, dem alten Sitze der Fürsten von Eggenburg, der ehemaligen vornehmsten Besitzer und Herren in der Cirknitzer Gegend, kamen wir zum Rande der Unz-Ueberschwemmung, und ließen uns von hier nach Planina übersetzen, von Baum zu Baum durch die Gehölze schwimmend.

Die Unz verwandelt hier, aus zwei Höhlen kommend und in einer verschwindend, jedes Jahr ein schönes Stück Land von zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite in einen See. In der Regel ist dieser See nicht so anhaltend, wie der Cirknitzer, vermuthlich weil die Abzugshöhlen schon besser geweitet sind. Gewöhnlich dauert sonst die Ueberschwemmung bei Planina nur 14 Tage; doch hat man ausnahmsweise auch längere Perioden gehabt, so z. B., und zwar in neuerer Zeit, eine von 7 Monaten. Seitdem man aber bei Laibach die Sümpfe besser ausgetrocknet, und seitdem man angefangen hat, auch die Abzugshöhlen der Unz vor Verstopfung besser zu schützen, dauert die Ueberschwemmung bei Planina oft nur wenige Tage, und verläuft sich bald wieder.

Die Wasser speienden Höhlen bei Planina ließ ich unbesucht, weil sie, wie man mir sagte, jetzt ganz in der Ueberschwemmung ersäuft waren, und fuhr längs der langen Ueberschwemmungsfläche hin. Am nördlichen Ende derselben schlüpft die Unz beim Dorfe Jacobovitz in eine Höhle, und fließt drei Stunden weit unter dem Gebirge weg, aus welchem sie im Laibacher Sumpfbecken wieder hervorkommt. Die große Triest-Laibacher Chaussee schlüpft ihreseits durch

ein enges Thal aus jenem Becken hinaus, und tritt nach vierstündigen Krümmungen und Windungen ungefähr bei demselben Punkte, an dem die Gewässer wieder erscheinen, bei den sogenannten Quellen und Höhlen des Laibachs, in das besagte Becken.

---

4. Die Sümpfe bei Oberlaibach und Laibach.

Unter den verschiedenen, durch ihre hydrographischen Verhältnisse merkwürdigen, großen Thalmulden, die dem Plateau der julischen Alpen als bedeutende Vertiefungen eingesenkt sind, ist der sogenannte Laibacher Morast die größte und bedeutendste. Schon seit langer Zeit ist dieser Laibacher Morast und seine Austrocknung ein Gegenstand für die Aufmerksamkeit der Laibacher, sowie aller östreichischen Vaterlandsfreunde, gewesen. Auch hat er in neuester Zeit wieder deßhalb die Blicke besonders auf sich gezogen, weil die Richtung der großen Wien-Triestiner Eisenbahn diesen Sumpf durchschneidet, und weil sie neben dem Semmering und Karst als ein drittes Natur-Hinderniß dasteht, dessen Ueberwindung den Ingenieuren viel Kopfzerbrechen verursacht. — Es ist in der letzten Zeit in Oestreich so viel über den Laibacher Morast geschrieben und hin- und herdebattirt worden, und außerdem ist dieser Morast, auch abgesehen von jenen Debatten und jenen Eisenbahn-Tages-Interessen, so merkwürdig, daß es sich wol einmal der Mühe verlohnt, hier auch das große Publicum Deutschlands auf denselben aufmerksam zu machen.

Die Vorberge des Birnbaumer Waldes und der julischen Alpen, die hier freilich nicht mehr so hoch sind, im Uebrigen aber noch ganz aus demselben hohlen, trichterreichen und zerklüfteten Karst-Kalkstein bestehen, wie die mehr westlichen

und Central=Rücken jener Hebungsmasse, umfassen bei Laibach ein sehr weites und ziemlich ebenes Bassin, das ringsumher von Bergen umgeben ist, und nur da, wo die Stadt Laibach liegt, einen natürlichen Zusammenhang mit den nördlichen Ebenen oder Thalmulden der Save hat. Im Ganzen läßt sich dieses Bassin als ein halbmondartig gestaltetes Oberflächenstück von etwa 3 Meilen in der Länge und von circa 4 bis 1½ Meile in der Breite auffassen. In der Mitte ist der Halbmond etwas breiter, als eine Meile, gegen die beiden Enden hin etwas schmäler. Die ganze Ausdehnung dieses Sumpfbeckens beträgt beinahe 4 deutsche Quadratmeilen oder 40,000 Joch Landes. Es ist oder war bisher die größte Sumpffläche innerhalb der Gränzen der östreichischen Alpenlandschaften.

Eine ziemlich weit verbreitete und geglaubte Sage behauptet, daß das ganze Laibacher Morastbecken früher ein fruchtbarer, zum Theil angebauter, zum Theil waldiger Landstrich gewesen sei, und daß man erst in der Zeit der Türkenkriege, die häufig in die Save=Länder heraufdrangen, diese Sümpfe absichtlich habe entstehen lassen, um die Stadt Laibach besser gegen die Ungläubigen vertheidigen zu können. Obwol es allerdings möglich und sogar wahrscheinlich ist, daß der höchste Grad der Versumpfung und Anbaulosigkeit des uns vorliegenden Beckens mit den Türkenkriegen zusammenfällt, und daß jene traurige Zeit der Drangsale auch das Laibacher Sumpfbecken, wie andere Gegenden Krains, noch mehr verwildern und verfallen ließ, so ragt doch die Entstehung und Bildung desselben weit über die Türkenzeit hinaus, und vermuthlich hat man sich dieselbe so zu denken:

In einer geologischen Periode, die lange der historischen vorausging, wurde der Grund des Laibacher Beckens mit einer festen und tiefen Schicht eines weißen oder gelblichen Thones ausgefüllt, den man noch jetzt fast überall unter

dem aufgesetzten Torf- oder Moorgrunde findet. Diese Thonlage gab eine feste und geschlossene Basis für die Gewässer ab, welche von allen Seiten in das Becken hinabflossen und sich hier zu einem See ansammelten. Der See bestand so lange, als das Becken durch den Thonschiefer-Rücken im Norden bei Laibach geschlossen und undurchbrochen blieb. Jenseits dieses Thonschiefer-Rückens im Nordosten bestand vermuthlich ein ähnlicher, großer See, der eine Becken-Abtheilung des Save-Thales ausfüllte. Allmählig durchbrach die Save jene östlichen großen Gebirgsmassen bei Littay und Ratschach, wo man sie noch heutiges Tages in einem tief ausgefurchten Felsen-Canale fließen sieht. — Der See unterhalb Laibach floß aus, und nun drängte auch der See oberhalb oder im Westen der Stadt mächtiger gegen die Thonschieferbank an, die er überspülend allmählig ganz durchschnitt, und durch die er, zu einem schmalen Flußfaden zusammenschmelzend, dann als Laibachfluß zur Save abfloß.

Auf dem Boden des Sees, auf jenem gelblichen Thon-Lager, mochte sich im Laufe der Zeiten eine fruchtbare Erdschicht niedergeschlagen haben, und auf derselben sproßte ein hochstämmiger Wald empor, dessen Ueberreste sich noch heutiges Tages überall im Torfe vorfinden. Dieser Wald hätte nun, als menschliche Bevölkerung in diesen Gegenden einzog, nach und nach ausgerodet und der Boden urbar gemacht werden können, wenn nicht ein anderer Umstand hinzugekommen wäre, der die hydrographischen Verhältnisse des Beckens wieder verschlimmerte und am Ende den jetzigen Zwitterzustand zwischen Seebecken und Festland herbeiführte.

Die Save nämlich brachte aus ihren obern Thälern eine große Menge von Geröll und Steinen herab, die sie allmählig in ihrem untern Thale bei Laibach deponirte, und deren mächtig aufgehäufte Schichten den Boden des

Save-Thals im Osten von Laibach bilden. Der Laibach-fluß aber und die Gewässer der Unz, des Poik und der andern Höhlenflüsse, aus denen sein System besteht, führten gar kein Geröll und keinen Schoter mit sich. Sie erhöhten daher auch den von ihnen durchflossenen Thalboden und ihre Thalbecken nicht auf gleiche Weise. Diese blieben verhältnißmäßig niedriger, als das Save-Thal, dessen Schotermasse in gewisser Weise einen neuen Riegel vor dem durchbrochenen Thonschiefer-Damme bei Laibach bildete. Die Poik-, Unz- und Laibach-Gewässer hatten Noth, hier einen regelmäßigen Ausweg zu erzwingen. Sie wurden oft bei großer Wasserfülle wieder aufgestaut, und stellten vorübergehend die alten Seen und die obern Becken wieder her. Dadurch wurde in dem Walde die Bildung von Wasserpflanzen gefördert, die den Torf erzeugten, und am Ende nahm im Laufe der Jahrhunderte der Wuchs von Torf- und Wasserpflanzen dermaßen überhand, daß der Wald in dem zwei bis drei Klafter tiefen Moorgrunde unterging, und sich nun jene trübselige, große Morastfläche darbot, die zu Zeiten ganz von Wasser überschwemmt, fast immer wenigstens mit Wasser getränkt und durchzogen war, die aber doch zu allen Perioden der Geschichte auch einige culturfähige Flecke haben mochte, und die jedenfalls so lange, als unsere Nachrichten hinaufreichen, immer von einem nutzbaren Flusse, dem Laibach, durchflossen wurde. Dieser zu allen Zeiten, wie es scheint, beschiffte und zum Waarentransport vom adriatischen Meere nach den Donau-Ländern benutzte Fluß, den die alten Römer schon befuhren und Nauportus nannten, gab Veranlassung zur Gründung der Stadt Laibach (zu den Römer-Zeiten Aemona). Diese Stadt erhob sich gerade an der Stelle, wo die Sümpfe aus ihrem Becken einen Abfluß hatten, wo der Laibach-Fluß in das Save-Thal eintrat, und wo die Reste des durch-

brochenen Thonschiefer-Damms Veranlassung und Gelegenheit zu Befestigung darboten.

Die Anlage dieser Stadt scheint anfänglich eher schädlich, als günstig, auf den Morast gewirkt zu haben. Jede Stadt trägt vielfach zur Erhöhung ihres Bauplatzes bei. Die Trümmer des alten Aemona, wie auch viele Ruinen des mehrfach angefochtenen Laibach, häuften sich hier auf. Nach Erfindung der Wassermühlen wurden mehrere Wehre zum Vortheil der Müller angelegt, welche den fernern Ablauf des Wassers hemmten. Endlich bauten die vor den Türken sich fürchtenden Laibacher sehr enge Wasserthore an dem ihre Stadt durchströmenden Flusse, um vermittelst derselben alle Zugänge durch den Fluß absperren zu können.

Alle diese Dinge nun haben den Zustand der Laibacher Sümpfe von Jahrhundert zu Jahrhundert verschlimmert, und obwol manche dieser Uebel schon frühzeitig erkannt und auch besprochen wurden, namentlich z. B. die besagten Mühlenwehre, deren Besitzer schon in den ältesten Zeiten Processe und Streitigkeiten mit den das Hinterland des Laibach-Flusses cultivirenden Gemeinden und sogar auch mit denen an der Unz, an dem Poik und am Cirknitzer See hatten, obwol also, sage ich, die ersten Anfänge zur Beseitigung des Uebels bis in die Zeiten seiner höchsten Entwickelung hinaufgehen; so ging es doch mit dieser Reform sehr langsam, und es dauerte Jahrhunderte, bis allmählig alle beengenden Fesseln des Laibach-Flusses und seines Beckens gesprengt wurden.

So vortheilhaft eine Entsumpfung dieses Beckens für das Ganze auch sein mochte, so gab es doch, wie dieß immer zu sein pflegt, eine Menge Interessen, die sich an den alten Morast knüpften. Die Müller, eine Menschenclasse, die allen Fluß-Rectificationen in der Welt immer

sehr entgegen ist, standen natürlich in vorderster Linie. Ihre Wehre hat man erst in neuester Zeit ganz beseitigen und unschädlich machen können. An den alten Stadtthoren wollten sich die Stadträthe auch nicht gern rütteln lassen. Erst im Jahre 1827 sind die letzten Reste jenes hinderlichen alten Wasserthors weggekommen, nämlich die von ihm noch im Wasser stehenden Piloten. — Auch die Jäger und Jagdfreunde, die überall vielfach der Cultur entgegen sind, und die hier auf den großen Laibacher Morästen eins ihrer besten Jagdterrains besaßen, haben nicht wenig gegen die Entsumpfung der Moräste complottirt, selbst noch bis in die neueste Zeit hinab. Sogar die Gleichgültigkeit und Indolenz der Ackerbau treibenden Gemeinden im Gebiete des Beckens, die am meisten bei der Entsumpfung interessirt waren, und die am Ende außerordentlich durch dieselbe gewonnen haben, war lange ein Hinderniß, das sehr schwer zu besiegen war. Allein es geht bei allen Reformen jeder Art so, daß sie, lange vorbereitet, häufig vergebens in Vorschlag gebracht und versucht werden, daß lange Zeit hindurch alle Menschen den Kopf dazu schütteln oder die Achseln zucken, bis denn auf einmal das Eis bricht, allen Leuten die Schuppen von den Augen fallen, und der Enthusiasmus für die nun unaufhaltsam vorwärts schreitende Sache in Flammen auflodert.

So weit ist es mit der Laibacher Entsumpfung etwa erst seit 30 Jahren gekommen. Aber schon im Jahre 1554 soll ein gewisser Röhrenmeister der Stadt Laibach den ersten Vorschlag dazu gemacht haben. Derselbe weist nach, daß man dem Laibach-Fluß ein 6 Fuß tieferes Gefälle und dem Sumpfe einen rascheren Abzug dadurch geben könne, daß man einen Abzugscanal rund um die den Fluß beengende Stadt herumführe, indem man das Thonschiefer-

Felsenriff im Südosten des Schloßberges durchbreche. Dieser vernünftige Gedanke brauchte 200 Jahre, um zur Wahrheit und Wirklichkeit zu werden. Jener Röhrenmeister und seine Zeitgenossen aus dem 16. Jahrhunderte starben darüber hin, und ließen den Gedanken fallen. Nach hundert Jahren, im Jahre 1667, äußerte ihn einmal wieder ein Landschreiber in Krain, Namens Markowitsch, und er gab ein Gutachten darüber ab. Aber es blieb auch dieß Mal bei dem Gutachten. In jener Zeit ging es ja bei allen Verbesserungen so, wie bei der Conversation der berühmten Siebenschläfer: alle Jahrhunderte that einer den Mund auf und nahm einen Anlauf, und dann verfiel Alles wieder in Schlaf. Später im Anfange des 18. Jahrhunderts mischten sich einmal die Niederländer hinein, die in der ganzen Entsumpfungsgeschichte Deutschlands eine so große Rolle spielen. Es bildete sich eine niederländische Compagnie, welche die Cultivirung des Morastes gegen gewisse ihr zu bewilligende Vortheile auszuführen versprach. Allein auch die Vorschläge dieser niederländischen Compagnie fielen unbeachtet in den Sumpf.

Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia schien etwas Wesentliches geschehen zu sollen. Man setzte Commissionen nieder, man decretirte, man begutachtete, man grub und baute (aber ziemlich ungeschickt) 20 Jahre lang, etwa von 1760 bis 1780, und das Resultat war ein ziemlich ungenügender Canal, der nach dem dabei hauptsächlich thätigen Professor der Mechanik, Namens Gruber, der Grubersche Canal genannt wird. Dieser Canal ging auf dem alten, längst bezeichneten Wege im Osten um die Stadt Laibach herum, und sollte hier die Gewässer abführen, welche durch die Stadt selbst nicht alle abfließen konnten. Er war aber nicht wirksam genug. Die schnell gebauten Schleusen wurden

bald wieder schadhaft, und die das Geld herschießenden Stände Krains verloren Muth und Hoffnung an dem Gelingen des Werks, das nun wieder über 30 Jahre ruhte.

Es kam die Zeit der französischen Kriege, und die Nebel, welche beständig aus den großen Laibacher Sümpfen aufstiegen und das Klima der Stadt zu einem sehr ungesunden machten, lagerten sich wieder so dicht, wie zuvor, über dieser Weltgegend. — Doch versuchten Privatleute zwischendurch allerdings die Cultivirung und Trockenlegung einiger kleinen Morast-Districte. Auch wurden hie und da Wege auf dem Moraste mit Abzugsgräben angelegt. — Im Großen und Ganzen wirkte dieß Alles aber nicht viel.

Der Laibacher Congreß (im Jahre 1821) mochte nicht wenig dazu beitragen, die Aufmerksamkeit einflußreicher Männer und namentlich auch des Kaisers Franz auf den Zustand der Sümpfe zu lenken. In dem nächsten Jahrzehende wurde nun auf Unkosten zum Theil des Staatsschatzes, zum Theil der Stadtgemeinde, erstlich der alte Grubersche Abzugscanal verbessert. Alsdann wurde das Bett des verschlämmten Laibach-Flusses bei der Stadt gereinigt und ausgetieft, was man früher für ganz unmöglich gehalten hatte, und endlich wurden auch unterhalb der Stadt Canalbauten vorgenommen, durch welche einige Krümmungen und die Aufstauungen des Flusses beseitigt wurden.

Man hatte hierdurch an dem wichtigsten Punkte, an dem der Ausmündung, so viel Luft und Gefälle gewonnen, daß man sich nun mit siegesmuthigerer Hoffnung an die eigentliche Trockenlegung und Cultivirung des Torfmoores selbst machte. Es wurde eine eigene und bleibend thätige Commission niedergesetzt, welche alle ihre Kräfte diesem Riesenwerke widmen sollte. Sie führt den Titel:

„k. k. Morast-Entsumpfungs-Local-Commission zu Laibach.“ Diese Commission hat seit ihrem Bestehen auf alle die aus Höhlen oder aus den sogenannten „Seefenstern“ in den Sumpf ausfließenden Flüsse und Bäche, auf alle Abhänge, Schluchten und Sohlen der das Becken umgebenden Gebirge, auf alle Verwachsungen, Verschlämmungen, Verdämmungen, Verflächungen, Einstürze und Verschüttungen, auf die Verseichtung, Geschwindigkeit, Zurückstauung und den Pflanzengehalt der Gewässer ihr Augenmerk gerichtet, und überall durch Regulirung des Flußbetts, Aushebung der gehörigen Torfe, Durchschneidung der Moorpartien, Anlegung von Abzugscanälen und Ausrottung der Wasserpflanzen so energisch gewirkt, daß man, obwol allerdings noch keinesweges schon Alles beendigt ist, doch sagen kann: der Mensch hat hier wieder einen glänzenden Sieg über eine Naturwildniß errungen.

Viele edle Patrioten haben dabei nicht nur ihr Vermögen und ihre Gesundheit, sondern auch ihre Seelenruhe und ihren guten Ruf in die Schanze geschlagen. Aber wie es denn, wenn der Sieg erst einmal gewiß ist, nicht mehr an helfenden Armen und Kräften fehlt, so ist man zuletzt auch hier von allen Seiten beigesprungen. — Die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Krain kaufte ein Grundstück mitten im Sumpfe und gründete daselbst einen Musterhof, in dem agronomische Versuche aller Art angestellt wurden. Ein Privatmann siedelte sich in der Mitte des Morastes an, und bewies die Culturfähigkeit des Bodens selbst in einem seiner schlimmsten Striche. Die Stadt Laibach acquirirte auch ein Moraststück, ließ es entwildern und ordnen, und stiftete daselbst eine Colonie. Die Einwohner der Dörfer, welche seit uralten Zeiten rund um den Morast an seinen gebirgigen Abhängen herum lagen, wurden nun ebenfalls wach. Sie sahen, welche gute Ernte der Boden zu versprechen

begann, auf dem sie sonst nur Schilf und etwas saures „Moosheu“ gewonnen, und allenfalls wilde Enten und Moosschnepfen geschossen hatten. Sie fingen an, sich im Morast anzukaufen, und der Werth dieses bisher so verachteten Bodens hob sich in kurzer Zeit auf das Drei- und Vierfache des früheren.

Außer den Dörfern, welche, wie gesagt, von alten Zeiten her auf der 9 Meilen langen Tour rings um den Morast herum lagen, und von ihrem Ufer aus den Sumpf, so gut sie konnten, austrockneten, gab es auch von jeher an den Abhängen einiger kleiner, bewaldeter Hügel oder Berge, die sich wie Inseln aus dem Morast erheben, ein Paar armselige Dörfer, Außer-Goritze, Inner-Goritze, Pleschünze 2c. genannt. Die Bewohner dieser stets bedrohten Morastdörfer waren sonst ihrer Dürftigkeit und Verwilderung wegen berüchtigt. Jeder Bauer konnte hier ehemals höchstens nur 2 bis 3 Stück kümmerlich genährten Viehs halten. Jetzt, nachdem die Entsumpfung so rasch fortgeschritten ist, giebt es dort viele Bauern, die 30 bis 40 Stück wohlgenährte Rinder haben. Wer ehemals bei ihnen seiner Tochter 100 Gulden zur Aussteuer mitgab, glaubte etwas Großes zu thun. Jetzt geben sie ihren Töchtern 1000 Gulden und mehr mit. Sonst hatte das Land in der Nähe dieser Dörfer, die den größten Theil des Jahres, wie Inseln, in selten abnehmender Ueberschwemmung steckten, fast gar keinen Werth. Nicht selten hat man (noch bis 1830) das Joch Landes um 20 Kreuzer verkauft. Jetzt ist 150 Gulden für ein Joch unter Cultur gebrachten Terrains durchaus kein seltener Preis.

Man hatte die Güte, mir ein Document mitzutheilen, in welchem eine specificirte Uebersicht aller in den letzten Jahren zu Stande gebrachten Arbeiten und aller auf den Morast verwandten Kosten, sowie der dadurch erzielten Gewinnste, gegeben war. — Ich will die Hauptdata aus

dieser Uebersicht ausziehen und hersetzen. — Es ist darin das Jahr 1826 als das eigentliche und vornehmste Anfangsjahr der Entsumpfungs-Arbeiten angesetzt, und die Rechnungen gehen bis 1849.

Im J. 1826 hatte man 40,000 Joch Morast vor sich, wovon 1849 26,700 Joch in Cultur gebracht waren. Es wurden innerhalb dieser Zeit auf dem Morast-Gebiete beinahe 20 Meilen Wege angelegt, und eine Strecke von beinahe 125 Meilen (500,000 Klafter) Hauptcanäle, Secundär-Canäle und Parcellen-Gräben. Aus den sogenannten „Parcellen-Gräben" fließt das Wasser in die Secundär-Canäle" und aus diesen in die „Haupt-Canäle", die es in den Laibach-Fluß führen. — Für alle diese Arbeiten wurde in dem besagten Zeitraume die Summe von 312,000 Gulden verausgabt.

Dagegen erzeugte man in der Periode von 16 Jahren, von 1829 bis 1845, an Producten aller Art einen Werth von 1,050,300 Gulden C.-M. Das Auslage-Capital wurde also schon dreimal zurückbezahlt, und die jährliche Ausbeute betrug ungefähr 66,000 Gulden. Man schuf demnach in dem sonst fast gar Nichts werthen Sumpfe jetzt schon ein Capital von nahe an 1½ Million Gulden, dessen Größe aber noch fortwährend im Wachsen begriffen ist. Wenn auch die Laibacher Moräste nie zu der Blüthe und dem Reichthume des Oderbruchs, der Danziger Niederungen und anderer in Preußen in den letzten Jahrhunderten entsumpften Moräste sich erheben werden, weil sie keinen so fetten Schlammboden zur Grundlage haben, wie ihn die Oder und die Weichsel jenen Niederungen verschafft haben, so ist sein Zustand doch noch einer bedeutenden Hebung fähig. Es ist noch immer über eine Quadratmeile Sumpf wegzuschaffen, und selbst das schon Gewonnene läßt sich noch sehr verbessern. In ein Paar Jahrzehnden mag die ganze ehemalige Morastfläche

reichlich ihre 4 Millionen Gulden werth sein, was für das Land Krain als eine nicht verächtliche Eroberung anzusehen ist; und jedenfalls schließt sich diese Laibacher Entsumpfungs-Arbeit ganz und gar an so viele andere Entsumpfungs-Arbeiten, die in den letzten Zeiten in Schwung gekommen sind, z. B. an die Austrocknung des Harlemer Meeres, würdig an. — Ihre Folgen greifen auch außer dem an baarem Capitale oder an Fruchtlande Gewonnenen noch weiter in die Zustände des Landes ein. Das Klima von Laibach und der ganzen Umgegend hat sich dadurch schon wesentlich gebessert. Der jetzt durch das Sumpfterrain zu ziehenden Eisenbahn wurde durch alle die vorhergegangenen Arbeiten bedeutend vorgearbeitet, und so ihre Ausführbarkeit ermöglicht. Die Realisirung dieser Eisenbahn wird ihrerseits wieder auf völlige Beseitigung der Wildniß hinwirken und derselben vermuthlich den Todesstoß geben. Da, wie ich schon sagte, der Laibach mit der Unz, dem Poik und den Gewässern des Cirknitzer Sees ein und dasselbe Flußsystem bildet, so haben diese Fortschritte der Entsumpfung des Laibach-Terrains auch nicht wenig zur Verminderung und Regulirung der Ueberschwemmungen in jenen oberen Gegenden beigetragen. Endlich hat der Triumph, den hier bei Laibach der Mensch nach so lange vergeblichen Anstrengungen über die wilden Naturkräfte gefeiert hat, gewiß auch überhaupt den Muth in Bezug auf Unternehmungen ähnlicher Art gehoben, und es werden gewiß die dabei gemachten Erfahrungen dazu dienen, die Beseitigung anderer wilden Terrains in den östreichischen Staaten zu erleichtern.

Da ich selbst einige der verschiedenen Arbeiten in den Sümpfen, die in ihnen neu angesiedelten Colonisten und ihre Bauerhöfe, sowie die verschiedenen Gattungen des Sumpfbodens zu sehen wünschte, so hatten einige Herren, welche

bei der Sumpf-Commission betheiligt waren, die außerordentliche Güte, eine Ausfahrt dahin zu veranstalten und mit mir einen Theil des Sumpfterrains zu besichtigen. Wir setzten zuerst über den Laibach-Fluß und dann über jenen sogenannten Gruberschen Canal, der zum Theil in einem ganz schroffen Felsenbette ausgetieft ist. Kaum ein Viertel des aus den Morästen kommenden Wassers wird durch diesen Canal abgezapft, drei Viertel bleiben in dem alten Bette des Laibach-Flusses. Daher wirkte auch dessen Reinigung, Regulirung und Erniedrigung, die im Jahre 1827 vollendet wurde, zuerst nachhaltig auf Verminderung der Ueberschwemmung ein. Bis zu diesem Jahre waren regelmäßig alle Frühjahre, und zuweilen ausnahmsweise auch noch in andern Jahreszeiten, 3 Quadratmeilen oder drei Viertel des ganzen Terrains völlig überschwemmt worden. Manche Theile des Sumpfes blieben bei diesen Ueberschwemmungen unbedeckt, weil der Moos- und Torfgrund höher, als das Niveau des Wassers, emporgewachsen war. Natürlich waren sie aber dennoch ganz mit Wasser vollgesogen. Auch jetzt noch wird im Frühling wie im Herbst ein großer Theil der in Cultur gebrachten Ländereien und Wiesen überschwemmt; doch greift die Ueberschwemmung nicht mehr so weit um sich und dauert nicht mehr so lange. Endlich auch schadet sie nicht mehr so viel, wie früher, weil der Grund und Boden seine schwammige, Wasser saugende und Wasser haltende Natur zum Theil verloren hat.

Wir fuhren alsdann auf einer neuen Chaussee längs des Laibachs hinauf, und sahen auf diesem merkwürdigen Flusse, der gleich von seiner Quelle am Rande des Sumpfes an dem Handel dient und schon zu den Römer-Zeiten zum Waarentransport in Schiffen benutzt wurde, die Boote mit Triestiner Waaren mitten durch den Morast sich dahin bewegen. Es kommen oft an einem Tage zehn bis zwölf Schiffe vorüber. Bekanntlich sollen längs dieses Flusses

auch die Argonauten den Weg von der Donau bis an den Fuß des Karsts und dann über diesen hinweg — ihre Schiffchen tragend? — bis zum adriatischen Meere gefunden haben.

Mitten im Moraste, etwas mehr nach Osten, vereinigt sich mit dem Laibach der Fluß Ischza oder Isenza. Er ist nach dem Laibach der zweitgrößte Fluß des Morastes, außer welchen beiden noch 10 andere kleine Bäche und Quellen in den Morast sich ausmünden. In einem besondern größeren Werke „über den Laibacher Morast“ (vom Grafen Hochenwart) sind diese Flüsse alle namhaft gemacht. Die Ischza kommt, wie der Laibach, am Rande des Sees gleich mächtig aus einer Höhle hervor, und wie jener hat sie ganz klares Wasser. Es ist merkwürdig, daß diese Flüsse, deren Wasser dem hellsten Quellwasser gleich ist, zur Bildung eines trüben Morastes beitrugen, ja daß sie dieß, wie ich schon andeutete, gerade zum Theil in Folge dieser Reinheit thaten. Wenn sie von jeher mehr Sand, Steine und Schoter mit sich geführt hätten, so würden sie wol das Morastbecken mit festem, steinichtem Boden ausgefüllt haben. Dieses würde so hoch oder noch höher zu liegen gekommen sein, als das untere Save-Becken, und die Morastbildung wäre vermieden worden.

Hier in der Nähe der Mündung der Ischza liegt eine entsumpfte Partie, welche die „Ilanza“ oder der „Franzens-Grund“ genannt wird. Schon 1840 wurde hier das Joch Landes mit 50 fl. verkauft, das vor 30 Jahren Niemand gekauft hätte. Wir sahen hier das Gehöfte eines preußischen Colonisten aus Köln, der, wie man uns sagte, daselbst eine Musterwirthschaft etablirt hatte.

Nicht weit von der Ischza führte man uns zu einer Sumpfgegend, die den Namen „Perproschza“ hat, und bei welcher der tiefste Punkt des ganzen Morastes gewesen ist.

An diesem Punkte hätten sonst, so sagte man uns, die größten Fischereien Statt gehabt. Namentlich hätte hier die „deutsche Commende" zu Laibach die Fischerei ausgeübt, daher man auch hier diese Wasserstelle die „Commendischen Teiche" genannt habe. Viele von den seitwärts in das Becken einströmenden Gewässern trugen bisher zur Nahrung des Morastes bei, da sie zum Theil auf dem ebenen Boden stagnirten und Wasser- und Moorpflanzen nährten, ehe sie mit dem Reste ihrer Gewässer die beiden natürlichen Haupt-Abzugsadern des Ganzen, den Laibach oder die Ischza, erreichten. Man ist daher darauf bedacht gewesen, alle diese Gewässer aufzufangen, bevor sie das Innere des Sumpfes erreichen, und sie unschädlich abzuführen. Zu diesem Zwecke hat man längs der Westseite des Morastes einen Canal gezogen, welcher „der Zornsche Canal" heißt, weil hier schon im vorigen Jahrhunderte ein gewisser Herr v. Zorn den Versuch machte, einen Entsumpfungsgraben anzulegen, der zwar verfiel, nun aber wieder erneuert, verbreitert und ausgetieft ist. Dieser Canal fängt alle Gewässer der Westseite auf und führt sie nach Laibach. Er ist 7000 Klafter, d. h. beinahe 2 Meilen, lang. Auf der Ostseite ist ein ähnlicher Fangcanal, der den Namen Perproschza trägt, in der Ausführung begriffen.

Jenseits der Ischza kamen wir zu dem „Carolinen-Grund", einem mit Canälen durchzogenen Terrain, auf dem wir nun hübsche Häuser und freundliche Bauerngehöfte in Mitten fruchtreicher Fluren fanden. Diese Colonisten sollen sehr arme Leutchen aus Krain gewesen sein, die man sogar zur Ansiedlung hier kaum bewegen konnte, die nun aber recht wohlhabend und zum Theil reich geworden sind.

Nach einer Darstellung oder einem Situationsplane des Laibacher Sumpfes, auf dem der Graf Hochenwart ein Bild von dem Zustande, in welchem derselbe sich im Jahre 1780 befand, entworfen hat, sah es in dieser Gegend ganz gräulich

aus; überall war die ärgste Wüstenei. In dieser Wüstenei rasteten aber auf ihren Zügen nach dem Süden Tausende von Kranichen, wilden Gänsen und andern Vögeln, welche die Wildniß belebten und die Laibacher Morast=Jagd weit und breit berühmt machten. Damit ist es, wie gesagt, nun vorbei. Die Kraniche und Gänse finden hier keinen Ruhepunkt mehr.

Wie auf unsern nördlichen Torfmooren, so ist auch auf diesem die Birke ganz einheimisch. Doch war sie vor der Entsumpfung nur krüppligen Wuchses, und wurde im Moose oft ganz erstickt. Jetzt seit der Austrocknung wächst sie schneller und höher. Wir sahen, wie in der Lüneburger Haide, ganze lange Wege mit Birken zur Seite bepflanzt.

Der Carolinen=Grund ist ein schon völlig urbar gemachter und organisirter Morastdistrict. Weiter nach Osten kamen wir aber zu einem Districte, „die Hauptmanza" genannt, der erst ganz neuerdings (im Jahre 1850) in Angriff genommen, aufgerissen und mit Straßen, einem „Secundär=Canale" und „Parcellen=Gräben" versehen worden ist. Auch hatte man bereits eine lange, breite Communications=Straße quer durchgelegt, auf der wir dahin fuhren. Solche Hauptstraßen nennen sie hier mit einem italienischen Ausdrucke „Stradons". (Ich dachte dabei an Ragusa, dessen Hauptstraße auch Stradon heißt.)

Die hier in der Hauptmanza gewonnenen, neuen 150 Joch waren in 33 Partien getheilt, und sollten jetzt verkauft oder als Wiesen verpachtet werden. Die Stradons und Canäle werden von vornherein sehr weit und groß angelegt, um späteren Entschädigungen vorzubeugen. Unser Stradon war 7 bis 8 Klafter breit. In den Gräben sah man genau die Schichtung des Morastes. Die oberste Schicht bildet eine dicht verwachsene Moosdecke von 2 Schuh Dicke. Diese Moosdecke ist zu gar Nichts nütze. Sie wird umgehauen

und verbrannt; ihre Asche dient als Dünger. Unter der Moosdecke kommt Torf bis 9 Fuß dick, und unter dem Torfe eine sehr fruchtbare Moorerde. Diese ganze Masse war sonst sehr hoch aufgeschwemmt und aufgeschwollen. Theilweise ist sie aber durch Abbrennung und in Folge der Austrocknung durch die Canäle um 7 bis 8 Fuß tiefer herabgesunken. Dieß rasche Herabsinken der Morastmassen hat stellenweise wieder allerlei Uebelstände hervorgerufen, und namentlich die Ueberschwemmung der Oberfläche wieder leichter gemacht, so daß man auch unterwärts abermals hat versuchen müssen, die Canäle und Flüsse noch ferner auszutiefen.

Den Torf des Morastes hat man früher nicht benutzt, theils weil er wegen der schwammigen Moosdecke und der Ueberschwemmungen nicht zugänglich war, theils weil man ihn als Brennmaterial verachtete, da man noch in einer Fülle von Waldholz schwelgte. Jetzt aber, da die Canäle und Gräben viel Torf ans Tageslicht gebracht haben und das Holz in Krain immer theuerer und seltener wird, hat man in Laibach und der Umgegend überall Torf zu brennen angefangen. Man verfährt jetzt den Torf des Morastes sogar schon zu einigen benachbarten Hüttenwerken, z. B. zu einem Bleischmelz-Werke, das mir genannt wurde.

Jenseits der Hauptmanza kamen wir endlich in eine Gegend noch völlig rohen und ursprünglichen Morastes, „Na mach“ (auf das Moos selbst), wie die eingeborenen Slaven sagen. Diese nennen aber auch überhaupt den ganzen Morastdistrict „Na mach“, „auf dem Moose“. — Wir gingen eine Strecke weit auf diesem Urmorast fort, auf dessen schwankender, einförmiger und dunkelgefärbter Oberfläche es eben so trostlos aussieht, wie auf dem Polarmeere. Vor uns, mitten aus dem Moraste

hervorragend, lagen ein Paar kleine, recht hübsch bewachsene Berge, der eine Gernus, der andere Babnagoriza genannt. Wir wünschten zu ihnen zu gelangen; aber man sagte uns, es sei unmöglich, weil der Morast in der Nähe dieser Berge immer weicher und gefährlicher würde. Wer hier auf dem Morast Reisen machen will, muß fliegende Brücken oder Breter mitnehmen, die man wechselsweise verschieben kann. Sonst kam man hier überall nur mit Hülfe von solchen Bretern von der Stelle.

Die Arbeiten der Ingenieure sollen auf dem Moraste nicht geringe Schwierigkeiten verursacht haben. Insbesondere soll auch die Lichtausstrahlung und die Luftbewegung über dem Moraste bei Sonnenschein fast ganz unerträglich gewesen sein. Die Ingenieure riskirten zu erblinden, und sie konnten ihre Arbeiten nur des Morgens ganz früh, fast noch in der Morgendämmerung, vornehmen. Nach 10 Uhr Morgens waren in den Sommermonaten die Arbeiten der Luft und der Lichtausstrahlung wegen ganz unmöglich. Die Ingenieure mußten daher zuweilen des Nachts auf dem Moraste campiren, um bei Zeiten zur Hand zu sein.

Man machte uns in der Hauptmanza auch auf einige der sogenannten „Seefenster" aufmerksam. Wir sahen freilich weiter Nichts, als vertiefte, mit Wasser gefüllte Stellen. Doch scheint es, daß diese Seefenster einen unterirdischen Zusammenhang mit Höhlen in dem benachbarten Gebirge haben; denn zu Zeiten treten starke Quellen aus ihnen hervor, welche die Wassermasse im Morast auf ähnliche Weise anschwellen lassen, wie dieß beim Cirknitzer See aus den dortigen Speilöchern geschieht. Ueberhaupt ist oder war das ganze Morast-Becken von Laibach in fast allen Beziehungen Nichts weiter, als ein etwas modificirter Cirknitzer See. Wie dieser ist es ein flaches, dem Karstgebirge eingesenktes Becken. Wie bei diesem fließen seine Hauptgewässer aus

Höhlen zur Seite hervor, andere Gewässer aber theils aus gewöhnlichen Bächen, theils aus Löchern im Becken-Boden (Speilöchern, Seefenstern). Wie bei diesem bot auch der Morast zu Zeiten den Anblick eines Sees, zu Zeiten den einer wasserlosen Oberfläche dar, und wie bei diesem verkehrten die Fischer und Schiffer abwechselnd mit den Jägern und Heumachern auf dem veränderlichen Terrain.

Bei jenen Seefenstern war volle Nacht über uns hereingebrochen, und wir kehrten daher nach Laibach unter Gesprächen zurück, die das Herz beglückten, weil sie sich alle auf einen erfreulichen Fortschritt des Zustandes der Menschen in diesem Lande bezogen. Nicht wenig interessant waren mir dabei auch die Bemerkungen, welche meine Freunde in Bezug auf die moralischen Folgen und Einwirkungen der Entsumpfung auf die Bevölkerung Laibachs und der Umgegend machten. Die Leute sind überhaupt seit dem Siege über ihren Sumpf viel rühriger und speculativer geworden. Dieser Sumpf lag ihnen Jahrhunderte lang, so zu sagen, wie ein Alp auf der Seele. Dasselbe ist bei allen Dorfbewohnern umher zu bemerken. Es sind seit der Entsumpfung gar mancherlei Etablissements in der Gegend begründet worden, wenn auch die meisten auf den ersten Blick in gar keiner directen Verbindung mit derselben zu stehen scheinen.

Auch dadurch, daß die Entsumpfung die Rechtsverhältnisse der Gemeinden änderte, ist ein viel rührigerer Geist herbeigeführt worden. Ehemals hatten die Gemeinden große, gemeinschaftliche Besitzungen, Hut-Gerechtigkeiten und dergleichen, und diese Communal-Gerechtigkeiten waren sowol der Entsumpfung selbst, als auch anderen Verbesserungen sehr entgegen. Sie wurden 1825 aufgehoben, und Jeder wurde Privat-Eigenthümer einer Parcelle des Sumpfes, was natürlich den Fortschritt vielfach förderte.

Selbst durch seine physischen Eigenschaften drückte der

Morast, wie ein Alp, auf den Geist der Umwohner. Die Nebel von Laibach waren ehemals berüchtigt. Sie lagen von Mitte October bis in den April über der Stadt. Im Winter wichen sie oft erst gegen Mittag, und ließen das Himmelslicht einige Zeit sehen; oft aber sah man Tage lang die Sonne gar nicht. Dazu hatten diese Laibacher Nebel einen sehr übeln Geruch von der faulen Luft, die sich über dem Morast entwickelte. In Folge der Art und Weise und des geringen Grades der dynamischen Spannung dieser Morastatmosphäre war besonders in den heißen Monaten die Luft in Laibach sehr matt, schwer und träge. Man behauptet, daß sie auf das Unterleib- und das Gangliensystem der Bevölkerung sehr schlecht eingewirkt habe. „Das ganze Volk," so sagte man mir, „war matt und kein rechtes, frisches Leben in ihm." — Dieß Alles nun hat sich seit der Entsumpfung sehr merklich, ja auffallend gebessert, und wird sich in Zukunft wol noch mehr bessern, da nun die Eisenbahn-Verwaltung als eine Hauptinteressentin den fortgesetzten Entsumpfungs-Arbeiten sich angeschlossen hat.

Ich war begierig, auch einige der Seiten-Höhlen des Morastbeckens zu besuchen, aus denen seine Flüsse hervorquellen, und namentlich die berühmten Höhlen-Quellen des Laibach-Flusses. Ich fuhr daher am andern Tage nach Oberlaibach zurück, in dessen Nähe sie sich befinden. Oberlaibach liegt am südwestlichen Ende des Moorbeckens, drei Meilen von Laibach entfernt, am Rande der Höhe, wo die Straße nach Triest sich auf den Karst oder die julischen Alpen zu heben beginnt. Die Chaussee, die dahin führt, läuft immer am Westrande des Morastes hin, dessen ehemals grauenhafte Fläche nun zum Theil schon so lieblich anzuschauen ist, wie eine holländische Niederung.

Der Zufall verschaffte mir einen höchst originellen

Menschen als Führer zu den Höhlen und Quellen des Laibachs, die etwas seitwärts von Oberlaibach in einem ganz reizenden Verstecke liegen. Es giebt ihrer zwei, die „Mala Lublanza“ und die „Velika Lublanza“ (den kleinen und großen Laibach). Mein guter Mann sah anfangs sehr wenig versprechend aus, und da er von vornherein anfing, langsam zu gehen, zu hinken und zu humpeln, so war ich unzufrieden und unfreundlich mit ihm, und trieb ihn an. „Ja, ja, laufen Sie nur, mein Herr. Früher konnte ich auch so laufen. Aber ich bin ein alter Invalide, der vom Kaiser vier Kreuzer täglich bekommt. Und nun hat mir noch dazu vor einiger Zeit ein Pferd das Bein zerschlagen. Seitdem will's gar nicht mehr fort.“ Dieß sagte er stillstehend, auf seinen Stab gelehnt und halb außer Athem, weil er, einem Treibenden und Unwilligen nachzukommen, sein Aeußerstes gethan hatte. Mein Unwille war nun natürlich sogleich vor dem Mitleiden mit dem armen Manne geschwunden. Ich gab ihm einen Stock, der zum Stützen geeigneter war, als der seinige, und ging nun geduldig neben ihm her, half ihm auch über die Gräben, wo er nicht fortkonnte. Und von nun an waren wir die besten Freunde. Dieser alte, redselige und phantasievolle Invalid hat mir auf den Winkel bei Oberlaibach einen eben so hellen und lieblichen Erinnerungsschimmer geworfen, wie das schöne Wetter, das wir bei unserer Excursion genossen.

Man geht über schöne Wiesen und Fluren und zwischen den Häusern eines freundlichen Dorfes, wie deren sich überall an dem schon etwas hügligen Rande des Morastes finden, bis in den Winkel hinein, wo gleich unter den schroffen Felsen die starken Quellen des Stromes hervorsprudeln. Bei der großen Lublanza sind es wieder zwei Quellen, in der Mitte eine breite, welche die hauptsächlichste zu sein scheint, und auf der Seite eine weit schmälere, welche aber

außerordentlich schnell und, wie mein Begleiter mir sagte, stets gleich stark fließt, daher auch in der That dem Laibach mehr Wasser zuführt, als irgend eine andere Quelle. Das Volk nennt deßhalb diese kleinere und unscheinbarere Quelle „den großen Matschinik", die breitere und scheinbar mächtigere aber „den kleinen Matschinik".

An den Felsen, welche die Quellen umgeben, hängen viel schöne, malerische Gebüsche und Schlingpflanzen herunter. In dem Busen, den sie bilden, liegt eine große Holzsäge-Mühle. Es ist ein stiller, hübscher Ort, der mich an das Ombla-Thal bei Ragusa und an ähnliche Scenen, von denen auch die Quellen anderer Höhlenflüsse umgeben sind, erinnerte. Im Frühlinge soll hier ein Lieblings-Aufenthalt der Nachtigallen sein. Auch wohnt der Schuhu in den Felsen dieser Quellenschluchten. Eine Reise rund um den hübschen Rand des ganzen Laibacher Morastes herum mag ihre nicht geringen Reize haben. Als dritte Laibach-Quelle setzt man den vorher genannten die sogenannte „Lubia" zur Seite, ein Flüßchen, das ebenfalls einer Höhle in der Nachbarschaft entquillt, und da die mittlere oder die große Lublanza sich wieder in zwei Quellen spaltet, so müßte man eigentlich vier Quellen annehmen.

Wie bei der Ombla, wie bei dem Timavo bei Triest, so gehen auch hier die Schiffe fast bis in das Maul der Urne hinein, aus welcher die Nymphen das Wasser ergießen. Ein großer Theil der Triestiner Waaren wird bei Oberlaibach aus den Wagen ausgeladen, und auf Schiffen nach Laibach geschafft. Wenn man an die Schwerfälligkeit des gewöhnlichen, großen deutschen Frachtverkehrs denkt, so wird man anfangs gar nicht begreifen können, daß sich eine solche umständliche Umladung wegen eines kleinen Flußlaufs von kaum drei Meilen Länge lohnt. Wenn man aber bedenkt, was ich oben über das Schlitteln von Station zu Station sagte, so wird man

dieß begreiflicher finden. Von den kleinen Wagen sind die Waaren in Oberlaibach schnell auf die Schiffe gebracht, welche eben so schnell, wie die kleinen Schlittelwagen, aber natürlich noch zu weit geringerem Preise, tagtäglich zwischen Laibach und Oberlaibach hin- und herfahren. Es scheint, daß die Weise uralt ist; denn schon die Römer hatten hier in Oberlaibach einen Handelsplatz, und nannten ihn, wie den Fluß, Nauportus, was man fast mit „Schiffshafen" zu übersetzen geneigt sein sollte.

Gleich seitwärts bei Oberlaibach liegt ein Berg, unter dem ebenfalls mehrere kleine Quellen hervorkommen, und dessen niedrigen Gipfel die heilige Dreifaltigkeits-Kirche krönt. Auch diese Kirche besuchte ich mit meinem Invaliden, der mir sagte, daß sie daselbst gebaut worden sei, weil „ein kleiner Bub" — „so an kloaner Bub," sagte er, indem er mit der Hand dicht auf den Boden wies — geträumt habe, daß sie dort oben auf dem Berge gebaut werden müsse. — Man ging hinauf auf den Berg, und fand überall den Plan der Kirche, sowie die Linien, auf denen ihre Mauern stehen sollten, durch kleine Löcher, die wie punktirte Linien in Reihen hinliefen, bezeichnet; aus jedem dieser Löcher kam eine klare Quelle hervor. Als man die Mauern darauf gesetzt hatte, verschwanden zwar diese Quellen; aber es blieb mitten in dem Ostende der Kirche ein großes, mit Wasser gefülltes Loch, das man nicht ausfüllen konnte oder nicht ausfüllen wollte. Ueber dieser Wasserhöhle hat man einen eisernen Rost gebaut und darauf den Altar gesetzt. Neben dem Altar befindet sich eine eiserne Platte, die man aufheben kann, um in das Wasserloch hinabzublicken. Wenn diese Platte beim Altare schwitzt, so wird es nach zwei Tagen regnen. Aber man kann auch, ohne die Platte abzuheben, wenn es still in der Kirche ist, das Rauschen des Wassers hören. „Zuweilen, wenn das Wasser nicht kocht, hört man auch das Plätschern

der Fische unter dem Altare. Ueberhaupt muß der ganze Heiligen-Geistkirchen-Berg voll Fische stecken; denn alle Quellen, die unten aus ihm herauskommen, bringen Fische mit." — Der größte Theil dieser Erzählung meines Invaliden ist nur eine Sage oder Dichtung, doch eine Sage, die das Volk hier ziemlich allgemein zu glauben scheint. Auch eine schöne Oberlaibacherin versicherte mir, sie habe einmal den Kopf hart an den Fußboden der Kirche gelegt, und dabei, wenn auch nicht die Fische, doch das Wasser unter dem Altare rauschen hören. Jedenfalls war es mir merkwürdig, daß das Höhlenwasser dieses Karstlandes also selbst bis in die Träume, Sagen und Kirchen bei den hiesigen Leuten heraufdringt, und bei denselben eine Rolle spielt.

Uebrigens hat jene Oberlaibacher Kirche eine reizende Lage. Eine freie Hügelwiese ringsumher, ein Kranz kleiner Capellen und uralter, schöner Linden um das alte Gotteshaus herum, dazu eine schöne Aussicht auf das ganze weite Morastbecken nach Osten erfreuen das Auge.

5. Idria und sein Quecksilberbergwerk.

Ich fuhr von Laibach wieder längs der Sümpfe nach Oberlaibach und von da das Gebirge hinauf und quer durch dasselbe hindurch nach Nordwesten, um dasjenige Versteck zu erreichen, in welchem die Natur jene wunderbaren und werthvollen Tropfen deponirt hat, die in dem berühmten Quecksilberbergwerke von Idria zu Tage geschafft werden.

Der Weg, eine in diesem Jahrhunderte angelegte Chaussee, die Idria mit Laibach und dem großen Wiener Straßenzuge in Verbindung setzt, führt mitten durch ein Labyrinth von Höhlen, Thälern und trichterförmigen Bodeneinsenkungen hin, deren Grundformen noch ganz denen

des Karsts und der julischen Alpen gleichen, von welchen letzteren auch dieses Labyrinth ein Abschnitt ist. Man sieht hier überall dieselben Trichter, wie auf dem Karst; auch giebt es hier noch überall Höhlen und aus Höhlen hervortretende, sowie in Felslöcher sich verlaufende Flüsse. Ich besah unterweges zwei derselben, vor denen die Landeskinder eben so, wie vor denen am Cirknitzer-See, starke Holzrechen eingerammt hatten, um die unterirdischen Canäle vor Verstopfung zu bewahren. Es ist mit einem Worte dasselbe Knochen- oder Felsgerippe; nur ist die Bekleidung auf dieser Nordseite allerdings eine andere. Die Thäler waren überall voll schöner Wiesen und Gebüsche; auch Bäume und Waldung waren häufig. Man steigt bis kurz vor Idria immer höher aufwärts. Zuweilen fuhren wir halbe Stunden lang auf schmalen, langgestreckten Felsenrücken hin, welche die Chausseebauer gleichsam als hohe Dämme benutzt haben, um das Nieder- und Aufsteigen in den zur Seite liegenden Tiefen zu vermeiden und direct zu den Idria umgebenden Höhlen zu gelangen.

Von diesen Rücken bieten sich die reizendsten Fernsichten dar, zur Linken über die Vorthäler hinweg zu den Wildnissen des nahen Birnbaumer Waldes und zur Rechten über das Save-Thal hinweg zu den imponirenden Höhen der Krain und Kärnthen trennenden Kette der Steiner Alpen.

Nach 7 Stunden fleißiger Ermunterung des kleinen Laibacher Einspänners kommt man endlich auf dem Rande der besagten Höhen an und schaut dann auf einmal in den merkwürdigen Kessel hinab, aus dessen tiefster Mitte die freundlichen, zinnoberrothschimmernden Dächer von Idria herabwinken. Es ist ein reizender Blick in diesen Kessel hinab, und offenbar ist, daß die Natur hier für die Erzeugung oder Bergung eines so besondern Metalls, wie das Quecksilber ist, auch ganz besondere Veranstaltungen

getroffen hat. Es ist einer der schönsten und größten Kessel, die man in dem ganzen Gebiete der julischen Alpen findet. Manche glauben, er sei ebenso, wie die anderen Karsttrichter, durch einen Einsturz kolossaler, unterirdischer Höhlenräume und durch ein Nachfallen der Gebirgswände entstanden. Er hat mehrere Stunden im Umkreise, und nach allen Seiten hin sieht man die gigantischen Gebirgsabhänge mit gleich hohen Häuptern sich erheben und gleichmäßig mit schönen Wiesen und Waldabhängen zur Tiefe abfallen. Auf einem Zickzackwege, der über eine Stunde lang abwärts führt, läßt man sich von Stufe zu Stufe herunter; einen ebensolchen Zickzackweg sieht man auf der entgegengesetzten Seite sich aufwärts schlängeln. Er führt von Idria ins Vippacher Thal und von da direct nach Triest. Dieser directe Verbindungsweg zwischen Idria und dem Meere ist ein erst in der allerneuesten Zeit geschaffenes Werk. Ein dritter Weg geht gleichfalls aus der Tiefe im Zickzack an den Trichterwänden hinauf durch das Layrach-Thal nach Krainburg, Oberkrain und weiter hin nach Kärnthen. Zum Isonzo-Thale aber, wohin die Gewässer dieses Kessels durchbrechend abfließen, zieht sich nur ein gewöhnlicher Gebirgspfad abwärts. Der Idriza-Bach, der in dem Kessel von Idria entsteht, gehört zwar zum hydrographischen Systeme des Isonzo; nichtsdestoweniger aber ist in Bezug auf commerciellen und politischen Verkehr dieser Kessel stets vom Isonzo-Lande ganz getrennt gewesen. Die Gebirge, die ihn vom Unterlande abschließen, und welche die Idriza in einer engen Schlucht durchbrochen hat, sind außerordentlich hoch, und haben stets die westliche Gränze des Landes Krain gebildet, zu welchem dieses Quellenbassin von jeher gehört hat *).

---

*) Früher hat man den Namen Idria auch Hydria geschrieben; Einige glauben deßhalb, weil er von dem griechischen Worte ὕδωρ

Die Gebäude des weitläufigen Marktfleckens Idria mitten in jenen großartigen und malerischen Gras-, Berg-und Wald-Wildnissen gewähren einen äußerst freundlichen Anblick. Alles ringsumher ist mit schönen Wiesenteppichen austapezirt, und hie und da auf den anmuthigen Vorsprüngen der Berge liegen Capellen und Wallfahrts-Orte der Bergleute. — Man hat in der letzteren Zeit einige große Panoramen und Gemälde von dem Idrianer Kessel entworfen. Ich hatte dieselben schon gesehen. Sie hatten meine Erwartungen im Vora ushoch gespannt; doch fand ich dieselben durch die Wirklichkeit noch bedeutend übertroffen. Hätte ich diese Gegend schon vor 400 Jahren besucht, so hätte ich in ihr von vornherein, wenn auch gerade nicht Quecksilber, doch irgend etwas ganz Absonderliches zu finden vermuthet. Mich wundert nur, daß die Römer hier gar Nichts gewittert haben. — Wie die meisten Bergwerksentdeckungen der Welt, so steigt auch die Geschichte der Schachte von Idria bis zu einem Zufalle und zu einem Bäuerlein hinauf, das die erste Kunde von den Naturschätzen in die Welt gebracht hat. Erst vor kaum 350 Jahren — „im Jahre 1497 nämlich ist dieses Bergwerk, woselbst sonst nur ein wildes Thal gewest, ganz von ungefähr von einem Bauer erfunden, als derselbe daselbst unter ein Bächlein etliche Schäffer (Kübel) gesetzt.“ Er hatte sich diese Schäffer neu geschnitzt und wollte sie mit Wasser füllen. Als er sie auf den Markt bringen und zuvor das Wasser ausgießen wollte, fand er eine schwere, silberblinkende, flüssige Masse auf dem Boden. „Wiewol er an-

(Wasser) abzuleiten sei, wovon der Fluß Idriza zuerst seinen Namen erhalten habe, und darnach erst die Stadt den ihrigen. Andere bringen die Namen Idria und Isonzo etymologisch mit dem Namen Adria oder Jadera zusammen, der mehreren Städten und Gebirgen in der Umgegend des adriatischen Meeres gegeben wurde.

fänglich nicht verstanden, was das wäre, so er angetroffen, so hat er doch Etwas davon in einen Krug eingefaßt, und zu einem Goldschmied getragen, um von demselben zu erforschen, was es wol für eine Materie sein möchte, wobei er aber den Ort der Erfindung nicht anzeigen wollen; bis ihm endlich ein Landsknecht, Namens Anderlein, auf der Straße begegnet, und ihn gebeten, er möchte ihm doch sagen, wo er das Metall erlangt, das er dem Goldschmied verkauft habe, indem er ihm dann durch Versprechung einer guten Verehrung solche reiche Heimlichkeit abgelocket habe. Derselbige kleine Anderlein ist dadurch bald ein großer Ander, nämlich ein wohlhabender Mann, geworden, weil er hierauf mehrere vermögliche Leute an sich gezogen, welche mit ihm eine Gewerkschaft errichtet und das Bergwerk zu bauen angefangen haben."

Diese erste Idrianer Gewerkschaft arbeitete aus der von dem Bauer angewiesenen Gegend 7 Jahre lang so viel gediegenes Quecksilber hervor, als sie finden konnte. Dann verkaufte sie aber den ganzen Bau mit allen daran erworbenen Gerechtigkeiten an eine andere Gewerkschaft, entweder weil sie reich genug geworden war, oder weil sie kein gediegenes Quecksilber mehr fand, und die Erze, in denen es sonst noch versteckt war, nicht auszubeuten verstand. Die neue Compagnie, bei der sich Goldschmiede aus Salzburg und Augsburg betheiligten, arbeitete hier nun seit dem Jahre 1506 mit gutem Erfolg, und die Quecksilberquellen von Idria fingen an, die Begierde der benachbarten Venetianer rege zu machen. Diese kamen im Jahre 1510 vom Isonzo-Thale aus mit bewaffneter Hand, verdrängten die deutsche Gewerkschaft, und nahmen das Bergwerk für sich in Besitz*). Im folgenden

*) Die Venetianer hatten damals auch Triest besetzt, und schienen das ganze Friaul, sowie einen Theil von Krain, für sich erobern zu wollen.

Jahre aber schickte der deutsche Kaiser Maximilian I. ein Paar Hauptleute mit Mannschaft in den Wald von Idria, ließ die Venetianer vertreiben, und gab das Bergwerk seinen rechtmäßigen Besitzern zurück. — Diese, d. h. also die zweite Gewerkschaft nebst ihren Erben und neuen Verbündeten, genossen die Früchte ihrer Arbeit bis zum Jahre 1578, in welchem der Herzog Karl von Oestreich seinen Abgeordneten Franz Kißling hinschickte, um das Bergwerk mit allen Rechten zu übernehmen und es den landesherrlichen Besitzungen einzuverleiben. Seit der Zeit ist Idria stets landesfürstlich geblieben, und auch immer zweckmäßiger ausgebeutet worden. Das Bergwerk und die ganze damit verbundene Umgegend wurde zu einem Kammergute erhoben, dessen Vorsteher gewissermaßen ein landesherrlicher Statthalter war, der nicht nur die Führung der Bergwerksarbeiten zu leiten hatte, sondern auch die Oberaufsicht über die Waldungen, die Flußläufe und den Ackerbau, ferner die Polizei des Orts, die Patrimonial-Gerichtsbarkeit und früher sogar auch das Schwertrecht übte. Die Wälder sind natürlich dem Bergwerke sehr nöthig, und ihre Bewirthschaftungsweise muß ganz von dem Bergwerksvorsteher regulirt werden. Ebenso sind die Wasserläufe von Nöthen. Mit einem Worte, der ganze große Bergkessel von Idria muß in Bezug auf den Hauptzweck des Ganzen organisirt werden, und in dem Bergwerksvorsteher müssen sich daher außerordentliche Gewalten vereinigen. Er hat der Minen wegen gleichsam die ganze Oberherrschaft über diese Gegend, sowie der Rector der Universität Oxford auch gewissermaßen der Studien wegen der politische Herr dieser Stadt und ihrer Umgegend ist. Wie wichtig es z. B. ehemals war, daß die Bergwerksvorsteher auch das Schwertrecht hatten und zum Tode verurtheilen konnten, zeigt sich darin, daß die Leute an der krainer Gränze im Isonzo-Thale, wenn sie auch nicht, wie die Venetianer, mit Gewalt nach Idria kamen, doch häu-

fig hier im Geheimen das Erz gruben, zusammenscharrten und über die Gränze brachten. Außerhalb Krain wurden diese Erzdiebe nie zur Rechenschaft gezogen. Der Bergwerkshauptmann konnte aber im Nothfalle, wenn er sie ertappte, von seinem Schwertrechte Gebrauch machen. Das Bergamt hatte alle Rechte eines Ritterguts: Wirthshaus-, Schank-, Mühlen-Gerechtigkeit, Patronatsrecht bei der Kirche 2c. Die neuesten Umwälzungen seit 1848 haben aber natürlich Manches in der Stellung des Bergwerks und in seinen Gerechtsamen als Kammergut oder juristische Corporation geändert.

Viel interessanter aber, als diese äußere Geschichte des Bergwerks, wäre seine innere, wenn Jemand sie schreiben könnte: die Darstellung der verschiedenen Verbesserungen in dem Verfahren bei der Gewinnung und Läuterung der Metalle; die Geschichte dieses Labyrinths von Stollen und Schachten, mit dem der ganze Boden unter Idria unterminirt ist, und das bald nach diesem, bald nach einem anderen Systeme ausgesponnen wurde; endlich auch die Geschichte der Oefen und Retorten, die stets umgestaltet wurden. Im Ganzen kann man sagen, daß erst in neuester Zeit, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, Alles auf den vollkommenen Fuß gekommen sei, auf welchem es sich jetzt befindet. Man erschrickt, wenn man die Beschreibung der Verfahrungsweise liest, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts hier herrschte, und welche im Jahre 1779 Haquet in seinem bekannten Werke über die Oryktographie Krains beschrieben hat. Dieser Autor sagt, daß allein bei dem Brennen der Metalle circa 7 Procent Quecksilber in Rauch aufgingen, also, da man damals etwa 3000 Centner Metall erzeugte, jährlich vielleicht 21,000 Pfd. Da mag im Laufe der Zeiten manche schöne Million verdampft sein. Bei dem jetzigen Processe beträgt der

Verlust kaum 1 Procent. Bekanntlich giebt es außer Idria nur noch ein einziges großes Quecksilberbergwerk in Europa, nämlich das von Almaden in Spanien. Die Quecksilberbergwerke in Tyrol, Böhmen ꝛc. sind sehr unbedeutend, und in einigen andern Bergwerken, z. B. in den Silberminen von Zweibrücken, wird das Quecksilber nur gelegentlich und in sehr geringen Quantitäten gewonnen. Dieser Mangel an Concurrenz mag zum Theil bewirkt haben, daß man mit dem Quecksilber-Bereitungs-Processe nur langsam fortschritt. Mit Spanien scheint man von Idria aus immer in einiger Beziehung und Wechselwirkung gestanden zu haben. Wenigstens hatten deutsche Herren (die Fugger) bis zum Jahre 1645 die spanischen Quecksilbergruben in Pacht, und beschäftigten dort auch deutsche Arbeiter. Seit diesem Jahre zogen sie sich aber von da zurück. Die deutschen Arbeiter mögen den Spaniern Manches gelehrt haben, wie umgekehr. nachher die Spanier den Deutschen. Im Jahre 1750 gab man in Idria den alten Brennproceß der Metalle auf, und baute sogenannte „spanische Oefen", die von dem Spanier Bustamente erfunden worden waren. Ebenso befolgt man auch jetzt in Idria eine gewisse Verpackungsweise des Metalls, die man die „spanische oder castilianische" nennt, freilich neben einer andern Verpackungsweise, welche die „deutsche" heißt. Uebrigens waren diese Wechselwirkungen und Beziehungen zwischen Idria und Almaden nie so innig, wie man wol hätte vermuthen sollen, da diese beiden Orte die einzigen ihrer Art, so zu sagen, in der Welt waren, die sich billiger Weise immer ihre gegenseitigen Entdeckungen und Verfahrungsarten des gemeinschaftlichen Vortheils wegen hätten mittheilen sollen. Ich erwartete, den Berghauptmann von Idria mit dem von Almaden in intimer Correspondenz und beständigem Ideen-

austausche zu finden. Darin sah ich mich aber getäuscht. Selbst jene spanischen Oefen, die man, wie gesagt, 1750 in Idria annahm, lernte man erst 100 Jahre nach ihrer Erfindung dadurch kennen, daß ein französischer Akademiker eine Beschreibung von ihnen veröffentlichte. — In innigster Verbindung war man mit Spanien von 1786 bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, jedoch nicht sowol zum Zweck des Austausches gegenseitiger Verbesserungen, als vielmehr zur Erlangung des Productes. Da die Spanier in ihren amerikanischen Bergwerken viel Quecksilber verbrauchten, zu jener Zeit aber in Folge großer Unglücksfälle in ihren Gruben wenig erzeugten, so schlossen sie mit Oestreich einen Vertrag, nach welchem ihnen jährlich eine gewisse, sehr bedeutende Quantität Quecksilber geliefert werden mußte. Auf Veranlassung dieses Vertrages, der 10 bis 12 Jahre in Gültigkeit blieb, erzeugte man daher am Ende des vorigen Jahrhunderts jährlich 12,000 Centner Quecksilber, etwa 3 Mal so viel, als man früher hervorbrachte, und als man auch jetzt wieder producirt. Man kann sich denken, daß bei einer so außerordentlichen Steigerung der Erzeugung die Kräfte überspannt wurden, daß das Vorhandene nicht gehörig ausgenutzt werden konnte, und daß in den Schachten viel sogenannter Raubbau betrieben werden mußte. — Die französische Zeit, welche dieser unheilvoll wirkenden „Periode des spanischen Vertrages“ bald folgte, soll dagegen sehr vortheilhaft gewirkt haben. Die Franzosen, als sie sich in Besitz Illyriens, folglich auch Idria's setzten, nahmen zwar die ganzen vorgefundenen und aufgehäuften Quecksilbervorräthe auf einmal weg und führten sie nach Frankreich (man sagt, es seien 19,000 Centner reines Quecksilber gewesen); dazu eine ebenfalls sehr bedeutende Quantität Zinnober. Da damals der Centner Quecksilber etwa einen Preis von 100 Gulden hatte, so war jene Metallmasse

fast 2 Millionen werth. Allein nachher war die französische Verwaltung des Bergwerks selbst sehr heilsam. Sie dauerte von 1809 bis 1813. Die Franzosen, sagte man mir, hätten so vernünftig gewirthschaftet, daß sie offenbar gehofft haben müßten, Idria nicht so bald wieder zu verlieren, und sich hier für längere Zeit etabliren zu können*). Sie trieben keinen Raubbau. Sie führten manche Reformen rasch und energisch ein, während früher in der öſtreichischen Zeit die Vorschläge zu solchen Reformen oft gar zu lange geprüft worden waren. Manche ihrer Einrichtungen wirken noch jetzt heilsam nach. Allerdings sind aber doch erst in der allerneuesten Zeit die besten Processe und Verfahrungsarten eingeführt werden. Namentlich bezeichnete man mir das Jahr 1846 als eines, in welchem für Idria eine ganz „neue Aera" begonnen habe. In diesem Jahre entstand und wüthete ein großer Brand in den Gruben. Man war genöthigt, um den Brand zu löschen, einen Theil der Schachte und Stollen unter Wasser zu setzen; manche Gänge wurden dabei gänzlich zerstört und mußten renovirt werden, wobei man dann völlig andere und bessere Constructionen in Ausführung brachte. Einen Theil der im Wasser ertränkten Schachte pumpte man gar nicht wieder aus, weil man es zweckmäßiger fand, statt ihrer neue anzulegen. Das Jahr 1846 mag daher durch dieses Unglück die Veranlassung zu manchen Neuerungen gegeben haben. Vielleicht sind aber auch andere mir unbekannt gebliebene Umstände gleichzeitig förderſam hinzugetreten.

*) Vielleicht dachten die Franzosen auch wiederzukommen. Wenigstens deutet darauf der Umstand hin, daß sie bei ihrem Abzuge das ganze Archiv von Idria mit sich nahmen. Man sagte mir in Idria, man habe das Archiv aus Frankreich nicht wieder zurückbekommen; man wisse auch nicht, wo es jetzt stecke.

Der interessanten Anschauungen, deren man in Idria theilhaftig werden kann, sind in der Hauptsache vier: zuerst die Gewinnung des Erzes unter der Erde, wozu man in einen der Schachte einfahren muß; — alsdann die Läuterung der Erze und die Herstellung des reinen Metalls in den Oefen; — drittens die Verarbeitung des Quecksilbers in der Zinnoberfabrik, und viertens die Magazinirung, Verpackung und Versendung der gewonnenen Hüttenproducte, welche innerhalb der Mauern des alten Schlosses von Idria geschieht.

Ich hatte mir für den andern Tag einen der Gruben-Inspectoren erbeten, der mich in die unterirdische Welt hinabgeleiten sollte, und der gute Mann holte mich schon um 6 Uhr Morgens ab. Es war zwar noch finster, aber für einen Bergwerksbesuch ist der Stand der Sonne ziemlich gleichgültig. Auch war es ein kalter, rauher und nebliger Herbstmorgen. Doch auch dieß ist für die Idrianer Schachte unerheblich; denn in ihnen herrscht eine immer gleichmäßige, milde und warme, ja zum Theil fast schwüle Temperatur.

In einem sehr gemächlichen Raume, dem Zimmer zum Aus- und Ankleiden, zum Anzünden der Lichter, und dem Sprechsaale, in welchem die Grubenarbeiter ihre Aufträge empfangen und zugleich ihr Gebet verrichten, machten wir uns reisefertig, stiegen zunächst in den sogenannten „Antoni-Einfahrtsstollen" hinab, und wanderten dann in einem Labyrinthe von anderen Stollen, Schachten, Treppen, Gängen, „Verhauen", „Rollen" 2c. auf und ab. Es war gerade ein Sonntag und dieß ganze Labyrinth daher leer. Mein Führer und ich waren zur Zeit fast die einzigen lebenden Wesen dort unten. Nur einmal stießen wir auf einen der Feuerwächter, die man seit dem vorletzten großen Grubenbrande hier angestellt hat, um das Ganze zu überwachen. Dieser armen Leutchen sind nur zwei, die den ganzen Sonn-

tag mit ihren Laternen in den Gängen herumspazieren müssen.

Wir kamen zuerst durch die Dammerde, welche im Thale hoch auf dem erzhaltigen Schiefer aufgehäuft ist; dann alsbald durch eine gediegenes Quecksilber enthaltende Thonschieferschicht. Sie nennen dieselbe hier kurz „den Silberschiefer", wie denn das Quecksilber in Idria immer bloß „Silber" genannt wird. Da sie hier keine andere Gattung Silber haben, als das lebendige, flüssige, so ist der specificirende Zusatz „Queck" überflüssig. In den Zweibrückischen Bergwerken, wo Mercur und Luna sich vereinen, wird dieß anders sein.

Solches gediegene, flüssige Silber giebt es indeß nur wenig in dem Bergwerke, und mit „Häfen" kann man es nirgends mehr aus den Quellen schöpfen, wie jene ersten Entdecker von Idria es thaten. — Doch sitzt es in dem Thonschiefer streckenweise in lauter feinen Kügelchen vertheilt, die meistens so klein sind, daß man sie kaum mit blosem Auge unterscheiden kann. Wenn sie aber die Erze herauspochen, so fallen immer viele dieser kleinen Tröpfchen ab, und sammeln sich dann am Boden zu größeren Tropfen oder kleinen Tümpeln, die vorsichtig aufgesammelt und in kleinen Gefäßen oder Ledersäcken hinaustransportirt werden. Auch in den Kübeln, in denen die gediegene Tropfen enthaltenden Erze hinaufgeschafft werden, sammelt sich mit der Zeit immer etwas Flüssigkeit, die aus dem Erze herabfällt, und die dann auch gleich fertig in die Magazine geschafft werden kann. Im Ganzen ist des so als reine und fertige Gottesgabe gewährten Metalls wenig; doch ist zuweilen die Ausbeute dieses in den Gruben geschöpften, reinen „Jungfern-Quecksilbers" auf 100 Centner im Jahre gestiegen. Die Thonschiefererze, welche das Quecksilber in tropfbarem, reinen Zustande enthalten, brauchen blos gepocht

und geschlämmt, aber keiner Ofenhitze und Sublimirung unterworfen zu werden.

Das reine, flüssige Jungfern-Quecksilber findet sich vorzugsweise in den oberen Schichten des Bergwerks, was sehr natürlich ist, da es nur durch Ausdünstung der unteren Erzschichten, deren Dämpfe in die Thonschiefermasse eindrangen, und in ihren Zwischenräumen sublimirtes Quecksilber niederschlugen, hinaufgekommen ist. Daß dem so sei, nimmt man besonders daraus ab, daß die Reichhaltigkeit des Thonschieferlagers an Tropfen sich ganz nach dem „Adel" der Lager, die darunter liegen, richtet. Auf der Stelle, wo das Erzlager unten sehr viel „Adel" hat, da ist auch der Silberschiefer sehr tropfenreich, und umgekehrt. — Das Wort „Adel" ist hier in Idria ein rechtes Lieblingswort. Sie gebrauchen es nicht blos als Eigenschaft für das Erz, sondern auch zur Bezeichnung des Erzes selbst. So z. B. sprechen sie so: „Die Franzosen haben den größten Adel, d. h. die edelsten Erze, aus dem Bergwerk genommen."

Der größte Theil des Quecksilbers kommt, wie gesagt, mit dem Gestein in chemischer Verbindung vor, wobei sowol die Grade der Reichhaltigkeit, als die Formen und inneren Structuren der Erzstufen äußerst mannigfaltig sind. Die vornehmsten Formen sah ich an Ort und Stelle, und nahm mir auch eine kleine Sammlung derselben von Idria mit. Die Leute haben ein Paar Dutzend fest ausgeprägter Namen dafür, und bei den gelehrten Schriftstellern über Idria findet man wol hundert verschiedene lateinische Benennungen für die einzelnen Erzgattungen, von denen aber oft noch schwerer, als von Blumen und Thieren, zu sagen ist, ob sie wirklich eine besondere Gattung für sich ausmachen, oder nicht. — Das edelste aller Metalle von Idria hat eine nierenförmige Structur und eine sehr schöne, rabenschwarze Farbe. Ueberhaupt herrscht die schwarze Farbe

bei allen diesen Quecksilber-Erzen vor. In fast allen Verbindungen mit anderen Stoffen erscheint Quecksilber zunächst schwarz; doch giebt es auch hie und da, wo die Natur die Verbindung des Quecksilbers mit Schwefel zu Stande gebracht hat, einen zinnoberfarbigen Anflug.

Wir bereisten zunächst blos das sogenannte „Agazi-Feld". Es ist dieß die erste Hauptetage des Idrianer Bergwerks. Von da kamen wir ins „Florianer-Feld", und dann in das dritte oder sogenannte „Mittel-Feld, das auch „die Mitteltaufe" heißt. In diesem befanden wir uns etwa 80 Klafter tief unter der Oberfläche. — „Felder" nennen sie hier sehr bezeichnend gewisse große Abtheilungen des Bergwerks, die über einander liegen, von denen ich aber nicht weiß, ob sie in ihren Gränzen durch irgend ein Naturverhältniß bestimmt, oder ob sie aus dem abschnittsweise geschehenen Umsichgreifen der Bergwerks-Arbeiten hervorgegangen sind. — Jedem Felde präsidirt gewöhnlich der Name eines Heiligen. Das Agazi-Feld birgt die ältesten Traditionen des ganzen Werks. Es wurde so genannt, weil im Jahre 1497 am heiligen Agazi-Tage das erste Erz herausgegraben wurde. — Gewisse andere, minder große Partien, als es die Felder sind, wurden nach verdienten und angesehenen Männern benannt. So z. B. heißt eine Rolle die „Attemsische Rolle", nach einem Freiherrn von Attems. Eine andere Rolle im zweiten Felde heißt die „Trautmannsdorfer Rolle", nach einem Herrn von Trautmannsdorf. „Rollen" nennen sie gewisse lange, schräg abfallende Gänge mit Stufen. Ich weiß nicht, ob in allen Bergwerken dieselben Benennungen gebräuchlich sind, daher ich noch einige Idrianische anführen will. Man macht hier einen Unterschied zwischen horizontalen Gruben, die vom Tage herein gehen, und denjenigen Gruben, die im Bergwerke selbst horizontal fortlaufen, ohne einen solchen Ausgang zum Ta-

geslichte zu haben. Jene heißen „Stollen," diese „Strecken". Ebenso macht man einen Unterschied zwischen senkrechten Gruben, die vom Tage hereinlaufen, und solchen senkrechten Gruben, die blos im Innern von einer niedrigeren Strecke zu einer höher gelegenen hinaufgehen. Jene nennt man „Schachte", diese aber „Gesenke". „Verhaue" heißen hier alte, ausgebeutete und verlassene Stollen, die sie als unnütz mit tauben Erzen anfüllen oder „verhauen," damit sie nicht zusammenstürzen können. „Eine Scheidung" nennen sie die Gränze verschiedener Steinarten. Bei jeder Scheidung wird ein sogenannter „Ausbruch" gelassen. Da die Luft in vielen Gegenden des Bergwerks sehr schlecht, dumpfig und drückend ist, so haben sie zur Luft-Circulation mehrere Luftschachte angelegt, die sie „Wetterlöcher" nennen. Man sieht, daß die Kunstsprache in diesem Bergwerk durchweg die deutsche ist, obwol die meisten Arbeiter Slaven sind. Freilich nehmen die Slaven manchen Ausdruck, den wir ohne Bedenken für deutsch halten, für sich in Anspruch, so z. B. den in allen deutschen Bergwerken verbreiteten Ausdruck „Stollen", von dem Haquet in seinem Werke über Krain beweist, daß er slavischen Ursprungs sei, weßhalb er auch meint, daß die Slaven stets eben so eiferige Bergleute gewesen seien, wie die Deutschen.

Die Erzlager von Idria und die Muttergesteine oder Kalklagen, zwischen denen sie sitzen, bilden keine so solide und feste Masse, wie z. B. die Gesteine, in denen die Salzadern von Wieliczka eingekeilt sind. Vielmehr sind sie meistens bröcklig und wie große Massen von Trümmern. Man kann daher hier selten einen Gang ohne Weiteres blos durch die Felsen treiben. Vielmehr haben von Anfang an die meisten Gänge ausgemauert und mit Kunst gestützt werden müssen. In dem vergangenen Jahrhunderte, bis gegen das Ende des ganzen Säculums herab, hat man dieß

meistens mit Holz gethan, und noch jetzt findet man eine Menge Stollen und Gänge blos mit Balken gestützt. — Dieß hat aber folgende Nachtheile: zuerst fault das Holz sehr leicht, und muß daher oft erneuert werden. In früheren Zeiten, wo es billiger war, konnte dieß leicht geschehen. Wir fanden überall bei vielen hölzernen Strebepfeilern von dem schwer darauf lastenden und immer nachsinkenden Gestein die Köpfe ganz zersplittert und zerstört; auch waren an vielen Stellen die hölzernen Quer- oder Tragebalken in der Mitte durchbrochen, so daß die Passage unter ihnen weg etwas Beängstigendes hatte. An einer Stelle kamen wir vorüber, wo die Balken auch wirklich ganz durchbrochen und die auf ihnen lastenden Felstrümmer in großen Haufen auf den Boden herabgestürzt waren. Mein Begleiter sagte mir, daß dieser Bruch in der letzten Nacht Statt gehabt haben müsse; denn er wisse gewiß, daß er am Tage zuvor noch nicht da gewesen sei. Stellenweise lastet das Gestein so gewaltig auf den Holzgerüsten, daß es diese ganz zusammenquetscht. Wir sahen hie und da mehrere Gebälke dermaßen in das Gestein verkeilt und eingedrückt, daß auch keine Maus mehr durchschlüpfen konnte. Diese Balken, sagte man mir, rührten von hölzernen Corridoren her, die man nicht mehr gebraucht und daher sich selbst überlassen habe. Das Geröll, von oben und beiden Seiten her nachdrückend, habe sie so eingeklemmt, wie die Felsen am schwarzen Meere die Schiffe der Argonauten. — Weiterhin geräth das Holz sehr leicht in Brand, besonders in diesem Quecksilberbergwerke, wo die Luft stellenweise so ungemein warm ist, und zuweilen auch entzündliche Gase sich entwickeln. Es hat hier daher auch nicht selten große Grubenbrände gegeben, noch in diesem Jahrhundert zwei, einen 1803 und einen anderen 1846. — Jetzt ist nun beim Holzbau noch der neue Uebelstand hinzugekommen, daß das Material sehr theuer geworden ist,

— ein Umstand, der die Alten, die noch so große Wälder vor sich hatten, nicht drückte.

Aus allen diesen Ursachen ist man nun in Idria, wie freilich auch in den meisten übrigen Bergwerken der Welt, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beflissen gewesen, nicht nur alle Neubauten aus Stein zu machen, sondern auch alle alten Holzbauten durch Stein zu ersetzen. Es geschieht hier also unter der Erde dasselbe, was auch über der Erde in unseren Städten vor sich geht. Doch ist diese allmählige Versteinerung noch nicht so weit vorgerückt, daß es nicht selbst jetzt noch viele Holzgänge gäbe. Man begreift dieß, wenn man hört, daß alle Gänge in diesem Bergwerke zusammengenommen beinahe 10 Meilen lang sind. Unter den neuesten, seit 1846 gebauten Stein-Wölbungen sind sehr viele von anscheinend musterhafter Construction. Dieselben sind fast cirkelrund, beinahe wie Tonnen gebaut, 7 Schuh hoch und 6 Schuh breit. Die vor 1846 waren oval und schmal, von 7 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite. Weil aber das lose hängende Gestein auch von der Seite drückt, und diese ovalen Gewölbe leicht zerquetscht, so hat man jene fast cirkelrunden von größerer Spannkraft zweckmäßiger gefunden.

Die Temperatur ist in diesem Bergwerke überall, wie ich sagte, ziemlich hoch; streckenweise ist die Luft heiß, dumpfig und schwül zu nennen, und man athmet darin, wie in einem Gewächshause für tropische Pflanzen. Diese Wärme-Entwickelung rührt zum Theil von der Zersetzung der Schwefelkiese und der Ausdünstung der Erze her. Man sagte mir, daß früher stellenweise die Hitze bis auf 36° Réaumur und selbst noch höher gestiegen sei. Jetzt, glaube ich, fällt dieß nicht mehr so häufig vor, da überall für das Eindringen frischer Luft besser gesorgt ist. Schon in einem Gewächshause, das doch ganz voll Licht und

blühender Blumen ist, hat eine so hohe Temperatur etwas Beängstigendes. Aber die Idee, bei einer solchen Stickluft in finsteren Grüften unter der Erde arbeiten zu müssen, kann Mitleiden mit den armen Leuten einflößen, besonders, wenn man hört, daß die Luft außer mit Schwefeldünsten auch noch mit Quecksilbertheilchen geschwängert ist. Diese feinen Quecksilbertheilchen dringen den Arbeitern in die Poren der Haut und ins Geblüt, und greifen ihre Gesundheit an. Sie werden daher mit der Zeit von körperlicher Schwäche befallen, bekommen Zittern, Speichelfluß, Auszehrung ꝛc. — „Ja wir Bergleute beuteln s i c h hier alle in Idria“, sagte mir in seinem krainischen Deutsch einer dieser armen Leute, als er mir später, nachdem ich glücklich aus der Grube wieder ans Tageslicht gekommen war, mit einem Rasirmesser nahte, das in seiner Hand, wie eine Schaukel, hin- und herschwankte. Viele zittern und leben schon in ihrem 40sten Jahre, wie Greise. Doch sollen sie oft ziemlich lange dabei leben. Wer das 45ste Jahr damit erreicht, der, sagen sie, g e w ö h n t sich daran, und wird dann wol 60 bis 70 Jahre alt. Manche Schriftsteller haben die Bergwerke von Idria als wahre Giftgruben verschrieeen. Andere haben gesagt, es sei kein wahres Wort daran, und die Gruben seien so gesund oder ungesund, wie jede andere. Gewiß bin ich, daß ich selbst mehre elendiglich zitternde, junge Leute gesehen habe. Um aber über die eigentliche Lebensdauer und Gesundheitskraft richtig urtheilen zu können, müßte man allerdings sehr genaue und umständliche Daten besitzen. — Doch kann ein hohes Alter nicht so ganz selten erreicht werden, weil man doch die Vorschrift und höhere Verordnung, daß die Leute „nach 40jährigem treuen Dienste eine Pension erhalten sollen“, nicht für eine illusorische halten darf. — Im Ganzen giebt es hier 700 Arbeiter, 400 unter der Erde und 300 über derselben in den Hüttenwerken.

Außer der „mercurialischen Luft“ giebt es hier auch noch sonstige faule Luftarten, die oft aus Verhauen und alten zerfallenen Stollen hervordringen, und zuweilen schwer am Boden liegen, wie in der berüchtigten Hundsgrotte bei Neapel. Mein Begleiter wußte eine solche faule Luftschicht, zu der wir hingingen, und in der unsere Lampe sofort erlosch. Wir näherten uns dieser Stelle etwas vorsichtig, weil mein Begleiter nicht sagen konnte, wie hoch bei dem jetzigen Wetterzustande die faule Luftschicht stehen möchte. Es fand sich, daß sie nicht sehr hoch war. Bei Regenwetter aber, sagte er, sei hier gar nicht herzukommen. Es giebt solche Stellen, wo die Leute bei gewissen Wetterzuständen gar nicht arbeiten können, während dieß bei andern wieder möglich ist. Am faulsten und der Gesundheit am nachtheiligsten ist die Luft da, wo das Quecksilber am reinsten gefunden wird, in dem „Silberschiefer“, wo das sogenannte „Jungfern-Quecksilber“ tröpfelt. Dieß ist natürlich; denn dort ist das Quecksilber am wenigsten gebunden und kann am freisten ausdünsten. Es leben in diesem Bergwerke auch fast gar keine Thiere. Die Spinnen kommen wol herein, aber halten nicht lange aus. Nur Ratten hatte man sonst viele, und die Bergleute hatten große Noth, ihre Talglichter vor ihnen zu bewahren. Ja einmal sah man eine Ratte mit einem noch brennenden Talglichte davon laufen. Es mögen auf diese Weise auch wol Feuersbrünste entstanden sein. Seit dem letzten Brande von 1846 aber giebt es fast gar keine Ratten mehr.

Wir kamen, wie ich sagte, ungefähr 80 Klafter tief; doch geht das Bergwerk jetzt noch ungefähr 65 Klafter weiter hinab. Der „Franziscischacht“ ist der tiefste. Er hat eine senkrechte Abfahrt von 145 Klafter. Hiermit ist aber noch keineswegs der äußerste Punkt des quecksilberhaltigen Erz-

lagers erreicht. Man weiß nicht, wie weit es noch hinabgehen mag; auch kennt man seine Gänge in die Breite nicht. Es scheint sehr weit unter den Kalkmassen der julischen Alpen und des Birnbaumer Waldes fortzustreichen. Es ist aber nur an dem tief eingesenkten Thale von Idria dem Menschen leicht zugänglich und enthüllbar geworden. Ob hier an anderen Punkten noch eben so reiche oder gar reichere Quecksilber-Depositionen gefunden werden können, bleibt dahingestellt.

Zuletzt kamen wir auf unserer einsamen Sonntagswanderung bei einem senkrechten Schachte an. Hier gaben wir mit einer Schnur ein Zeichen nach oben, und nach einiger Zeit rasselte eine Tonne herunter, in die wir einstiegen. Ich steckte bis an den Hals in diesem engen Gefäße, auf dessen Rande mein Begleiter, sich an dem Stricke festhaltend, aufrecht stand, indem er mir alle Räume, die wir nun in ziemlicher Schnelligkeit, wie in einem Luftballon, durchflogen, der Reihe nach noch einmal beleuchtete.

Nur ein geringer Theil der Quecksilbererze wird zerpocht und geschlämmt; nämlich erstlich die minder reichhaltigen, um sie von der Ueberfülle erdiger Stoffe zu reinigen und also nicht zu viel Material in die Schmelz- oder Sublimirungs-Oefen zu bringen, und dann die Erze, welche das lebendige Jungfern-Quecksilber enthalten, das hier gleich rein in dem Schlämmherde gewonnen und von da in die Magazine geschafft wird. — Doch giebt es von beiden Erzgattungen nicht viel, und die Poch- und Schlämmwerke in Idria sind nicht sehr bedeutend.

Die meisten Erze, die oft 30 bis 40, ja sogar an 80 Procent Quecksilber enthalten, werden sogleich in die Oefen geschafft und dort durch Ausglühen gezwungen, ihren Mercurialgehalt von sich zu geben. Die ersten und ältesten Werkleute in Idria sollen die Quecksilbererze in

irdenen Töpfen, unter denen sie mitten im Walde ein Feuer anmachten, „gebraten“ oder „gebrannt“ haben, um das Quecksilber herauszubringen. Von diesem rohesten Verfahren, von dem sich noch hin und wieder Merkmale in den Idrianischen Wäldern, die dabei oft in Brand geriethen, finden, bis auf die heutiges Tages eingeführte Sublimirungs-Weise und die Flammöfen läuft eine lange Reihe von Verbesserungen und Reformen, über die man in der bekannten Encyklopädie von Krünitz eine sehr vollständige Zusammenstellung finden kann. Aber selbst die Einrichtungen zum Glühen, Verdampfen und Auffangen des Quecksilbers, wie sie noch vor 40 Jahren zu Krünitzens Zeit hier üblich waren, sind ziemlich plump und roh zu nennen gegen die Vorrichtungen, die wir jetzt, 1850, hier vorfanden. Ich beschränke mich bei meinen flüchtigen Reisebemerkungen blos auf diese.

In der Hauptsache ist der Proceß ziemlich einfach und besteht darin, daß man die „Gefälle“ — so nennt man hier auch wol die aus den Gruben herausgeschafften Erze — auf einem Roste glüht, daß die von ihm aufsteigenden Dämpfe in gewissen Räumen aufgefangen und condensirt werden, und daß dann dieser Rauch von Allem, was nicht Quecksilber ist, gereinigt wird.

Es giebt hier jetzt 6 sogenannte „Flammöfen“, in denen die Erzmasse auf einem Roste aufgehäuft wird. Das Feuer unter diesen Oefen wird fortwährend, Tag und Nacht, 6 Monate hindurch unterhalten. Es wird immer neues Holz nachgeschürt und frisches Erz aufgeschüttet. Nur zwei Mal im Jahre wird der Ofen „ausgeblasen“, um dann das ganze Werk auskühlen zu lassen und zu repariren.

Die Erze werden in diesen breiten Oefen, die auch geöffnet werden können, beständig umgearbeitet oder geschürt, mit sogenannten „Schürkrücken“, damit die ganze

Masse auf gleiche Weise der Hitze ausgesetzt werde. Die slavischen Arbeiter nennen diese Manipulation mit einem slavisch-deutschen Worte: „schurati". Es soll eine der Gesundheit ziemlich nachtheilige Arbeit sein, weil sich hier alle Schwefel- und Quecksilberdämpfe zunächst ganz frisch entwickeln; „doch wer sich reinlich hält, die Kleider oft wechselt, sich häufig wäscht, ist besser daran."

Den Rückstand, welcher nach dem Ausglühen übrig bleibt, und der nun durch Verdampfung allen Qecksilbergehalt verloren hat, nennen sie „Ausbrand". Dieser Ausbrand wird beständig herausgezogen und in die „wilde Fluth" gestürzt. Sie haben nämlich die Oefen hart am Ufer der Idriza gebaut, die im Frühlinge bei hohem Wasserstande allen hineingeschütteten Ausbrand hinwegführt.

Der kostbare, mit Quecksilber geschwängerte Rauch, auf den es nun hauptsächlich ankommt, der aber auch verdampfenden Schwefel und andere brennbare Ingredienzien der Thonschiefer-Erze enthält, geht aus dem Ofen in die kolossalen eisernen Retorten oder sogenannten Condensatoren, deren jeder Flammofen zwei hat. Diese aus Gußeisen construirten Retorten haben etwa 3 Fuß im Durchmesser, und sind über 40 Fuß lang. Sie liegen hinter den Oefen, oder schweben dort vielmehr in freier Luft, blos an den Enden und hie und da in der Mitte auf Gestelle gestützt. Weil sie sich durch den eintretenden Rauch beständig erhitzen, so müssen sie beständig abgekühlt werden, und es führt daher über jede derselben eine kleine Wasserleitung hin, aus der frisches Wasser herabtröpfelt und auf ihr sich verbreitet. Der Hauptniederschlag des Quecksilberrauchs geschieht in diesen Condensatoren, und in ihnen wird derselbe, sich stets mehr und mehr abkühlend, so lange herumgeführt, bis er fast allen Quecksilbergehalt deponirt hat,

und der Rest dann in die freie Luft hinauszieht. Ehemals hatte man statt dieser gußeisernen Retorten thönerne, aus sogenannten „Aludeln“ zusammengesetzte Röhren. Diese Aludeln — kam dieser Ausdruck vielleicht auch aus Spanien? — waren hohle Thongefäße, die an ihren beiden offenen Enden mit einander verkittet wurden. Doch wurde das Quecksilber nicht vollständig in ihnen abgesetzt. Der Rauch mußte durch sie noch in eine schachtförmig gebaute, sogenannte „Rauchkammer“ ziehen. In dieser wurde er verschiedentlich herumgeführt, und ließ überall seinen kostbaren Ruß zurück, bis er endlich ins Freie entlassen wurde. Aus den verschiedenen Räumen dieser Rauchkammer mußte man dann den Quecksilberruß überall zusammenkehren, während man ihn jetzt bei den Flammöfen nur aus den eisernen Retorten gewinnt.

Die Flammöfen sind erst seit 8 Jahren eingeführt. Der ehemalige Berghauptmann Alberti, der jetzt in Wien lebt, hat sie construirt. Doch giebt es neben ihnen auch einige alte Oefen, die man „Schachtöfen“ nennt. In den „Albertischen Flammöfen“ kann man mit weniger Brennholz eine größere Hitze erzeugen, als in den alten Schachtöfen. „Jene begnügen sich daher auch schon mit 10löthigem „Erze“, während diese mindestens einpfündige „Zeuge“ (Gefälle=Erze) haben wollen.“ Das will heißen: in jenen kann man auch Erze ausbeuten, die im Centner nur 10 Loth reines Metall enthalten, während in diesen für solche geringhaltige Metalle zu viel Holzfeuerung darauf ginge. Um die Feuerungskosten bezahlt zu machen, müssen die Oefen wenigstens 1 Pfund Quecksilber im Centner enthalten. Ich glaube aber, man wird die alten Schachtöfen auch noch neben den Flammöfen beibehalten; denn diese sind hauptsächlich auf das sogenannte „Grubenklein“ oder „Erzklein“ berechnet, das heißt auf alle die Erze, die

schon in kleinen Bröckeln aus der Grube kommen. Große Erzstücke von 1 Centner Schwere und darüber könnte man in diesen Oefen nicht brennen, ohne dieselben vorher zu zerpochen, während man in den Schachtöfen so große Stücke aufsetzen kann, als man will, bis zu 3 Centnern und mehr, daher man denn das Pochen bei ihnen erspart. Man nennt hier diese großen Erzstücke, im Gegensatze zum sogenannten „Grubenklein“: „Scheideerze“, d. h. große Brocken, die man gleich mit der Hand ausscheidet und bei Seite trägt. Im Ganzen classificirt man die Erze nach ihrem Quecksilbergehalte so:

1. Geringe Erze nennen sie alle die, welche noch nicht 5 Pfund reines Quecksilber pro Centner enthalten. Die geringsten Erze, welche man ehemals, d. h. vor den Albertischen Oefen, benutzte, waren die einpfündigen oder allerhöchstens die 24löthigen, d. h. die, welche 24 Loth Quecksilber pro Centner enthielten. Alle geringern ließ man unausgebeutet und betrachtete sie als taubes Erz, das man zum Grubenbau oder zum Ansetzen der oben genannten Verhaue benutzte. — Jetzt kann man aber noch tiefer hinabsteigen, wie gesagt, bis zu den 10löthigen Erzen.

2. Mittlere Erze nennt man die, welche 5 bis 20 Pfund Quecksilber im Centner enthalten. Sie bilden die Hauptmasse der Idrianischen Erze.

3. „Reine“ oder „gediegene Erze“ nennt man die, welche über 20 Pfund, bis 60 und sogar bis 70 und 80 Pfund, hinausgehen. Diese letztern nennt man den „allergrößten Adel“. Sie sind jetzt aber sehr selten.

Der Ruß nun, welcher sich in den eisernen Retorten und in den Rauchkammern ansetzt, heißt hier „Stupp“. Dieser Stupp sieht ganz schwarz aus, und ist eine lockere, etwas fettig anzufühlende Masse. Das Quecksilber ist in ihm in einer Menge feiner, kleiner Kügelchen enthalten, die sich bei

jeder Berührung und Bewegung leicht zu größeren Kugeln zusammensetzen, und dann aus dem schwarzen Ruße silberblinkend hervorrieseln. Diese Zusammenrinnung der Quecksilbertheilchen des „Stupps“ geschieht zum Theil schon in den Rauchfängen selbst. Man hat daher bei diesen Rauchfängen mehrere kleine Oeffnungen, sogenannte Kamine, angelegt, wo das zusammenrinnende Quecksilber von selbst in kleine Canäle hinausfließt, und von da in die sogenannte „Bindstube“ geleitet wird.

Was aber nicht von selbst ausfließt, und in den Rauchfängen, in den Retorten und Rauchkammern überall als „Stupp“ sitzen bleibt, das muß dann von Zeit zu Zeit ausgekehrt werden. Es läßt sich denken, daß dieses Stupp-Auskehren wieder eine sehr schädliche Arbeit ist. Die schwarze, rußige, lockere Stuppmasse wird in das sogenannte „Stupphaus“ geschafft. Dieses Stupphaus, das auch die „Reibkammer“ genannt wird, hat einen mit Steinen ausgesetzten Fußboden, der etwas schräg gerichtet ist, und zuletzt nach unten hin concentrisch zusammenläuft. Der Stupp wird auf diesem Boden ausgestreut und dann mit Besen auf demselben hin- und hergerührt oder, wie sie sagen, „gerieben“ (daher auch der Name „Reibkammer“). Dieß ist eine recht vergnügliche Manipulation. Wenn man sich einen kleinen Haufen schwarzen Rußes zusammenfegt, und nun mit dem Besen etwas darin herumrührt, so setzen sich alsbald die Quecksilbertheilchen zusammen, und es quillt sofort überall unter den Reisern eine kleine, silberne Schlange hervor, die sich aber auf der Stelle wieder verliert, indem sie zum tiefsten Punkte des Stupphauses abwärts fließt, wo sich ein Reservoir befindet, das Alles aufnimmt. Aus diesem Reservoir schöpft man dann das Quecksilber, wie aus einer Cisterne, und bringt es in die sogenannte „Bindstube“, wo es gewogen wird, um die Producirung

der Oefen controliren zu können, und von der es alsdann auf's „Schloß“ in die dortigen Magazine und Versendungsräume wandert.

Das Reiben des Stupps mit dem Besen wollte mir als ein ziemlich wenig raffinirtes Verfahren erscheinen. Ich möchte wissen, ob man nicht einmal auch hier etwas Anderes erfinden wird. Ganz von Quecksilber gereinigt wird der Stupp dadurch nicht. Man wirft daher das schwarze Residuum auch nicht weg; vielmehr kommt dasselbe vom Stupphause wieder in die Oefen, um noch einmal mit den Erzen geglüht und ausgedämpft zu werden. Zu diesem Zweck thun sie den Ruß in thönerne Schüsseln, die sie als sogenannten „oberen Satz“ in gewisse Ofenräume bringen. In eben solchen Schüsseln werden in den Schachtöfen auch die feingepochten Erze in die Hitze gebracht. Wollte man sie zu den groben Erzstücken aufschütten, so würden sie alle Luftlöcher verstopfen und die Circulation der Gluth verhindern. Um die Schüsseln aber spielt die Hitze bequem herum. Ehemals half man sich mit diesem feinen Ruß und diesen Erzstücken auf eine andere Weise. Man feuchtete sie an, buk Kuchen daraus in der Form unserer Ziegelsteine, und setzte diese dann auf die großen Erzstufen in den Oefen.

So viel sah und erfuhr ich von den Oefen. Ich besah nun auch die berühmte Zinnoberfabrik, die größte ihrer Gattung in Europa; denn sie erzeugt jährlich nicht weniger als 1000 Centner von demjenigen rothen Farbestoffe, mit welchem wir unsere Briefe versiegeln. Dieß ist ungefähr so viel, als ganz Europa von diesem Stoffe verbrauchen kann. Bei dem Quecksilber-Hüttenwerk von Almaden in Spanien wird, wie man mir in Idria sagte, kein Zinnober fabricirt. Sie würden hier in Idria auch keinen fabriciren, wenn sie noch mehr Abnahme für ihr reines Quecksilber hätten. Sie thun es nur, weil sie einen Ueberschuß von

Quecksilber haben, den sie sonst nicht zu verwenden wissen. In Europa ist nur noch die Amsterdamer Fabrik die einzige bedeutende Concurrentin der Zinnoberfabrik von Idria; doch kommt einiger Zinnober auch aus China zu uns, der aber nicht sehr fein und von hochrother Farbe sein soll.

Der Zinnober entsteht bekanntlich aus einer innigen chemischen Verbindung des Schwefels mit dem Quecksilber, und die Natur stellt bekanntlich diese Verbindung schon unter der Erde in den Quecksilber-Bergwerken her. Doch kann man diesen natürlichen Zinnober, der sehr spröde und grob ist, in der Regel nicht gebrauchen. Er wandert daher ebenfalls in die Flammöfen, um sein Quecksilber wieder von sich zu geben. Der Schwefel, den man hier in Idria anwendet, wird aus Radaboi in Croatien bezogen. Italienischen Schwefel gebraucht man nicht. Er wird zuerst fein zerstoßen, gesiebt, und dann mit dem Quecksilber vermischt. Acht Pfund feinen Schwefelstaubs kommen zu 42 Pfd. Quecksilber. Das macht zusammen, wie sie sagen, „einen Fünfziger". Die Mischung geschieht auf folgende Weise. Sie haben kleine, feste Fässer, jedes groß genug für die Aufnahme eines solchen „Fünfzigers", und dutzendweise an langen, eisernen Stangen oder Wellen befestigt. Außer dem Schwefel und Quecksilber werden noch drei eiserne Kugeln in die Fässer gethan, und nun das Ganze durch Wasserräder in drehende Bewegung gesetzt. Das Quecksilber verschluckt den Schwefel, wird starr, und kann nach einiger Zeit als ein bläuliches Pulver den Fässern entnommen werden. Dieses Pulver heißt „Moor", und die ganze Arbeit selbst die „Moorbereitung". (Dieß Wort „Moor" kommt vermuthlich auch aus Spanien; denn ich finde in einem spanischen Berichte über Almaden den Ausdruck „Moro" für denselben Stoff.) Weil das Quecksilber, so lange es flüssig ist, überall leicht

durchdringt, so müssen die besagten kleinen Fässer natürlich sehr solid gemacht werden. Auch werden sie mit Keilen verspündet, die mit Leder ausgepolstert sind und mit eisernen Schrauben möglichst solid und fest angespannt werden.

Das „Moor" wird nun in gußeiserne Gefäße oder Retorten gethan und in diesen erhitzt. Zuerst geht freilich etwas sublimirtes Quecksilber als Dampf davon, wird aber in kleinen Töpfen wieder aufgefangen. Sobald die Hitze stärker wird, erhebt sich das Quecksilber mit dem Schwefel vereinigt, und geht nun, da es ihm bisher als Moor immer nur mechanisch beigemengt war, mit ihm eine innige chemische Verbindung ein, indem es in großen irdenen Helmen sich ansetzt, die man über den Retorten angebracht hat. An diesen Helmen klebt das nun zu Zinnober gewordene Moor zolldick, und bildet eine steinharte, krystallisirte Masse von einer Farbe, die etwa der einer rohen Ochsenleber gleicht.

Um diese Masse aus den irdenen Helmen zu gewinnen, müssen diese jedesmal geopfert, d. h. zerschlagen, und die gewonnenen Zinnoberstücke alsdann zermahlen werden. Bei diesem Zermahlen wird der Zinnober mit Wasser vermischt, und es ist dieß eine der wichtigsten Manipulationen; denn durch das Zermahlen wird hauptsächlich die Güte und Nuance der Farbe bestimmt. Je feiner man es mahlt, desto zarter wird die Farbe.

Da bei dem Mahlen und bei den andern Processen hie und da mancherlei Staub- und Schmutztheilchen sich beigemischt haben, so muß die Masse zunächst gewaschen werden, was durch häufiges Umrühren im Wasser geschieht, wobei sich die schweren Zinnobertheilchen zu Boden setzen, während die fremdartigen Beimischungen mit dem Wasser abfließen.

Der letzte Proceß ist das Trocknen, welches in erhitzten

Schüsseln geschieht, und worauf man, nach schließlichem Durchsieben, den ganzen Staub zur Verpackung und Versendung abgiebt.

Diese Verpackung, Magazinirung und Versendung des Zinnobers geschieht, wie ich schon andeutete, auf dem sogenannten Schlosse, in dem der Berghauptmann von Idria wohnt, und wohin alle Producte des Bergwerks zusammenfließen. Von den Leuten wird dieses Schloß die „Gewerkenburg" genannt. Man war so freundlich, mir auch dort, so gut, als es sich thun ließ, alle interessanten Manipulationen zu zeigen. Wie das Quecksilber aus dem Hüttenwerke auf's Schloß gebracht wird, habe ich nicht gesehen; vermuthlich aber geschieht dieß in eisernen Gefäßen. Das Quecksilber ist eine so äußerst theilbare und daher eindringliche, dabei auch so schwere Flüssigkeit, daß seine beste Verpackungsweise nicht wenig Nachdenken und Mühe verursacht hat. Die gewöhnliche, vermuthlich althergebrachte Idrianer Verpackungsweise ist die in Schaffelle. Dieselben müssen mit Alaun gegerbt sein; nur dadurch bekommen sie die gehörige Festigkeit. Man zeigte mir zwei Sorten von Fellen, weiße und graue. Die Felle kommen meistens aus Ungarn, und ein Wiener Haus liefert sie; doch habe ich gehört, daß auch einige Leute in Idria selbst sich mit der Alaungerberei beschäftigen. Der Zinnober läßt sich natürlich leichter verpacken, als das Quecksilber. Er kommt in Beutel zu 25 Pfund. Dieß sind die schwersten Beutel. Doch werden auch für den „kleinen Verschleiß" ein- und zweipfündige Beutel gemacht.

Für das Quecksilber müssen die Felle zunächst sorgfältig untersucht werden. Wird eine schwache Stelle in ihnen entdeckt, so wird dieselbe, wenn sie sich damit noch curiren läßt, „abgebunden", d. h. es wird das Loch oder der dünne Fleck zu einem kleinen Knoten fest zusammengebunden.

Läßt sich durch dieß Abbinden nicht mehr helfen, so wird das Fell ausgeschossen. In die gut befundenen Felle wird nun das Quecksilber gefüllt, indem man die Ränder und Zipfel derselben in einem festgebundenen Knoten zusammenfaßt. Nachdem dieß geschehen ist, wird der gefüllte Sack auf den Probirteller, einen hölzernen Tisch, gebracht und durch Walken und Kneten erprobt. Hat er diese Probe, ohne zu platzen, ausgehalten, so wird er alsdann noch in ein zweites Fell gesteckt, das, wie das vorige, zusammengebunden wird. Weil zuweilen die Säcke platzen, und weil auch beim Füllen der Säcke etwas Quecksilber verschüttet wird, so ist der Boden der Bindstube durchlöchert, und unter diesen Löchern stehen sogenannte „Capellen" (eiserne Schüsseln), in denen sich das verschüttete Quecksilber wieder sammelt.

Die Quecksilber-Quantität, welche man in die Säcke füllt, ist sehr verschieden. Im Ganzen giebt es dabei aber zwei Haupt-Systeme, die man befolgt: die „deutsche" und die „spanische" oder „castilianische Verpackungsweise", oder, wie man hier sagt, das „deutsche" und das „castilianische Gebind". Nach dem castilianischen Gebind kommen in jeden Sack 41 Pfund und einige Loth Quecksilber. Ein Paar solcher Säcke werden in ein Fäßchen gesetzt, und dann kommen drei solche Fäßchen in einen viereckigen Kasten. — Nach deutschem Gebind kommen 50 Pfund Quecksilber in einen Sack, und zwei solcher Säcke oder Beutel in ein Faß. Beim Zinnober kommen zwei 25pfündige Beutel in ein Faß. Bei den Säcken und Fässern des Zinnobers wird alsdann eine Numerirung mit rother Farbe, bei denen des Quecksilbers mit schwarzer Farbe angewendet.

Trotz der sorgfältigen Verpackung in doppelte Säcke und trotz der vorhergehenden „Probe" zerplatzen die Beutel dennoch zu Zeiten beim Transporte, und ich sah in Wien in dem kaiserlichen „montanistischen Hauptmagazine"

selbst solche „zerplatzte Quecksilbersäcke“, die dann dort wieder umgepackt werden mußten. Man hat daher in neuerer Zeit auf eine ganz andere Verpackungsweise gesonnen und große, runde Flaschen von Schmiedeeisen construirt. Diese sollen die besten Behälter für das Quecksilber sein; doch soll es auch bei ihnen manches „Aber“ geben. Eins dieser „Aber“ ist das bedeutende Gewicht, das sie dem Transport der Waare hinzufügen. In jede dieser schmiedeeisernen Flaschen kommen 61 Pfund Quecksilber. Man hat eigene Maschinen erfunden, um die Stöpsel der Flaschen recht fest einschrauben zu können. — Alles auf diese Weise verpackte Quecksilber geht nach Triest und von da nach England und anderen Ländern. — Dasjenige, welches nach Wien und Deutschland kommt, ist fast immer in Säcke verpackt. Ich vermuthe daher, daß diese eisernen Flaschen von den soliden Engländern herrühren und auch nur für den Handel mit England gebraucht werden. Für Deutschland sind dergleichen gute Dinge zu kostspielig.

Die Quantität des Quecksilbers, welche man jetzt in Idria erzeugt, beträgt im Ganzen etwa 2500 Centner. Davon werden 1500 Centner als reines Quecksilber versandt, 1000 Centner aber in Zinnober verwandelt. Verschiedene Angaben, die ich in den Werken aus dem vorigen Jahrhunderte finde, beweisen, daß die Erzeugung damals ungefähr eben so stark war. Manchmal werden 2500, manchmal 3000 Centner angegeben. Blos von 1786 an stieg die Production in Folge jenes Contracts mit Spanien 12 Jahre hindurch auf 12,000 Centner, von denen allein 10,000 Centner für Spanien, die anderen 2000 für die übrige Welt bestimmt waren. Man könnte, wenn man wollte, auch jetzt noch bedeutend mehr Quecksilber herausfördern; doch zehrt man lieber mit weiser Sparsamkeit an dem großen Schatze. Eine größere Production würde

die Preise herabdrücken. Auch genügen 2500 Centner für das jetzige Handels-Gebiet von Idria. Die Quantitäten reinen Erzes, welche in den übrigen Quecksilberbergwerken Tyrols, Böhmens, Ungarns und Rheinbaierns erzeugt werden, steigen in keinem dieser Werke viel über einige Hundert Centner hinaus. Idria überragt sie alle. Seinerseits wird es aber wieder von dem größten Quecksilberbergwerke der Welt, von dem zu Almaden in Spanien, überragt, welches jährlich über 10,000 Centner Quecksilber in Circulation setzt. — Sollten die neuesten Nachrichten über die außerordentlichen Quecksilberschätze in Californien sich bestätigen, so würde allerdings Idria sowol, als Almaden, aus dem Sattel gehoben werden, während jetzt noch sie beide die Preise des Quecksilbers einigermaßen beherrschen. Ich sage, einigermaßen, nämlich insofern, als sie dieselben durch reichere Production herabdrücken könnten. Sonst wechseln auch diese Preise, von andern Potenzen influirt, beständig, wie das Barometer. In Wien erhält man von dem Alles dominirenden Weltmarkte London her die ersten Nachrichten darüber, und in Idria empfängt man die Preis-Courante von Woche zu Woche oder von Monat zu Monat aus Wien. Ihr Verzeichniß hängt in dem Zimmer des Oberbergraths von Idria neben seinem Barometer. — Die Preise auch dieses Artikels schwanken so außerordentlich, daß sie z. B. zur Zeit meiner Anwesenheit in Oestreich einmal binnen 8 Tagen um 10 bis 15 Procent gestiegen waren. In den letzten drei Monaten hatten die Preise sogar zwischen 212 und 237 Gulden pro Centner geschwankt. Die Lager in Idria, Wien ꝛc. waren daher auch ziemlich klein. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts scheinen die Preise des Quecksilbers immer im Steigen gewesen zu sein. Damals verkaufte Oestreich an Spanien den Centner zu 110 Gulden. Für andere Länder mochte er allerdings etwas höher sein.

Jetzt (im Jahre 1850) schwankten in Idria die Preise, wie ich sagte, um 250 Gulden pro Centner herum. In Almaden stiegen die Preise von 1827 bis 1839 constant von 800 Realen pro Centner auf 1200 (8 Realen sind ungefähr gleich 1 Gulden). Es ist möglich, daß der spanische Centner (Quintal) etwas kleiner, als der Centner von Idria ist.

Der Wege, welche das Quecksilber von Idria aus wandert, sind hauptsächlich zwei: erstlich nach Norden über Laibach nach Wien, und zweitens nach Süden über Wippach nach Triest. Bevor die oben von mir erwähnten trefflichen Kunststraßen existirten, welche jetzt in den Kessel von Idria hinabführen und diesen Ort mit der Welt in innige Verbindung setzen, wurde Jahrhunderte lang alles Quecksilber auf Maulthieren von hier fortgeschafft. Jetzt geschieht der Transport auf Frachtwagen. Die neueste unter jenen Straßen ist die nach Triest. Dort besteht eine Factorei und Quecksilber-Niederlage für Idria. Ehemals ging das meiste Quecksilber von hier aus nach Venedig und nach den Niederlanden, dann eine kurze Zeit lang nach Spanien, jetzt wol größtentheils nach England.

Die Hauptniederlage des Quecksilbers aber ist in Wien, im dortigen kaiserlichen Berg-Producten-Lager, in welchem sich ein großes Depôt des in den kaiserlich östreichischen Bergwerken gewonnenen Kupfers, Eisens, Bleis, Quecksilbers und Zinnobers befindet. Ich besuchte nachher in Wien auch dieses Lager. Daselbst wird wieder alles Quecksilber ausgepackt und untersucht, ob die Säcke etwa Löcher bekommen haben. Man sagte mir, dieß sei jetzt viel häufiger, als sonst bei dem alten Maulesel-Transporte, der Fall. Zuweilen platzen die Säcke in Folge der knappen Verpackung, wenn das Quecksilber nämlich in der Hitze sich ausdehnt und dann seine Hülle sprengt. Mit Bezug auf diese Ausdehnung des Quecksilbers in der Wärme ist es daher Regel, daß die Säcke nie ganz voll gemacht werden, damit der Flüssigkeit

einiger Spielraum verbleibe. Man hat in Wien auch einen Versuch gemacht, das Quecksilber in Gutta-Percha-Säcke zu verpacken; doch ist er nicht geglückt. Dort theilte man mir noch mit, daß der Zinnober, der in Idria bereitet werde, für einige Zwecke zu grob sei, daher er im Auslande wieder umgearbeitet und noch mehr raffinirt werden müsse.

Von Wien aus wird zunächst die östreichische Monarchie mit Quecksilber versorgt, namentlich die ungarischen Gold- und Silberbergwerke, die es zum Amalgamiren verbrauchen. Man hat daher in Pesth, Preßburg und Prag einige Filial-Factoreien errichtet, deren Depôts von Wien aus versorgt werden. Alsdann aber geht das Idrianer Quecksilber auch nach Deutschland, insbesondere nach Süddeutschland. Baiern, Würtemberg, Baden sind gewöhnlich auf Idrianisches Quecksilber angewiesen. Norddeutschland wird gewöhnlich von London und Hamburg aus mit spanischem Quecksilber versorgt. Sind aber die Conjuncturen der Waaren- und Fracht-Preise darnach, so geht ausnahmsweise auch wol etwas Idrianisches Quecksilber nach Berlin und Dresden, und erreicht so auch die großen Amalgamir-Werke von Freiberg im Erzgebirge. In den letzten Jahren hat man in Freiberg beinahe immer Idrianisches Quecksilber gebraucht, wie mir ein kundiger Freund gemeldet hat, jährlich jedoch nur 30 Centner.

Nach dem, was ich über den Verbrauch der irdenen Schüsseln, Helme 2c. in den Flamm- und Zinnober-Oefen sagte, sowie bei den mannigfaltigen Bedürfnissen, die ein so großes Etablissement, wie es das Bergwerk von Idria ist, in seiner Nähe tagtäglich nicht befriedigen könnte, kann man sich schon denken, daß außer den 700 unmittelbar beim Bergwerk beschäftigten Leuten sich noch viele andere Handwerker hier niedergelassen und manche sonstige Gewerbe begründet haben. Die „Hafnereien“ sind besonders groß, ebenso die Schmieden, die Faßbindereien 2c. Im Ganzen haben

sich um jenes Brünnlein herum, an dem der Bauer 1497 die Silbertropfen entdeckte, jetzt etwas mehr, als 4000 Menschen, angesiedelt. Die Mehrzahl dieser Leute sind Slaven, und sie sprechen auch fast nur slavisch, obwol die officielle, die wissenschaftliche und die Kunstsprache in Idria, wie ich schon sagte, die deutsche ist. Da das Thal von Idria verhältnißmäßig in ziemlich neuer Zeit bevölkert worden ist, so hat sich der slavische Dialekt dieses Thals ziemlich eigenthümlich ausgebildet. Wegen der Nachbarschaft mit Italien und wegen des Vorherrschens der Deutschen in den Bergwerksangelegenheiten sind ihm theils deutsche, theils italienische Eigenthümlichkeiten beigemischt. Die übrigen Krainer haben zuweilen Mühe, so sagte man mir, die Idrianer zu verstehen. Nichtsdestoweniger haben doch auch diese Idrianer an dem neuen Aufschwunge des Slaventhums lebhaften Antheil genommen. Die junge Generation insbesondere hat Widerwillen gegen den Gebrauch der deutschen Sprache. Oft wollen sie dieselbe gar nicht einmal verstehen können, besonders wenn man ihnen Etwas befiehlt. „Wenn sie Etwas zu bitten haben, da soll es anders sein; da können sie oft in sehr gutem Deutsch ihre Bitte vortragen."

Ich habe mehrere Male das berühmte spanische Quecksilberbergwerk von Almaden erwähnt. Ich will hier noch einige vergleichende Bemerkungen über dieses und das Werk von Idria nachtragen. Idria und Almaden stehen als ein so einziges Paar in Europa da, wie Castor und Pollux, und eine solche Vergleichung liegt daher hier weit näher, als z. B. bei Eisen- oder Silberbergwerken, deren es eine Menge in der Welt giebt. Ich will die Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten beider Punkte, so weit ich sie erkannt habe, neben einander setzen.

Die Umgebungen von Almaden sind dürr und steril; die von Idria dagegen äußerst frisch, anmuthig, gras- und

baumreich. Doch haben beide das Gleiche, daß sie in einem ziemlich versteckten Winkel liegen, daß wenig Ackerbau in ihrer Umgebung getrieben wird, daß ihnen fast alles Nöthige zugeführt werden muß, und daß daher das Leben hier theuer ist.

Die Gruben von Almaden sind so alt, wie die Geschichte. Die Araber und Römer haben sie ausgebeutet, ja man glaubt, auch schon die Phönicier. Die Gruben von Idria sind erst vor 350 Jahren entdeckt worden; doch ist es merkwürdig, daß auch erst seit 350 Jahren die spanischen Gruben, nachdem sie lange brach gelegen hatten, von Neuem — und nun besser, als zuvor — betrieben worden sind. Seit dem 15. Jahrhundert läuft die Entwickelungs- und Ausbeutungsweise beider Gruben ziemlich parallel. Ihre Ausbeute geht bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts immer crescendo. In Almaden erhebt sie sich allmählig von 3000 auf 7000 und endlich auf 10,000 Centner, und ist bis auf die neuesten Zeiten bei dieser Quantität stehen geblieben; in Idria steigt sie von 1000 auf 3000 und 12,000, und ist in jetziger Zeit wieder auf die normale Zahl von circa 3000 Centnern herabgegangen.

Almaden beschäftigt 10,000 — Idria 4000 Einwohner.

Almaden ist stets als eins der allerkostbarsten Besitzthümer der spanischen Nation gepriesen worden; Idria als die Quelle einer der willkommensten Revenuen der Krone Oestreich.

Das Quecksilber in Almaden sitzt in einer Thonschieferschicht, das in Idria gleichfalls.

In Almaden glaubt man noch Vorrath an Erz und Metall für Tausende von Jahren zu haben; in Idria gleichfalls. — Die Werke von Almaden erreichen eine Tiefe von 1100 Fuß; die zu Idria steigen bis 900 Fuß herab.

In Almaden hat man alle Gänge früher mit Holz ausgebaut und in Folge dessen mehrere Grubenbrände gehabt;

in neuerer Zeit hat man aber angefangen, Alles mit Stein auszubauen. In Idria gleichfalls.

Der Erzstock in Almaden neigt sich erst unter einem Winkel von 50° bis 60°; weiter unten nimmt er aber eine beinahe senkrechte Richtung an. Dieß ist in Idria auch der Fall.

Manche spanische Erfindung hat man in Idria nachgemacht, z. B. die erwähnten Bustamentischen Oefen. Mehre Idrianische Erfindungen hat man aber auch in Almaden adoptirt, z. B. erstlich die Oefen, welche im Anfange dieses Jahrhunderts im Gange waren *), alsdann neuerdings die Albertischen Oefen, von denen man bereits zwei in Almaden errichtet hat **).

Herr Willkomm sagt: die meisten Arbeiter sterben in Almaden in einem Alter von 40 Jahren, und diejenigen, welche älter werden, befällt ein krampfhaftes Zittern. Aehnliches findet, wie ich schon sagte, in Idria Statt.

Das sogenannte „Bergjahr," d. h. die Periode der jährlichen Berechnungs-Abschlüsse des Bergwerks, geht in Idria vom 1. November bis Ende October, in Almaden vom 1. Juli bis zum letzten Juni des folgenden Jahres.

6. Steinbrücken.

Man hatte mich in Triest auf den neuen Gränzort Steinbrücken zwischen Steiermark und Krain aufmerksam gemacht, als auf einen sehr viel versprechenden und aufstrebenden Punkt, als auf eine junge Handelsstadt, die dort zwischen

*) Siehe hierüber den Artikel Almaden in dem Diccioniaro geografico-historico por Madoz.

**) Nach den Nachrichten des Reisenden Willkomm in seinem interessanten Werke über Spanien.

den Felsen in der Wiege liege. Ich beschloß daher, diesen Punkt in Augenschein zu nehmen, und, nachdem wir die Laibacher Thalebene und weiter die Littayer Thalengen durchrauscht hatten, verließ ich bei Steinbrücken die Eisenbahn, und genoß den Vortheil, von einem der hier beschäftigten, kundigen Ingenieure in der merkwürdigen Localität von Steinbrücken herumgeführt zu werden.

Um die Lage von Steinbrücken und die spätere Bedeutung, welche dieser Ort vielleicht einmal gewinnen wird, auf die übrigens auch schon vielfach in der A. A. Zeitung, sowie in anderen Tagesblättern hingewiesen worden ist, zu verstehen, muß man auf folgende geographische Combinationen einen Blick werfen.

Die oben oft von mir erwähnten Steiner Alpen, welche Kärnthen und Krain scheiden, setzen sich von ihrem höchsten Punkte, dem Grintouz, der die hohe Gränzmarke zwischen den drei Ländern, Kärnthen, Krain und Steiermark, bildet, noch etwa fünf Meilen in der ursprünglichen, südöstlichen Richtung fort, und bilden auch hier sowol einen wasserscheidenden, als ländertrennenden Rücken. Es ist der uralte Gränzwall zwischen Steiermark und Krain.

Ungefähr auf dem Breitengrade von Laibach hört dieser Rücken, der nur von Südwesten und Nordosten her von gewaltigen Thalklüften durchbrochen wird, plötzlich auf. Die Thalkluft von Südwesten bildet den Canal der hier quer in die Gebirge hineindringenden Save. Die Thalkluft aus Nordosten, die aus der flacheren Gegend von Cilli kommt, wird von einem Nebenflusse der Save, der San oder Sann, durchströmt. Die Sann fließt aus einer ebenen Gegend bei Cilli in eine immer gebirgiger werdende hinein. Die Thalsohle selbst ist zwar natürlich mit dem Laufe des Flusses nach Südwesten geneigt; allein die Bergmassen werden zu beiden Seiten von Cilli abwärts immer höher

und mächtiger. Dasselbe ist mit der Save der Fall. Sie fließt von Laibach her erst in einer Ebene, dann zwischen Hügeln, endlich in einer engen Schlucht zwischen hohen Gebirgen. In der Mitte dieser Gebirge, gerade auf der Linie des höchsten Centralrückens der steirischen Alpen, findet sich der tiefeingekastete Punkt, wo die Save und die Sann zusammenfließen. Ihre Thalklüfte stoßen beinahe unter einem rechten Winkel an einander. In dem Scheitelpunkte dieses Winkels liegt die Station Steinbrücken. Von hier aus streicht die tiefe Thallinie der vereinigten Save und Sann in einer direct südwestlichen Richtung weiter. Die Linie dieser Furche bildet genau die Fortsetzung des hohen Centralrückens der Steiner Alpen, so daß nun auf demselben Striche, auf welchem bis Steinbrücken von Nordwesten her ein hoher Bergrücken läuft, von jetzt an nach Südosten hin eine tiefe, von der Save erfüllte Schlucht an seine Stelle tritt, und daß die Gränze von Steiermark-Krain, welche sich erst an jenen Rücken lehnte, nun in derselben Richtung an diesem tiefen Flußgraben fortstreicht, bis in die Gegend von Rann, wo bei der Einmündung der Gurk in die Save diese aus dem Gebirge in freieres Land hinausrinnt, wo ferner Steiermark sowol, als Krain endigen, und wo endlich Croatien beginnt.

In früheren Zeiten fand der Verkehr bequemere Wege über den Rücken der Gebirge hinüber. Die Chausseen und Verbindungsstraßen zwischen Steiermark und Krain liefen von Cilli aus bei Möttnig vorbei über die Berge nach Laibach. Die tiefeingeschnittenen, zu den Seiten durch Felsen sehr beengten Thalklüfte der Sann und der Save blieben fast unbenutzt. Erst in neuerer Zeit haben sich die Eisenbahnen, für welche große und kostspielige Felsen-Aussprengungen zu unternehmen sich lohnte, hier in die Thalfurchen selber hinabgelassen, wie denn auch an der belgisch-deutschen

Gränze und an zahllosen andern Punkten mit den Eisenbahnen eine Umwandlung von Höhen- zu Thalwegen Statt gefunden hat.

Im Centrum des Gebirges und im Punkte des Zusammenstoßes der Thäler, eben bei Steinbrücken, bildet die k. k. Südbahn einen Winkel, dessen Scheitelpunkt die am meisten nach Südosten hervortretende Stelle der ganzen Bahn ist. Sie kommt aus Steiermark von Norden hierher, und geht westwärts nach Laibach weiter. Es ist daher hier der Ort, an welchem alle längs der Save abwärts nach Südosten zu liegenden Länder sich am nächsten anschließen. Sollte die Seiten-Eisenbahn nach Croatien und namentlich nach Agram, das nur 12 Meilen von hier entfernt an der Save liegt, ausgeführt werden, so ist Steinbrücken entschieden der Platz, wo der Anschluß geschehen muß. Aber selbst, wenn diese Eisenbahn nicht ausgeführt werden sollte, wird doch allmählig der ganze Personen- und Waarenverkehr zwischen Croatien und Wien bei Steinbrücken, als bei dem Kreuzungspunkte der Save und der Südbahn, seine Einströmungsstelle haben. Schon jetzt wirken die Eisenbahnarme auf diese Savegegend eben so hin, wie es zwei plötzlich entstehende große, schiffbare Nebenflüsse thun würden, die sich auf einmal zu beiden Seiten des Flusses ansetzten. Steinbrücken wird mit der Zeit der Mittelpunkt des ganzen Gränzverkehrs zwischen Steiermark, Krain und Croatien, und weiterhin zwischen dem Saveland und Triest, sowie zwischen jenem und Wien werden. Es wird einen großen Theil des Handelsverkehrs von Cilli und Laibach an sich ziehen, und schon jetzt, obwol es an diesem Flecke einstweilen noch ungefähr so aussieht, wie in einem amerikanischen Urwalde, wo man den Platz für eine zu bauende Stadt schon bezeichnet hat, haben in Voraussicht der Dinge, die da kommen werden, Triestiner Kaufleute sich

beeilt, zwischen den Felsen von Steinbrücken einige Handels-Etablissements zu begründen.

Die Scenerie bei Steinbrücken ist äußerst großartig. Von allen Seiten steigen ziemlich steile Felsen- und Bergabhänge auf, durch welche die Flüsse und die Eisenbahnen sich nur knappen Raum geschaffen haben. — Die größte Weitung ist noch auf krainischer Seite, wo ein Bauerhof liegt. So lange die Welt steht, ist hier ein öder Platz gewesen. Nie hat die Geschichte bis auf heute herab Etwas von diesem Punkte gemeldet. Nur die schnell auf der Save vorüberschießenden Waarenschiffe haben ihm für vorübergehende Momente einiges Leben gegeben. — Sogar für ein Dorf war hier nicht Raum genug. Der Name Steinbrücken ist daher auch ganz neu. Es soll aber zum Frommen des Save-Verkehrs, der hier doch zuweilen durchtröpfeln mochte, und vielleicht auch zum Frommen der Save-Schiffer schon in alten Zeiten ein östreichischer oder steirischer Fürst eine Brücke über die Sann gebaut haben. Weil hier sonst Nichts war, als diese Brücke, so nannten die Leute den Punkt „zur gemauerten Brücke“, oder im Slavischen: „Sidano most“, woraus denn jetzt Steinbrücken entstanden ist.

Der Erzherzog Johann, dessen Namen man sich an alle interessante oder nützliche Punkte der östreichischen Alpenländer knüpfen sieht, muß wol eine Ahnung von dem bevorstehenden Aufschwunge Steinbrückens gehabt haben; denn er war der Erste, der nach dem Verfall jener alten Brücke hier in neuerer Zeit eine andere aufbaute. Da die Wege längs der Sann und der Save sich überhaupt etwas gebessert hatten, so mochte das Bedürfniß einer solchen neuen Brücke lebhafter gefühlt werden. Ein Marmormonument, das am Ende der Brücke für den verehrten Erzherzog errichtet ist, ist das erste Denk-

mal, welches die zukünftige Stadt Steinbrücken in ihren Mauern, wenn sie solche je bekommt, einschließen wird. Das Monument des Erzherzogs bot mitten in diesem lebenvollen Bergkessel einen eigenthümlichen Anblick dar. Die Arbeiter hatten eine Menge von Schubkarren neben der Marmorbüste aufgehäuft und ihre Schaufeln und Hacken ihr an die Schulter gelehnt, so daß es aussah, als ob dieser Herr selbst, wie ein marmorner Arbeiter, recht munter in das schöpferische Labyrinth hinein schaute. Jetzt ist diese neue Brücke des Erzherzogs Johann, obwol sie noch steht und benutzt wird, schon wieder veraltet und durch die großartige Brücke überflügelt, auf welcher die Eisenbahn über die Sann längs der Save hinführt. Es ist hier so wenig Raum an den Flüssen, daß man ein ganzes Stück des Gebirges von oben bis unten herab hat wegschneiden müssen, um einen flachen Platz zu gewinnen, auf dem man die Waaren-Magazine errichten könnte.

Die Wegschneidung dieses gewaltigen Felsblocks war eine wunderschöne Arbeit, mit der man noch nicht ganz fertig ist. Hunderte von Italienern meißelten, hämmerten und sprengten noch oben an der hohen Wand, und ließen sich, die Sprenglinien bestimmend, mit Stricken daran hinauf und herab, um noch eine einige Klafter breite Schicht der über 100 Fuß hohen Wand herunterzubringen. Es geschieht hier das Umgekehrte von jener Triestiner Arbeit, wo man einen tiefen Abschnitt des adriatischen Meeres auszufüllen im Begriff ist, um einen Platz für Eisenbahnhöfe und Magazine zu gewinnen. Eine einzige Eisenbahnlinie, wie diese von Triest nach Wien, bringt jetzt Riesenwerke zur Ausführung, die wir in so kurzer Zeit schon Verwöhnten stillschweigend hinnehmen, während, wenn Xerres oder Alexander der Große sie aufgeführt hätten, die Gelehrten

und die Dichter zweitausend Jahre lang darüber Commentare und Verse gemacht haben würden.

Wird Steinbrücken, woran fast kein Zweifel ist, wirklich ein bedeutender Ort, so ist es ungemein interessant, diesen kleinen Riesen in seiner Wiege zu betrachten, die ersten Lebensregungen an Ort und Stelle zu untersuchen, und die Verzeichnung seiner Annalen schon jetzt zu beginnen. Man kann sagen, daß das ganze Terrain, auf dem dieser künftige Handelsort stehen wird, durch Absprengung von den Felsen und durch Stützmauern längs der beiden Flüsse gewonnen worden ist.

Es wohnten jetzt nicht weniger, als 3000 Arbeiter, hier, wie gewöhnlich aus allen Bevölkerungs-Elementen der östreichischen Alpenwelt zusammengesetzt, aus Furlanern, Slowenen, Deutschen und Italienern. Sie hatten sich an den Berg-Abhängen rund um den Kessel herum, dessen Mittelpunkt die schöne Brücke einnimmt, in kleinen Erdhütten und Holzhäusern angesiedelt. Ihre bescheidenen oder ärmlichen Wohnungen bildeten gleichsam die Vorstadt zu den ebenfalls zum Theil noch sehr provisorischen Wohnungen der Wirthe, Krämer, Beamten und Spediteure, die hier bereits Posto gefaßt haben und mit sammt den Eisenbahnhöfen und Waarenmagazinen gleichsam den Kern der noch sehr lockeren Stadt bilden. Die wenigen Speditions-Geschäfte, die schon vorhanden sind, sind Filiale von Laibacher Häusern. Auch fand ich einen Mann hier etablirt, der Kaufmann und Wirth zugleich war, einen italienischen Namen trug, und Theilnehmer einer aus Brüdern bestehenden Handels-Compagnie war, die eben solche Etablissements sowol in Agram und Laibach, als in Triest, hatte. Wie gesagt, es ist möglich, daß diese Steinbrückner Filiale noch einmal ihren Mutter-Etablissements in Laibach über den Kopf wachsen. Seit drei Monaten waren auch

mitten zwischen den Felsen einige ganz neue „Gemischte Waaren-Handlungen“ nach östreichischer Art etablirt worden. Schmiede, Drechsler und Tischler hatten ihre Werkstätten unter hölzernen Schuppen und Baracken aufgeschlagen, unter denen auch schon Ziegelbrennereien und Holzmagazine hervorblühten. Wer nicht nach Amerika reisen kann, um zu sehen, wie eine Stadt in einer Wald- und Felsen-Wildniß aus dem Nichts emporwächst, der mag hier nach Steinbrücken an der Save kommen.

Selbst, wenn die übrigens bereits tracirte Eisenbahn nach Croatien nicht zu Stande kommen sollte, wird Steinbrücken dennoch als Save-Hafen schon deßwegen sehr markirt erscheinen, weil von unten her das Save-Bett bis zu diesem Punkte hinauf ziemlich gefahr- und felsenlos ist. Zwischen Steinbrücken und Laibach sind die schlimmsten Engen und Strudel. Um diese zu vermeiden, werden also die Save-Schiffer gern in Steinbrücken Halt machen und ihre Waaren dann per Eisenbahn weiter schaffen. Daß auch die Sann wenigstens floßbar ist, kommt dem Orte gleichfalls zu Statten. Endlich hat man auch, wie fast überall bei solchen Punkten, wo man den Boden der Erde aufgewühlt hat, allerlei Sachen im Gebirge entdeckt, welche den Bewohnern dieser Gegend einmal sehr nützlich werden können. So gab der Brückenbau und die Wegsprengung der Felsen Veranlassung zur Entdeckung ganz vortrefflicher Steinarten auf beiden Seiten der Sann. Es findet sich hier ein sehr polirfähiger Korallenkalk. In seinen Massen sind bereits mehrere Steinbrüche angelegt worden, deren Producte schon auf der Save abwärts geführt werden. Auch streicht ein großes Kohlenlager durch die Steiermark und Krain trennenden Gebirge bis hierher. Es bestehen in der Nähe schon mehrere Kohlenwerke, z. B. das von Rastnik (oder Hrastnig), das durch eine Triestiner Gesellschaft betrieben wird, und ein

anderes bei Trifail, welches das reichhaltigste sein soll, sowie auch bei Sagor. Ebenso giebt es Glasfabriken im benachbarten Gebirge (z. B. bei Trifail), sowie Hütten- und Schmelzwerke (z. B. ein Zainofen) bei Sagor. Alle jene Etablissements liegen wenige Stunden von Steinbrücken entfernt, und können später einmal dazu dienen, die Speculation und den Waarenverkehr dieses Punktes zu beleben und zu nähren.

Das scheinen gar mancherlei Vortheile zu sein. Ein widerwärtiger Uebelstand besteht aber darin, daß ein Theil des Berges, der gerade in dem Winkel des Zusammenflusses der Save und der Sann liegt, sehr baufällig und bröcklig ist. Es sind schon einige bedeutende Felsstücke von ihm heruntergekommen, die einen Theil des Stations-Gebäudes zertrümmert haben. Eine sehr große und sehr gefährlich in der Höhe schwebende Felsenpartie sieht man noch mit mißtrauischen Augen an, und fürchtet ihr Nachstürzen. Sie sei zu groß, sagte man mir, als daß man durch Absprengen helfen könne; auch würde ein Sprengversuch die Sache vielleicht eher verschlimmern, als verbessern.

7. Cilli.

Jeder einigermaßen mit der Geschichte dieser Gegend Vertraute muß ein Verlangen fühlen, den historisch so merkwürdigen Punkt Cilli etwas näher in Augenschein zu nehmen. Ich fühlte dieß Verlangen längst, und setzte mich daher, weil nicht gleich ein Bahnzug in Bereitschaft war, auf einen kleinen Einspänner, mit dem ich im Sann-Thale auf der alten Bergstraße aufwärts fuhr. — Dieß war ein ziemlich halsbrecherisches Geschäft, weil jene Straße jetzt vollkommen vernachlässigt und theils mit Steinblöcken besät, theils von Regengüssen zerfressen ist. Die Eisenbahn, welche in demselben Thale auf der andern Seite der Sann fortführt, hat jenen alten Weg überflüssig gemacht.

Das Sann-Thal ist voll reizender Naturschönheiten. Je höher man von dem Steinbrückner Loche oder Kessel darin hinaufkommt, desto anmuthiger und sanfter wird es, bis man bei Cilli, dem alten Celeja der Römer, den Ausgang ins Freie erreicht. — In dem Centrum des großen Bergspalts, mitten zwischen Steinbrücken und Cilli, liegt der Markt Tüffer, und nicht weit davon der seit den Zeiten der römischen Imperatoren bekannte Badeort, der auch wol „Bad Tüffer", eigentlich aber in der slavischen Landessprache „Toplitza" (Warmbrunn) genannt wird.

Ich besichtigte diesen merkwürdigen Punkt. Der warme Quell, dessen heilsame Wirkungen ganz besonders in Ungarn und Croatien gepriesen und auch von da aus benutzt werden, entspringt in der Mitte einer weiten und bequemen Abtheilung des Sann-Thales, und da der Marktort Tüffer hier noch entfernt und nicht sichtbar ist, so liegen die hochstockigen und schloßartigen Badehäuser, etwa wie ein alter

Herrensitz, ziemlich einsam in der baum- und wiesenreichen Hügel- und Berglandschaft.

Wahrscheinlich steht dieser warme Quell mit dem Kohlenlager in Verbindung, das, wie ich sagte, durch diese Gegenden streicht, und man badet noch jetzt in dem Bassin, in welchem die alten Centurionen und Legaten, die an den Gränzen Pannoniens standen, ihre Wunden und gichtischen Leiden zu curiren suchten. Natürlich hat man übrigens neuerdings noch andere Bassins angelegt.

Ich traf hier mit einem katholischen Pfarrer zusammen, der auf einer Reise zu römischen Antiquitäten der Umgegend begriffen war, und der die römischen Inschriftssteine, welche man hier noch bei Toplitza aufbewahrt und in die Wände der Gebäude eingemauert hat, copirte. Einige dieser Steine enthielten längere Inschriften; andere waren blose Votivsteine mit sehr lakonischen Widmungen. Ich zeichnete mir diese auf: „Nymphis Augustis" (den erhabenen Nymphen des Quells). Ferner: „Valetudini!" (der Gesundheit). Dieß eine Wort sagt freilich erstaunlich viel. Ein gewisser Manlius Finitus bezeigte sich den Nymphen für seine wiederhergestellte Gesundheit außerordentlich dankbar. Am Ende haben sie ihn aber dennoch im Stiche gelassen, den Armen!

Neuere Inschriften an den Wänden der Gebäude legten Zeugniß von der unglückseligen Antipathie ab, mit welcher die Völker dieser Gegend im Jahre 1848 gegen einander aufwallten. Ein Flügel der Badegebäude trug mit großen Buchstaben die Worte: „Hervatzky stan", d. h. croatischer Wohnsitz. Im besagten Jahre wollten die croatischen Badegäste gar Nichts mit den ungarischen und deutschen Leidensgenossen zu thun haben, und pferchten sich in dieser Abtheilung ganz für sich ein, so daß ganz patriotisch Croaten

bei Croaten wohnten. Sie sind es am Ende aber doch überdrüssig geworden, und dieses Jahr (1850) hatten sich alle Leute verschiedener Zungen schon ganz hübsch wieder unter einander gemischt. — Der croatische Adel spielt hier, wie man mir sagte, die erste Rolle, dann kommen die Ungarn, Fiumaner und Triestiner. In neuester Zeit hat das Bad auch Besucher aus Wien gehabt. Einige Nachkommen der Römer (Italiener) hat es hier immer gegeben, sogar aus dem fernsten Süden. „Die Leute dort in Welschland wissen," sagte mir mein nach Antiquitäten forschender Geistlicher, „daß es die Römer besucht haben, und diese Kunde erbt sich von Familie zu Familie fort." Ich dachte hier an die Inschrift in jenem Kaiserbade bei Aquileja, wo von den Badegästen „ex remotissimis Germaniae partibus" gesprochen wurde. Wie diese bis an die Küste des adriatischen Meeres sich verstreuten, so kommen also die Gäste ex remotissimis Italiae partibus bis hierher ins Innere der Alpen.

Ich hatte einen sehr originellen Kutscher, der weit in der östreichischen Monarchie gereist war. Merkwürdig war mir der Vergleich, den er zwischen den benachbarten Krainern und Steiermärkern anstellte. Im Ganzen gab er in Bezug auf Fleiß und Rührigkeit den Krainern den Vorzug. Die Krainer, sagte er, tummeln sich fleißig in der Welt herum, und gehen mit Sieben- und Holzwaaren und mit anderen Dingen überall hin, um sich durch den Handel ihr Brod zu erwerben. Die Steiermärker thun dieß fast gar nicht. Sie kleben außerordentlich an ihrem heimathlichen Boden. „Blab'n mer hoam," sagt der Steirer, „und geh'n mer einen Sterz essen." Sterz ist das bekannte und beliebte steirische Nationalgericht. Das klingt ja beinahe wie der Spruch von dem Dolce farniente der afrikanischen

Race in Virginien, das Herr Lyell in seiner amerikanischen Reise citirt:

„Alte Virginia immer keck,
„Sitz beim Feuer, iß Maisbrai und Speck!“

Als ich am Nachmittage in Cilli ankam, fand ich ein ungewöhnliches Leben in der Stadt. Alle Wirthshäuser waren überfüllt. Es dauerte lange, bis ich ein Zimmer für mich fand, und auch dieses mußte ich noch mit einem Beamten, einem Geistlichen und einem Advocaten theilen. Das große Ereigniß, das so viele Menschen zusammengelockt hatte, war die Eröffnung des Cillischen Geschwornengerichts und die erste Proceßverhandlung vor demselben. Diese merkwürdige Gerichtssitzung war nicht blos in Cilli, sondern überhaupt in der ganzen östreichischen Monarchie die erste ihrer Art, und die Aufregung und Spannung des Publicums daher sehr natürlich. Nicht blos aus Steiermark, sondern auch aus Krain, Kärnthen und sogar aus dem entfernten Tyrol waren Rechtsgelehrte, Geistliche und andere Männer der gebildeten Classe nach Cilli zusammengekommen, um der Verhandlung beizuwohnen und zu beobachten, wie diese neue Institution sich bewähren würde. Die Meisten trieb blose Neugierde, und ich bemerkte diese Theilnahme mit dem größten Beifall und Interesse. Viele — Advocaten und Richter — in deren Wohnorte nach einiger Zeit die Eröffnung des Geschwornengerichts ebenfalls bevorstand, waren wol gekommen, um sich praktische Belehrung zu holen und zu sehen, wie man sich bei einer so neuen Sache zu benehmen habe.

Auch ich eilte natürlich vor allen Dingen zu der Gerichtssitzung, die schon den ganzen Tag gedauert hatte, und die, wie man glaubte, sich noch bis Mitternacht fortsetzen würde. Eine Geschwornengerichts-Sitzung in Oestreich war mir etwas zu Merkwürdiges, da wir selbst bei uns in

unseren Republiken Hamburg und Bremen eine solche als einen Ausfluß des liberalen oder constitutionellen politischen Systems betrachtete Gerichtsform noch nicht haben erringen können.

Das Local des Gerichts war ein sehr angemessenes, nämlich der alte Rittersaal der Grafen von Cilli in der Mitte der Stadt. Dieß ist der größte und ehrwürdigste Raum in Cilli. Er ist mit etwas altmodischen Decorationen und alten, historischen Gemälden versehen. Auch ist er geräumig genug, um eine hinreichende Anzahl Menschen zu fassen. Dieser Umstand sprach sehr für den guten Willen der Förderer und Einsetzer der neuen Institution. Hätte man es von vornherein mit den Geschwornengerichten nicht aufrichtig gemeint, so hätte man ja irgend ein Winkel-Local dafür anweisen können, und einen Ort, dessen Localität die Betheiligung und Gegenwart eines großen Publicums beschränkt hätte.

Ich fand eine Menge Leute aus allen Classen der Gesellschaft versammelt, die den Verhandlungen mit größter Ruhe und Aufmerksamkeit zuhörten. Sogar slavische Bauern waren darunter, sowie denn auch die Straßenbuben an den eisernen Gittern vor den Fenstern herumkletterten und ihre Köpfe neugierig in dieselben hineinsteckten. Dieß waren ja ganz solche Scenen, wie ich sie bei den Gerichten in London gesehen hatte.

Die Richter saßen erhaben an einer langen Tafel dem Publicum gegenüber, unter ihnen ein würdiger Rechtsgelehrter, der von Grätz zum Zweck der Eröffnung des Gerichts herabgekommen war. Jenen Herrn zur Seite erblickte man rechts die Geschworenen und den Staatsanwalt, links den Vertheidiger und die Angeklagten; gerade vor ihnen war ein Raum für die Zeugen.

Es war eben eine Verhandlung über eine Person im

Gange, die des Kindesmordes angeklagt war, und ich bekam Gelegenheit, mich nicht wenig darüber zu wundern, mit welcher Gewandtheit, Ruhe und Geschicklichkeit der ganze Proceß geleitet wurde. Richter, Kläger, Geschworene, Angeklagter, Alle sahen sich heute zum ersten Male auf diese Weise einander gegenüber, und man hätte denken sollen, daß eine gewisse Befangenheit und Unbeholfenheit sich bei Allen hätte kund geben müssen. Es zeigte sich aber nirgends eine Spur davon. Die ganze Sache ging so vor sich, wie ein Schauspiel, bei dem man die Rollen schon lange vorher einstudirt hat. Auch das Publicum gab zu gar keiner Störung Veranlassung. Man hätte doch leicht von seiner Seite einen Mißbrauch der ihm zum ersten Male gestatteten Freiheit, im Gerichtslocale zu sitzen und hier bei offenen Thüren ein- und auszugehen, sowie ebenso einen Uebergriff von Seiten der das Publicum beaufsichtigenden Gerichtsdiener, die bisher so strenge Gewalthaber gewesen waren, erwarten können. Allein Nichts dergleichen kam vor.

Die Richter sprachen laut und deutlich; die Zeugen waren auch zum Theil ganz unbefangen. Sogar die angeklagte Person entwickelte eine Gewandtheit in der Rede bei ihrer Vertheidigung, die alle Welt geradezu in Erstaunen setzte, und oft durch ihre ingeniösen Entschuldigungs- und Beschönigungsgründe das Publicum zum lauten Auflachen brachte. Nur einzig und allein die Geschworenen waren etwas schweigsam, und hätten, wie mir es schien, zuweilen etwas mehr mit Fragen und Nachforschungen hervorkommen sollen; doch kann ich mich hierin irren. Mit einem Worte, die ganze Action fiel gerade so aus, wie jeder Freund der Geschwornengerichte gewünscht haben mag, daß die Einführung dieser vielverheißenden Institute ausfallen möchte.

Auch sprach sich am Abend allseitige Zufriedenheit mit der Sache aus.

Nur ein großer, aber unvermeidlicher Uebelstand war dabei, nämlich der Gebrauch zweier Sprachen bei der Verhandlung. Die Grundbevölkerung dieses südlichen Theiles von Steiermark ist bekanntlich ganz slavisch; doch sprechen die gebildeten Classen auch deutsch, und Manche von ihnen verstehen entweder das Slavische gar nicht, oder sprechen es nicht geläufig. Unter dem ungebildeten slavischen Publicum verstehen und sprechen die Wenigsten deutsch. Um Allen gerecht zu werden, mußte demnach fast jeder Act in beiden Sprachen wiederholt werden. Der Präsident des Gerichts hielt eine Eröffnungsrede in deutscher Sprache, und trug sie dann ebenfalls auch wieder slavisch vor. Die Anklageschriften und die Vertheidigungsrede mußten gleichfalls in beiden Sprachen vorgelesen werden, weil nicht nur unter dem zuhörenden Publicum, sondern auch unter den Geschworenen Einige sein konnten, die der einen oder der anderen Sprache nicht mächtig waren. Die Zeugen wurden zuvor gefragt, welche der beiden Sprachen ihnen die geläufigste sei, und welcher sie sich bedienen wollten. Ihre Aussagen mußten dann dem Angeklagten in seine Sprache übersetzt werden. Man kann sich denken, wie sehr die Verhandlungen dadurch in die Länge gezogen wurden. Ich bewunderte nicht wenig die unsägliche Geduld der Richter und der anderen Betheiligten, auf diese Weise alle, selbst die unbedeutendsten Dinge durch zwei Gläser zu betrachten, durch das der slavischen und das der deutschen Sprache.

Ich sagte oben, daß ich bei der Schilderung des Arbeiterdorfs in dem Kessel von Steinbrücken wünschte, Beiträge zu den ersten Annalen einer künftigen großen Stadt gegeben zu haben. Noch mehr fast wünsche ich, bei dieser Schilderung der ersten Geschwornengerichts-Session

in Oestreich die ersten Sprossen einer hoffentlich bald wie ein Baum aufwachsenden Institution gezeichnet zu haben.

Die Gegenwart hat wol überall den ersten Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Reisenden. Erst nach der Geschwornen-Sitzung wandte ich mich daher den römischen Alterthümern von Cilli zu, obgleich ich gestehen muß, daß ich eigentlich ihretwegen hierher gekommen war, und jenes Gericht nur eine vom Zufall mir geschenkte Zugabe war.

Cilli ist voll von römischen Antiquitäten, und es finden sich hier deren noch viel mehr, als in Aquileja. Die Stadt soll zu den Römerzeiten sehr groß gewesen sein, und nach der Meinung einiger slavischer Gelehrten 60,000 Einwohner oder sogar noch mehr gehabt haben. Ich sage, nach der Meinung *slavischer* Gelehrten; denn, wie mir es scheint, sehen die Slaven mit einer Art patriotischer Theilnahme auf die Blüthe dieser alten Römer-Colonie und meinen, daß „Celeja" — dieß war, wie gesagt, der römische Name für Cilli — auf slavischem Boden gestiftet worden, und daß es eine mit Hülfe der Slaven und zum Theil auch für dieselben gegründete Römer-Colonie gewesen wäre. Sie blicken mit einem Worte auf Cilli etwa, wie wir Deutschen auf Augsburg, Mainz oder Köln, die wir auch als Römer-Colonien betrachten, und die zum Theil mit *Hülfe* der Deutschen und zum *Frommen* derselben blühten. Nach unserer gewöhnlichen Meinung sind die Slaven in diesen Gegenden zwar erst im 6. Jahrhunderte eingerückt, und zu den Römerzeiten sollen hier sogenannte Celten gewohnt haben; aber wer sagt uns, was diese Celten eigentlich bedeuteten und waren? Vermutlich gab es französische oder gallische Celten eben so gut, wie deutsche und slavische, d. h. vermuthlich bezeichnete der Name Celten — im weiteren Sinne genommen —

gar keine Nationalität, sondern nur alle Nationalitäten nördlich von Italien, und dieser Name wenigstens wäre daher kein Hinderniß, sich auch zu den Römerzeiten schon Slaven in diesen Alpenstrichen zu denken.

Ich habe keine Vermuthung über die Ableitung des Namens Cilli gehört. Aber ich möchte glauben, daß er slavischen Ursprungs sei. Er könnte von dem slavischen „Selo“ oder „Sello“ (so viel, als Ort, Dorf) herkommen. Die römische Form des Wortes, Celeja, schließt sich diesem Selo, das wir in Deutschland unter Anderem aus dem „Zarskoje Selo“ allgemein kennen, ziemlich nahe an. Die heutige slavische Benennung des Ortes, „Celle“, wäre dann etwas nach der römischen Sprach- und Schreibweise modificirt. — Es giebt übrigens im Illyrischen auch ein Wort: ‚Cel, cela, celo,“ was so viel, als „ganz“, „vollständig“, heißt. Möglicher Weise könnten die Namen „Celle“, „Celeja“, „Cilli“, auch davon hergenommen sein.

Eins der merkwürdigsten römischen Alterthümer in Cilli ist die vollständige Figur eines römischen Kriegers, die in einem Gärtchen neben der Hauptkirche des Ortes aufgestellt ist. Sie ist sehr schön gearbeitet und gut erhalten, bis auf die Nase, die offenbar angesetzt ist. Auf die Nasen haben es die Zerstörer aller alten Monumente vorzugsweise abgesehen. Es giebt sehr wenige Statuen, bei denen die Nasen ganz glücklich und unversehrt durch alle Zeiten der Völkerwanderung und des Mittelalters hindurch gekommen sind, und es ist merkwürdig genug, daß dieser so sehr exponirte Theil unseres Körpers, der immer schon bei unseren frühesten Versuchen, zu schreiten und aufrecht zu stehen, so viel zu leiden hat, auch noch bei unseren Bildnissen und Statuen dem Antiquar so viel Kummer und Bedauern verursacht.

Ein vortrefflicher und kenntnißreicher Mann, bei dem ich mich introducirt hatte, hatte die Güte, mit mir noch spät

am Abend bei Lampen- und Talglicht die Runde in der Stadt zu machen, und mir die verschiedenen interessanten Römersteine, Inschriften, Büsten und Köpfe, die zum Theil der Hauptkirche des Orts, zum Theil Privathäusern, Mauern und Thoren einverleibt sind, zu zeigen. Schalken, Mieris und Dow haben eine Menge Lampen- und Talglicht-Bilder gemalt, auf denen zuweilen das Gesicht einer alten Köchin die faulen und frischen Eier mit kritischem Auge untersucht, zuweilen der Kopf eines federschneidenden Schreibmeisters oder die Figur eines aus dem Fenster gebeugten jungen Mädchens, das eine Traube vom Spalier pflückt, erscheint. Ich mußte an diese Gemälde denken, als wir jetzt bei finsterer Nacht bald zu dieser Kirchenmauerecke, bald zu jener heran traten, und aus der Dunkelheit auf einmal, von unseren flatternden Flammen beleuchtet, schöne Römerköpfe sich hell hervorthaten. Namentlich frappirte mich ein ganz kolossaler und sehr schöner weiblicher Kopf, der sehr wohlerhalten in der Mauer der Kirche steckte. Auch berührten mich freudig bei dieser Beleuchtungsweise die großen und herrlichen Buchstaben einiger römischen Inschriften, die sich uns ebenfalls an der Kirchenmauer herrlicher und klarer offenbarten, als dieß vermuthlich beim Sonnenschein der Fall gewesen sein würde. Welche feste, bestimmte, noble Kalligraphie diese römische, die noch so deutlich nach 2000 Jahren zu uns spricht! Die alten gothischen Krähenfüße, die auf mittelalterlichen Monumenten daneben stehen, buchstabirt selbst ein Deutscher kaum heraus.

Ein Paar andere kolossale und zugleich schön gestaltete Köpfe römischer Statuen stecken in einem Thorbogen, der hier das „Antiken-Thor" genannt wird, und sich in der Nähe des „Traschischen Hauses" befindet. Es ist darunter ein großer Minotauruskopf mit Hörnern, vortrefflich erhalten,

und dann ein leider! gespaltener Apollokopf. — Ich glaubte sowol in der Größe jener Köpfe, als auch in der Schönheit und den Dimensionen jener langen Inschriften, einen Reflex der Bedeutung dieser alten römischen Stadt Celeja zu erkennen, und vermuthlich wol mit Fug und Recht; denn es läßt sich denken, daß die Dimensionen solcher Dinge einigermaßen mit den Dimensionen des Ortes selbst, für die sie bestimmt waren, in Proportion standen. Die hiesigen römischen Monumente sollen alle aus derselben Marmorgattung sein, welche man am Bacher-Gebirge bricht. Dieß „Bacher-Gebirge" liegt im Norden von Cilli, und ist eine sehr große, merkwürdige und stark markirte, aber fast völlig unbewohnte Alpenhochebene, die, 4000 Fuß hoch, ziemlich isolirt daliegt, und überhaupt eines der auffallendsten geologischen Phänomene von Süd-Steiermark bildet. Man bricht dort noch jetzt vielen brauchbaren Marmor.

Man scheint hier in Cilli nicht dafür gewesen zu sein, die Ueberreste des Alterthums in einem Museum zu sammeln. Vielmehr scheint man es vorgezogen zu haben, sie überall öffentlichen und Privat-Gebäuden einzuverleiben und diese damit zu schmücken. Es sieht dieß allerdings viel hübscher aus. Der ganze Ort scheint so gleichsam mit römischen Antiquitäten ausgeziert, und die Idee des Alterthums wird den Leuten weit mehr gegenwärtig erhalten, als wenn die Reliquien in einem wohlverschlossenen Reliquiarium oder selten besuchten Stadtmuseum schlummerten. Aber der Zerstörung sind sie leider auf diese Weise mehr ausgesetzt. Einen Löwen aus Marmor, den man mir auch als römischen Ursprungs bezeichnete, fand ich in einer Hofwand so niedrig eingemauert, daß er fast den Fußtritten der vorübergehenden Thiere und Menschen ausgesetzt war.

Neben Cilli ist einer der merkwürdigsten Punkte für

römische Antiquitäten die Stadt Pettau an der Drau. Dort hat man noch ganz kürzlich wieder einen Topf mit 200 silbernen und goldenen Münzen gefunden. Leider, leider! sind den Leuten, welche in der Regel solche Funde machen, die Juden und ihre Genossen immer viel näher, als die Antiquare und Gelehrten, und diese vernehmen daher erst durch die dritte Hand Etwas von dergleichen Münztöpfen, wenn schon viel Gold und Silber daraus verschwunden ist. Sonst galt in Oestreich ein Gesetz, wonach der Bauer solche Münzen gegen ein Drittel des Werthes abgeben mußte. Es ist natürlich, daß ein solches Gesetz alle Römermünzen den Juden in die Tasche jagen mußte, und es mag auf diese Weise eine ziemliche Masse verloren gegangen und eingeschmolzen worden sein. Jetzt, glaube ich, entschädigt man die Leute zum Vollen, was in Kürze die östreichischen Münz-Cabinete vermuthlich bedeutend füllen wird.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, zu bebemerken, daß für die Aufdeckung, so zu sagen, des römischen Alterthums in diesen östlichen oder norischen Alpen-Provinzen in neuerer Zeit außerordentlich viel geschehen ist. Es sind vortreffliche Bücher geschrieben worden, welche uns die Zustände dieser Provinzen zur Zeit der Römer schildern. Die wissenschaftlichen Zeitblätter und Memoiren Oestreichs waren immer voll von Abhandlungen über einzelne antiquarische Entdeckungen. Die römischen Museen von Pettau, Klagenfurt, Laibach und Grätz sind neue Stiftungen von nicht geringem Interesse und großer Bedeutung. Römische Bäder hat man restaurirt. Römische Bergwerke sind jetzt an mehreren Punkten dieser erzreichen Alpengebirge entdeckt, untersucht und beschrieben worden. Die römischen Heerstraßen hat man mit ziemlicher Bestimmtheit nachgewiesen. Es ist merkwürdig und lobenswerth genug, daß in unserer

Zeit, wo die Aufmerksamkeit der Geister in so hohem Grade durch die Umwälzungen der Gegenwart absorbirt wird, doch auch noch so viel für die alten Kirchhöfe, Grabstätten und Reliquien gearbeitet wird. Unsere Vorväter haben selbst in der ärgsten Zopf- und Rococo-Zeit nicht so viel für die Römer gethan, wie wir. Es scheint mir dieß ein sehr bedeutungsvolles Zeichen dafür zu sein, daß die wahre Bildung und Aufklärung doch allseitig in einem gedeihlichen und umsichtigen Fortschritte begriffen ist.

Cilli hat zwei Perioden des Ruhms gehabt: erst unter dem Namen Celeja als große Provinzialstadt der Römer, dann als Residenz der mächtigen „Markgrafen von Cilli", eben so, wie Aquileja, das auch, ehe es in seine jetzige Bedeutungslosigkeit versank, zweimal groß war, einmal unter den Römern und einmal unter seinen Patriarchen. Man kann auf diese Weise bei unzähligen Stadtpflanzungen der Römer eine zweite mittelalterliche Blüthe erkennen, die gleichsam ein Refler oder Nachhall der römischen Blüthe zu sein scheint. — Die Markgrafen von Cilli, die in der ältesten deutschen Kaiserzeit auch wol Comites ad Savum (die Grafen an der Save) genannt werden, besaßen einen großen Länderstrich zwischen der Drau und Sau, der zu verschiedenen Zeiten verschieden groß war. Zuweilen griff ihr Gebiet nach Croatien und Slavonien hinab; doch bestand es gewöhnlich der Hauptsache nach aus dem größten Theile derjenigen Hälfte von Steiermark, welche „Untersteiermark" oder „Marca inferior" genannt wird, und die größtentheils den ganz slavischen oder windischen Strich von Steiermark begreift.

Die Markgrafen von Cilli (im mittelalterlichen Deutsch auch „Cilley" geschrieben) hatten in der Nähe der Stadt ein Schloß, das jetzt in Ruinen liegt und „Ober-Cilli" heißt. Bei den Windischen, so sagte man mir, hieße es blos

„Grad“. Ich besuchte dieses Schloß in Begleitung eines Bürgers von Cilli aus der mittlern Classe. Es war ein deutschsprechender Slave, der mit seinen untersteiermärkisch-slavisch-deutsch vorgetragenen Erzählungen mir den Weg sehr unterhaltend machte, obgleich das Verständniß seiner Vorträge mir zuweilen sehr schwer war.

Ober-Cilli — es giebt auch noch ein Neu-Cilli, einige Stunden im Westen — liegt auf dem Gipfel eines der Berge, die den Eingang ins Sann-Thal bilden. Man gelangt in einer Stunde hinauf. Neben den alten Ruinen wohnt der Bauer Gorischek, vulgo Greischek genannt (vermuthlich vom slavischen „Gora“, Berg, also der Bergbauer). Dieser Bauer hat das Schloß, ich weiß nicht, von wem, um 70 Gulden gekauft. Er benutzte die umstehenden Bäume, ließ auch sein Vieh auf den freien Schloßplätzen weiden, und brach Steine aus, wo es ihm beliebte, und wenn er sie brauchen konnte. — Endlich nahm sich der historische Verein von Cilli des Schlosses der alten Markgrafen an, kaufte es dem Bauer Gorischek um 700 Gulden wieder ab, und belegte nun jeden alten Stein mit dem Interdicte der Unantastbarkeit. Die Ruinen sind nicht ganz unbedeutend und auch interessant; doch war mir die Aussicht auf die Umgegend von Cilli und deren geographische Gestaltung das Anziehendste. Die Stadt liegt in der Ebene in dem inneren Winkel zweier zusammenlaufender Flüsse, der Sann und der Uglau, gerade an der Ecke, welche die Sann bildet, indem sie, durch die Gebirge brechend, zur Sau hinabfließt. Römische Feldherren mochten die Stelle sehr geeignet zum Aufschlagen eines Lagers finden, sowie auch die alten Ritter und Markgrafen hier am Rande des Gebirges die schönste Gelegenheit zur Schloßbefestigung gewahrten. Im Rücken sahen wir den Dost oder Tost, den höchsten Punkt dieser Gegend, an dessen Fuße die Sann vorüber-

zieht, und vor uns lagen in der Ferne die 4000 Fuß hohen Massen des Bacher-Gebirges

Einige Stunden von Cilli entfernt sah ich eine kleine Kirche. „Es ist eine Wallfahrtskirche," sagte mir mein Begleiter, „Maria Swetna" nennen wir sie in unserem Ding." („Ding" brauchte er für Sprache, überhaupt für Alles, was er nicht gleich zu nennen wußte). „Diese Kirche ist nicht mit Kalk beworfen?" bemerkte ich fragend, „sie sieht so finster und trübe aus." — „Ja", erwiederte er, „das haben die Bauern mit Fleiß so angeordnet, damit die Türken, wenn sie ins Land fielen, diese den Landeskindern so wichtige Kirche nicht gleich von fern erblicken möchten". — Uebrigens war mein Begleiter noch ganz voll von allen romanhaften Türken- und Ungarnkämpfen, die in der Nähe des Schlosses Cilli vorgefallen waren, und mit deren Tradition die Bürger in Cilli sich noch heutiges Tages bemühen.

Es giebt auch noch jetzt in Cilli sehr viele Italiener. Weiterhin nach Marburg und Grätz leben nicht mehr so viele in den Städten. Im Grunde genommen mag sich in der Bevölkerungsweise der Stadt seit den Zeiten der Römer wenig geändert, und es mögen hier immer Italiener, Slaven und Deutsche bei einander gewohnt haben, nur das eine Mal die Römer, ein ander Mal die Slaven, und dann wieder die Deutschen als die Vorwaltenden und Herrschenden. Auch das Klima von Cilli ist noch recht milde. Ich habe einmal — ich erinnere mich aber nicht mehr, wo — die Behauptung gelesen, daß die Römer, von dem Ister und aus Pannonien kommend, Cilli als die erste italienische oder schon halb italienische Stadt begrüßt hätten. Jetzt kann dieß einem Italiener aber erst in Triest einfallen.

8. Rückkehr über Grätz und Wien nach Dresden.

Am andern Tage rollten wir mit Windeseile aus dem Thale der Sann in das der Drau hinüber, durchschnitten das herrliche, weite Drau-Becken bei Marburg, donnerten über mehre eigenthümlich construirte Brücken hin — sogenannte amerikanische Gitterwerkbrücken, die aus Holz ungefähr eben so construirt sind, wie die englischen Metallkasten-Brücken, und deren Bauart mir ein Ingenieur*), der sie selbst gebaut hatte, erklärte, — flogen durch das flache, breite und mehre Meilen lange „Leibnitzer Feld", das weit ausgedehnte und mit Dammerde bedeckte Flußgeröllschichten oder, wie die Oestreicher sagen, „Schoterschichten" zur Unterlage hat, und eilten endlich in das ihm ganz ähnliche „Grätzer Feld" hinein, wo uns die hübsche und freundliche Stadt Grätz wieder in ihren Thoren aufnahm. Sie behielt uns aber nicht lange; denn die Gerüchte, daß unser geliebtes deutsches Vaterland wiederum in zwei feindliche Lager zerfallen sollte, waren immer bestimmter und beunruhigender geworden. Und üble Anzeichen eines bevorstehenden

---

*) Derselbe theilte mir auch noch mit, daß es auf dieser Bahnstrecke von Wien nach Triest jetzt drei solcher Brücken gäbe; sonst hätte man keine in Deutschland. Man vermag durch diese Brücken Spannungen von 30 Klafter Weite herzustellen. Sie sind deßhalb besonders da anwendbar, wo keine Stützpfeiler angebracht werden können. Je länger die Spannung ist, desto höher müssen die Tragwände dieser Brücken sein. Sie stützen sich an den beiden Enden an hoch hervorragende Pfeiler, ähnlich wie die Kettenbrücken. Man kann sie im Ganzen als Gerippe zu länglichen, hölzernen Kasten oder schwebenden Tunnels ansehen, deren verschiedene Theile durch dicke, eiserne Bolzen und Schrauben zusammengehalten werden. Sie haben auch das Gute, daß sie sowol leichter, als auch billiger herzustellen sind, und daß man sich selbst kleinen und kurzen Holzes bei ihrer Construction bedienen kann.

7

Gewitters hatte es auf dem ganzen Wege von Triest her schon genug gegeben, blinkende Säbel und Gewehre, rollende Kanonen und eilig marschirende Bataillone. — Je weiter nach Wien zu, desto größer wurde das Gedränge der bewaffneten Völker, welche Oestreich aufgerufen hatte, unser armes Norddeutschland zu bedrohen. — Als ich auf dem Semmering wieder ankam, war es schon Winter geworden, und der ganze Paß, sowie alle zu ihm führenden Thäler, war mit Schnee überschüttet. Die regen Feuer waren erloschen; die kleinen Hüttendörfer der Arbeiter lagen todt und unbewohnt da, die Dächer mit Eiszapfen behangen. Ihre emsigen Bewohner waren in ihre verschiedenen Heimathen abgezogen, um sich dort mit den Ihrigen des ersparten Erwerbes zu freuen. Soldaten, Artillerie, Cavalerie und Infanterie, bedeckten statt der Arbeiter die gefrorene Bergstraße, und drohende Massen von Kanonen und anderem Kriegsgeräthe wurden eilig über die Berge geschleppt. Nur ein oder zwei Mal begegnete uns ein kleiner Trupp von Arbeitern, mit Brodsäcken und friedlichem Handwerkszeuge beladen. Bei jeder Kanone, die an mir vorbeirasselte, bei jeder Schwadron, an der ich vorüberfuhr, that ich ein Gebet, und es ergriff mich tief und innig der Wunsch, daß all dieß Gerassel und dieser Lärm doch ein ächtes „much ado about nothing“ sein möchte, daß der Friede in unserem schönen Deutschland erhalten bleiben, und daß im nächsten Frühling die mit Schnee bestreuten Semmerings-Werkstätten und alle anderen deutschen Friedensarbeiten wieder aufleben, und wie muntere und wohlthuende Feuer von Neuem emporlodern möchten. Auch in Wien gab es von dem „nothwendigen Uebel“, das man Soldat nennt, genug; denn 13,000 bärenfellbemützte Grenadiere konnte man hier bei einer Revue auf einem Flecke beisamen sehen, ein Schauspiel, das selbst der alte, greise Held Radetzky noch nicht erlebt haben soll. Aufregung und Verschiedenartig-

keit der Ansichten gab es in Wien in allen Kreisen, und wie ein friedliebender Vogel beim Sturme sein Nest sucht, so strebte ich durch Mähren und Böhmen nach Norddeutschland, der bedrohten, geliebten Heimath zu. — Die böhmischen Bahnzüge schleppten von allen Seiten kleine Beiträge zu Wallensteins Lager herbei. In allen Coupés klirrten die Säbel der Officiere; aus den unabsehbar langen Wagenzügen der dritten Classe erschollen lombardische, croatische oder tyroler Gesänge und Lieder. Große Haufen von Bomben, Granaten, Kanonenläufen und anderem „verabscheuungswürdigen Brudermord-Geräthe" nahmen die Stelle der friedlichen Waaren-Colli, Kaffeesäcke, Weinfässer und Bücherballen ein. — — — In der Gegend, wo der böhmische Kessel aus seiner Mündung die Elbe von sich giebt, war geradezu Alles mit Soldaten verstopft. Böhmen selbst kam mir wie eine Kanone vor, deren Mündung auf die unteren Elbländer gerichtet war; die Soldaten wie Pulverkörner, mit denen diese Kanone gefüllt war. Alles war zum Abschuß fertig; alle Telegraphen waren in Bereitschaft, um das Wort „Vorwärts" zu empfangen und es, wie einen Funken, in jene des Losbrechens harrende Masse zu schleudern. Glücklicherweise blieb die Pandora-Büchse Böhmen für die ungeduldigen Krieger vorläufig noch geschlossen. Mir aber blieb in ihrem Deckel noch ein kleines Loch, durch welches ich hindurchschlüpfte, um abermals in das liebe Elbflorenz, von dem ich vor einigen Monaten ausgegangen war, zurückzukehren, und dort den Musen und Reise-Erinnerungen wieder einen neuen Lebenswinter zu widmen.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.